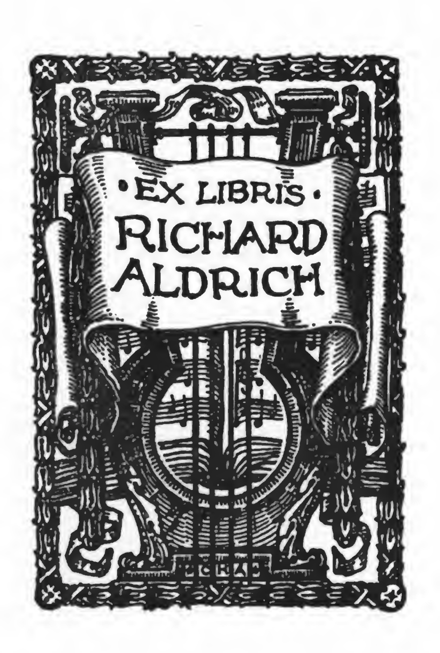
BEETHOVEN: NACH DEN SCHILDERUNGEN SEINER ZEITGENOSSEN

Ludwig Nohl




EX LIBRIS
RICHARD
ALDRICH



Beethoven.

Nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen.

Von

Ludwig Nohl.

Unser Zeitalter bedarf kräftiger Geister!
Beethoven.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1877.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Dem Meister der Meister

Richard Wagner

in Bayreuth.

Verehrter Meister!

Als ich im Frühling 1865, wo mir kaum noch eine erste Ahnung Ihres künstlerischen Daseins aufgegangen war, Ihnen, und mit bestimmtester Absicht Ihnen, meine „Briefe Beethovens" widmete, entgegneten Sie mir Folgendes:

„Was Sie thaten, als Sie dieses Buch mir widmeten, müssen Sie wissen: Sie müssen wissen, daß Sie dadurch alle Diejenigen kränken, die sich fortwährend angelegentlichst bemühen dem Publicum weiß zu machen, ich verachte unsere musikalischen Klassiker. Aus welchem Grunde man diese thörige Meinung aufrecht zu erhalten wünscht, muß Ihnen ebenfalls nicht unbekannt sein. Ich habe demnach anzunehmen, daß Ihre Widmung einer bestimmten Erklärung gleiche und danke Ihnen bestens dafür."

Im Sommer erlebten wir dann Ihren Tristan.

Ein Gefühl von der rein menschlichen Tragik und dem erhabenen Styl dieser dramatischen Wunderschöpfung ging auch mir persönlich damals wohl auf, — von der Tiefsinnigkeit ihrer Idee und der hoch überragenden Art ihrer künstlerischen Ausdrucksweise dämmerte mir kaum noch ein Lichtstrahl.

Da fand ich zwei Jahre später auf einer jener zahlreichen Reisen für meine Beethovenbiographie, zu denen mir hauptsächlich öffentliche Vorträge die Mittel zu beschaffen hatten, ein Buch von Ihnen, das mir wohl dem Dasein nach bekannt war, hinter dem ich aber nie etwas gesucht, was ich in den übrigen Schriften von Ihnen nicht zu besitzen glaubte, — ein pensionirter

Militärcapellmeister in Oldenburg schenkte es mir nach einem Vortrage über Richard Wagner, — es hieß: „Drei Operndichtungen nebst einer Mittheilung an seine Freunde!“

Wer mich in jenen Tagen und Wochen auf meinem Zimmer gesehen hätte, würde wohl verwundert gewesen sein, auf einen Mann, dem die leichtentzündbare Jugend schon eine gute Weile entschwunden war und der sich bewußt sein durfte, daß das Leben ihn nicht geschont und auch zu den meisten entscheidenden Punkten der Anschauung und der Erfahrung bereits hingeführt hatte, durch ein Buch, ein bloßes Buch eine solche Wirkung gethan zu sehen. Seit den tiefen Nächten bei Shakspeare und Goethe, seit den sonnglänzenden Stunden bei Beethoven war dem innersten Leben eine solche Erschütterung, dem eigensten Denken eine solche Bestätigung und solch unendlich erhöhtes Klarschauen nicht zu Theil geworden: unter Thränenschauer, ich gestehe es, bedeckte ich oft wie einst beim Faust das Gesicht mit dem Buche, das mir durch sein Bild unserer innersten Entwicklung zu Wahrheit und Menschsein hin, durch seinen überströmend dahinbrausenden Lebensgehalt das Weiterlesen immer erst nach längerer Pause gestattete.

„In wilden Leiden erwuchs er sich selbst,“

so hörten wir später den geistigen Werdeproceß, der hier in seiner ergreifendsten Unmittelbarkeit dargestellt ist, in ein Wort sich zusammenfassen. Den sich Wotan ersehnt, der frei ist von sich selbst und damit vom Zwange der Welt, der sich sein Siegschwert selber schmiedet, der den Drachen jedes todtliegenden Formbesitzes erschlägt und die holde Wahrheitsgestalt des Lebens, die Kunst selbst erweckt, — er stand hier vor der Welt Augen, in solchem sicheren Gewinn seines Werdens fast noch mehr als in diesem heftig schmerzlichen Kämpfen selbst.

Bald darauf kamen die Meistersinger.

Was die poetische Schönheitsfülle und die vollste Freiheit des dichterisch-musikalischen Ausdrucks im Tristan nicht vermocht

hatten, das vermochte über den befangenen Musikhistoriker dieses Werk mit seinem souverainen Spiel mit allen, auch den poesieentlegensten Formen und Handwerksmitteln der Kunst. Wer es so weit gebracht, das sagte mir das nächste praktische Verständniß der Sache, die Meister der Kunst in ihren eigensten Gebieten aufzusuchen und mit leichter Hand ihre charakteristischen Züge und Formen, ihren „Styl" nachzubilden, der gebietet als absoluter Herr im Reiche einer Kunst, deren wirklicher Sinn eben so weit von allem bloß Handwerksmäßigen ab liegt, wie sie selbst doch einzig in diesem Technischen zu Tage tritt.

„Da wußt' ich wer der war," —

und an den sicheren Sprossen dieser Einsicht in die eigentliche „Mache" erklomm ich dann auch bald und stets leichter die sonnigen wonnigen Höhen jener Kunst, wo Alles freies Schaffen und Leben, urquellend schöpferischer Organismus ist: Tristan und Der Ring des Nibelungen.

O, lieber Meister, lassen Sie mich schweigen von den Stunden und Tagen, von den Monden und Jahren, die ich seitdem verlebte! — Was sind „Wallhalls Wonnen" der theoretischen Speculation, wo alles Denken praktische Realität, der Gedanke selbst Fleisch und That geworden! — Ist es schon ein Glücksgeschenk, das den, der es gewonnen, nie ganz innerlich verarmen, nie ganz glückesbar werden lassen kann, wenn das gute Schicksal ihm gegönnt, in der frisch erfassenden Jugend an höchsten Lebensdingen, an dem Ideal und der Kunst die Seele sich selbst zum wirklichen Dasein ausbilden zu lassen: wie unendlich beseligender ist solch ein abermaliger Frühling, ein solch völlig unerwartet nnd überraschend hereinbrechender, alles belebender und reifender Sonnensommer, wie ich ihn jetzt erfuhr! Was an Beethoven als einem Inbegriff des tiefst Lebendigen und durchaus Poesieerfüllten sich je in diesem Innern concentrirt und zu frohem Besitz fixirt hatte, es lebte alles neugestaltet auf, es lebte und sprühte, sprühte Leben um sich her, und jetzt

erst war auch über das bloße Empfinden hinaus dem inneren Schauen völlig klar, wer dieser Beethoven ist und war, um den ich mich Jahr um Jahr und nun schon über ein Jahrzehnt unermüdet und mit jedem Opfer mühte.

Jetzt kam im Jahr 1870 die hundertjährige Geburtsfeier unseres Meisters und mit ihr Ihre Schrift „Beethoven," die nach aber hundert Jahren ebenso als würdigster Denkstein auf dem Sein und Schaffen dieses Künstlers prangen wird wie heute. Dann endlich 1872 begann „Bayreuth" selbst hervorzutreten, und Beethovens „Neunte Symphonie" war es, die dem unerhörten Kunstbeginnen den entsprechenden und sicheren Grundstein legte, und wenn je, so war hier das In hoc signo vinces die wahre Voraussagung. „Möge er nur leben, bis das erhabene und gewaltige Räthsel, das in seinem Geiste liegt, zu seiner höchsten Vollendung herangereift ist," so werden wir unten eine verständnißvollste Freundin seines Schaffens von dem Meister selbst, und zwar gegen Goethe ausrufen hören, und wo wäre dieses „erhabene und gewaltige Räthsel" des Beethoven'schen Geistes reiner erfaßt und tiefer gelöst worden als in eben diesem „unerhörten Kunstbeginnen" von Bayreuth? — Daß mir persönlich bei solchem edelsten Feste unseres Meisters — edelst, weil es am unmittelbarsten das Lebendige seines Wandels auf Erden bekundete, — durch einen äußerlichen Unfall die Antheilnahme versagt blieb, enthielt mir nicht die innerste Gegenwart bei diesem ersten Acte der „That" selbst vor. Und heute endlich ist sie ertagt, die „ungeheure That," der ihrem Meister selbst für ewig „Ruhm enttagte," und die uns Alle, die wir sie miterstrebten, weil wir sie mitersehnten, — so wird mit Recht geurtheilt, — Schweigen auferlegt.

Allein wie sollte nun, nach so viel innerer Erlebung und solcher Aufwühlung des gesammten bisher gewohnten Daseins, nach solch stetiger und stets stärker erfahrner Wiederhinwendung des innersten Lebens auf diese That und ihren Thäter nicht

das volle Herz bei ihm und seinem Werke sein? Und diesem so offen dargelegten, rein thatsächlichen Zusammenhang der Sache schreiben Sie es zu, verehrter Meister, und entnehmen Sie alles Erklärende, wenn ich Sie nun bitte, auch dieses kleine Buch, das eine directe Fortführung jener ersten Sammlung von Beethovens Briefen ist, als dessen Patron mit freundschaftlichem Sinn aufzunehmen.

Zudem aber, was erfuhr ich weiter, als nun nach Abschluß von „Beethovens Leben," das Manuscript dieser „Schilderungen seiner Zeitgenossen" ebenfalls zum Druck abgegangen war? — Ein Bayreuther Festgenosse stellte mir in der Freude der inneren Erhebung einen „interessanten Brief Richard Wagners" in Aussicht. Und nun er mir vorliegt, was muß ich erfahren? — Daß Sie, mein verehrter Meister, niemand anderes als Sie sozusagen mein Vorgänger waren und mir nahezu sogar meine eigenste Lebensaufgabe vorweg genommen hätten! Denn nichts anderes als den voll gereiften und der Ausführung nahen Entschluß einer Biographie Beethovens enthüllt dieser Brief von „Paris, 7. Mai 1841," und ich kann jetzt zu meiner eigenen Genugthuung nach jeder Seite hin nicht anders als daraus hier die entscheidenden Stellen mittheilen, die zudem der Gegenwart aufs neue zeigen können, wie dieser Richard Wagner — „die musikalischen Klassiker verachtet."

Im Gefühl der Nothwendigkeit, daß die Welt recht bald ein Bild seines nicht lange zuvor gestorbenen innig verehrten eigentlichen Lehrers besitze, äußert der damals siebenundzwanzigjährige Componist des Rienzi sich zunächst über die soeben erschienene Biographie von Schindler: jeder denkende und gefühlvolle Leser habe seine Meinung darüber ausgesprochen, daß dieselbe weit entfernt sei, den Anforderungen einer wahren Biographie, wie man sie erwartet habe, zu entsprechen. „Zu dem kommt," heißt es dann weiter, „daß dieses Buch, die unbeholfenste Zerrissenheit abgerechnet, in der es abgefaßt ist,

nicht im mindesten einen klaren Ueberblick über das eigentliche künstlerische Leben des gewaltigen Tondichters gibt und sich der Verfasser desselben meistens mit einer verworrenen Mittheilung dessen begnügt, was er aus seinem eigenen beschränkten Gesichtspunkte zu übersehen und zu erkennen glaubte." Nichtsdestoweniger habe die große Theilnahme, welche die Schindlersche Arbeit finde, bewiesen, mit welchem Interesse vom gesammten deutschen Publicum eine wirkliche und vollständige Lebensgeschichte Beethovens aufgenommen werden würde. Da nun Beethoven von je sein Studium gewesen, schreibt der junge Heros der Oper weiter, und auch er sich einige Kraft zutraue, in einem so begeisternden Thema nicht unwürdig mitsprechen zu können, so habe er den Antrag eines dort lebenden Landsmannes von Beethoven, der seit Jahren viel Biographisches über denselben gesammelt, mit ihm gemeinsam eine solche Biographie zu verfassen, angenommen und theile Folgendes Nähere darüber mit:

„Unsere Biographie Beethovens soll ein Buch von zwei Bänden werden und in einer ansprechenden, dem Gegenstande nach vielleicht phantasievollen Sprache eine genaue und ausführliche Darstellung des künstlerischen wie bürgerlichen Lebens des großen Meisters enthalten. Bei Vermeidung von Auskramerei aller pedantischen Citationsgelehrsamkeit soll unser Buch mehr einem großen Künstlerromane als einer Aufzählung von chronologisch geordneten Daten und Anekdoten gleichen; bei alle dem aber wird nichts mitgetheilt werden, was nicht der gewissenhaftesten und peinlichsten historischen Kritik Stich zu halten im Stande sei. Zugleich aber, und zwar in die historische Darstellung eingewebt soll unser Buch eine ausführliche Besprechung und Bezeichnung der großen musikalischen Epoche enthalten, die durch Beethovens Genius erschaffen wurde und aus seinen Werken sich auf alle neuere Musik ausbreitet. Jedenfalls soll es das reichste und vollständigste Werk werden, was unter allen Möglichkeiten über Beethoven erscheinen kann."

Dieß der Plan und die allseits klar und sicher aufgezeichnete Aufgabe einer wirklichen Biographie Beethovens.

Nun, verehrter Meister, wir wissen, daß Sie in der Welt ein gewichtigeres Ziel zu verfolgen hatten, als „wenn auch nur der würdige Gegenstand des Unternehmens in Betracht zu ziehen wäre“ ein solches „interessantes Werk“ zu schreiben! — Bald darauf ward, ohne Zweifel durch den Miteinfluß des Mannes, dem hier ein solches bisher unbekannt gebliebenes Project mitgetheilt ward, des bekannten Literaten Hofrath Theodor Winkler in Dresden, an der dortigen Hofbühne der Rienzi angenommen und so die Sternenbahn eröffnet, die dieses musikalisch-dramatische Schaffen darstellt. Und wenn Sie nun nach dem milden Ernst des Mannes, der die Schwierigkeiten jeder irgend selbstständigen That vollauf zu erwägen weiß, finden, daß auch jene biographische Aufgabe endlich heute ihre dem ernsten Sinn und Zweck der Sache geziemende Aufnahme gewonnen hat, so nehmen Sie denn auch wohl eine solche wesentliche Ergänzung derselben wie diesen „Beethoven nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen“ nicht ohne freundlichen Antheil auf.

Ueber das Buch selbst habe ich nur wenig zu sagen.

Ich stehe nicht an, den nächsten rein äußerlichen Anlaß seiner Entstehung, der gleichwohl mir ein eben so bedeutsamer wie zufälliger war, offen zu bekennen: es war die Nothwendigkeit, mir die Mittel zum Besuch eben dieses „Bayreuth“ zu verschaffen. Und daß dadurch der Zweck wirklich erreicht ward, macht mir persönlich diese neue kleine Publication nur werther.

Doch hatte nicht vor mehr als dreißig Jahren eben jener Schindler in einem der Nachträge zu seinem Buche zwei dieser Schilderungen Beethovens — es sind die Nummern XXIX und XXXV — in Deutschland mitgetheilt und dazu eine direct auf ein solches Unternehmen zielende Bemerkung gemacht? „Ich gestehe,“ schreibt er in jenem Jahre 1841, „daß eine Collection solcher Berichte über Beethoven wie die beiden vorstehenden zu

den interessantesten Novitäten der Zeit gehören müßte. Der Leser hätte das Vergnügen sich aus dem Bunterlei der Mittheilungen herauszusuchen, wie er den unsterblichen Tondichter gerade zu haben wünschte. Nur in einem Punkte stimmten gewiß alle überein: in der Bewunderung und Verehrung für ihn, und das söhnte alles Widersprechende in den Beurtheilungen aus."

Allerdings wenn bei dem Wiederanblick dieser Bemerkung ich selbst am meisten erstaunt sein mußte, daß in all der Zeit, die seitdem verlaufen und die allmählich eine ganz außerordentliche Anzahl solcher Schilderungen ans Licht gebracht, keiner der Beethovenfreunde auf den Gedanken gekommen war, eine solche „Collection" auch wirklich zu veranstalten, so ist es, das werden Sie verehrter Meister mir aufs Wort glauben, doch so wenig wie diese Bemerkung selbst der Sinn und Zweck, in dem hier von einer solchen Sammlung geredet wird, gewesen, was mich, als sie nun ein glücklicher Nothstand mir in den Sinn gegeben, sie auch wirklich herzustellen bestimmte. Vielmehr hatte mir eben in diesem Augenblick des letzten Abschlusses der langjährigen biographischen Arbeit selbst der freie Ueberblick über diese ganze reiche Künstlerexistenz auch mit einem Blitzstrahl Hellung darüber bereitet, von welcher Bedeutung und geradezu Unentbehrlichkeit gerade jetzt eine Auswahl solcher historisch richtiggestellten und sachlich erläuterten Berichte sei und daß durch sie die Biographie des Meisters wie die Publikation seiner Briefe erst ihren vollen Werth gewinnen würde.

Und soll ich nun, als dann der äußere Anlaß und der innere Zweck gleicherweise rasch zur Ausführung des Planes drängten, noch näher darlegen, wie schon durch diese bloße Zusammenstellung oder vielmehr chronologische Folge, die sich ja hier ganz von selbst ergab, in diesem scheinbar so bloß zufälligen „Bunterlei der Mittheilungen" gleichsam durch inneren Zauber ein eigenes, ein neues Leben sich regte und nicht allein natürlicher

Rhythmus und unwillkürliche Bewegung, sondern geradezu ein Fluthstrom eigenster Lebensthätigkeit hervordrang, der in den verschiedensten Brechungen und Färbungen immer wieder den einen ergreifenden Grundton dieser so wahrhaft tragischen Menschen- und Künstlerexistenz erscheinen ließ? Auch vom Meister Wagner wird einst der Musikhistoriker solche „Schilderungen der Zeitgenossen" sammeln. Aber es wird dann bei diesem so über alles Maß des Gewohnten hinausgehenden Lebens- und Schaffensreichthum mit dem wirklichen Geist dieses Künstlers unzweifelhaft so sein, wie in anmuthigster Ironie und übermüthiger Schelmerei der junge Reichskammergerichtsreferendar Johann Wolfgang Goethe unter die Silhouette schrieb, die er seiner geliebten Lotte sandte:

— — — — — — — —

„'s ist ungefähr das ‚garst'ge Gesicht', —
Aber meine Liebe siehst du nicht."

Hier jedoch, das begreift sich aus der so besonders gearteten Lebensfügung dieses Künstlers, und zwar nicht bloß aus der Unbehülflichkeit durch die Taubheit, sondern unendlich mehr noch aus dem mannigfachen innersten Lebensleid, das ihn zuweilen mit unabweisbarer Noth den Menschen und zumal solchen, die ihm aus der Fremde verehrend nahten, sich zuneigen und vertrauend sein schweres Schicksal klagen ließ, — hier erblicken wir selbst in mancher der bloß äußerlichen dieser „Schilderungen" immer noch den Mann, der unsere innere Seele angeht, den Künstler, der unseren ganzen Geist zu eigen nimmt. Und wenn auch nur wenige, ja eigentlich nur ganz einzelne dieser Berichte auf der Höhe einer wirklich verstehenden Aufnahme von Beethovens Wesen stehen: das Ganze eröffnet uns doch den Blick auf das große reiche Gemälde mit seinen Höhen und Weiten, seinen tief dunklen Schluchten und lichten Himmelsgefilden, seinen Götterscenen und Satyrspielen, und ermöglicht uns so, das Bild dieses Großen in seinen eigenthümlichsten und entscheidenden Zügen uns selbst deutlich zusammenzustellen.

Und dieses Bild, die Gestalt eines wahren Blutzeugen seiner Kunst, gewährt dann weiter sichern Einblick in den Werth, den diese Kunst gleich einer innersten Segensspende und tiefsten Seelennahrung wie für ihn selbst so für jedes höhere Dasein und unsere ganze heutige Existenz hat: selbst Außenstehende und in ihrem besseren Sein Gefesselte verharren in stiller Ehrfurcht vor ihm und besinnen sich eines höheren Zwecks in unserm Dasein.

Und wenn ich nun zum Abschluß dieser langen Erklärung noch jener Aeußerungen des thörigen „Kindes" Bettina und des ebenso scheinbar geistumfangenen Dr. Weißenbach unten gedenke, die deutlich beweisen, daß hier in der That „Blicke in die Natur dieses Geweihten" gestattet und gethan worden waren, wer hat uns denn endlich heute jene „Hellung" in unserer Kunst gebracht, von der dort schon Goethe so sehnlich zutrauend träumt? — wer hat uns eine Kunst geschaffen, die wahrhaft und ganz jenem Triebe entspricht, von dem Weißenbach urtheilt, daß an ihm mehr als an irgend einem anderen „unsere göttliche Abkunft sicher werde," dem Triebe „das Schöne zu genießen und zu erzeugen?" — wer hat uns das innerste Geheim unseres Daseins erleuchtet und innerhalb der Kunst sozusagen, wie einst dieser Beethoven die Seele, uns den ganzen Menschen wiedergegeben und auf das eigentliche Fundament seiner Art und Entwicklung gestellt? —

Lassen Sie mich auch hier schweigen, schweigen von dem hehren Besitz, den Sie mit diesem „Bayreuth" der Nation und der staunenden Menschheit geschenkt haben, und empfangen Sie, verehrter Meister, auch in dieser kleinen Gabe einer neuen Ergänzung der Biographie unseres großen Beethoven den innigen Dank und Gruß eines der treuesten „Freunde" und Verehrer Ihres erhabenen Schaffens und Thuns.

Heidelberg im October 1876.

Ludwig Nohl.

Inhaltsverzeichniß.

Beethoven.

I. Aus den Knabenjahren.

Wir beginnen mit den Notizen eines Mannes, der uns später auch in Beethovens persönlicher Nähe begegnen wird. Es ist der Philologe Dr. W. C. Müller aus Bremen, der sogleich nach des Meisters Tode „Etwas über Ludwig van Beethoven" in die Leipziger „Allgemeine Musikalische Zeitung" schrieb. Sind diese Mittheilungen aus Beethovens erster Jugendzeit auch weder erschöpfend noch überall genau, so geben sie doch im wesentlichen ein anschauliches Bild der wenig erfreulichen Knabenjahre des großen Mannes und erscheinen daher auch an sich aufbewahrenswerth. Sie lauten:

„In den letzten Wochen hat der Zeitungsleser manches Interessante von diesem berühmten Tonkünstler gelesen: von seiner Krankheit, von Geschenken der Engländer zu seiner Pflege, von seinem Tode und seiner Begräbnißfeierlichkeit. Dem Kunstfreunde, ja dem Weltbürger muß daran liegen, nähere Umstände von diesem außerordentlichen Genie zu erfahren. Folgende wenige Notizen dürften daher nicht am unrechten Orte stehen. Sie sind aus ächter Quelle, weil wir seit vielen Jahren mit ihm selbst und mit seinen treuesten Freunden im Briefwechsel standen und ihn 1820 persönlich kennen gelernt haben.

Beethoven ist den 17. December 1770 in Bonn geboren.*

* Diese Angabe ist nur in so fern genau, als an diesem Tage Beethoven getauft ward. Der Tag der Geburt selbst ist nicht mehr festzustellen und daher der allgemein angenommene 17. December auch als Geburtstag festzuhalten.

Wir wissen dieß aus dem Zeugnisse des dortigen Kirchenregisters. Die allgemeine Angabe, daß er zwei Jahre später geboren sei, ist mithin falsch. Er war selbst hierüber im Irrthum. Die Jahre gingen ihn nichts an; in der Tonwelt, worin er lebte, fließen die Perioden in einander, ohne Abschnitte nach Tagen und Jahren. Sein Vater war Tenorsänger in der Kapelle des Kurfürsten [Maximilian Franz] von Köln, eines Bruders des Kaisers Joseph II. Dieser Fürst war, wie alle Kinder der Kaiserin Maria Theresia, ein großer Freund der Musik und hielt eine der vollkommensten Kapellen seiner Zeit. Die Väter der berühmten Romberg waren Mitglieder derselben.* Noch leben zwei davon: der Vater des bekannten Klavierspielers und Hauptschülers von Beethoven, Ries, und der Musikhändler Simrock in Bonn. Von diesen wissen wir auch hauptsächlich das Nähere aus Beethovens Jugend.

Sein Vater gab ihm selbst den ersten Unterricht auf dem Clavier und der Violine — in frühester Kindheit. Er hielt ihn fast zu nichts anderem an; darum schrieb Beethoven auch eine schlechte Hand und unorthographisch. Als Knabe war er kräftig, fast plump organisirt von Körper. Noch als Jüngling war er ohne feinere Weltsitten. So fanden wir ihn auch noch in seinem fünfzigsten Jahre. Also ein Gegensatz der Natur von Mozart.

Das einsame Leben des Knaben und das strenge Gebot des Vaters, sich auf seiner Stube stets mit Musikübungen zu beschäftigen, ließ ihn den Verlust des Umgangs nicht fühlen. Er blieb scheu und einsylbig, weil er mit Menschen wenig Gedanken wechselte, beobachtete und dachte mehr, als er sprach, und überließ sich dem durch Töne und später durch Dichter geweckten Gefühle und der brütenden Phantasie. Mozart wurde hingegen schon als siebenjähriger Knabe in die Welt geführt; daher sein geschmeidiges, affables, mittheilendes, freundliches Wesen, seine frühe Compositionsfertigkeit und seine allgemeine,

* Es waren vielmehr Andreas Romberg, der Componist von Schillers Glocke, und sein drei Jahre jüngerer Vetter, der berühmte Violoncellist Bernhard Romberg selbst. Beide werden uns noch begegnen.

höchstgeregelte, allgefällige Weltmusik. Beethoven hingegen dachte als Knabe nicht daran, für Andere oder für sich selbst seine Erfindungen niederzuschreiben. Er phantasirte früh auf dem Fortepiano und noch mehr auf der Violine, so daß er in seiner Einsamkeit alle Lebensbedürfnisse vergaß und oft von seiner drohenden Mutter zu Tisch geholt werden mußte.*

Nachdem er das melodische Instrument aufgegeben, trieb er seine geliebte Kunst auf dem harmonischen. Daß er sich im zwölften Jahre alle Formen der damaligen Componisten, Haydns, Mozarts, Sterkels 2c. angeeignet hatte, ist sehr wahrscheinlich; denn so erscheinen sie in seinen drei Sonaten, welche sein Vater im eilften [13.] Jahre des Sohnes herausgegeben und dem Kurfürsten von Köln gewidmet hat. Wie viel Eigenthümliches von ihm darin ist, läßt sich nicht bestimmen. Sie unterscheiden sich nicht vom Style jener Zeit, doch zeigen sie deutlich den jungen Anfänger; die Figuren sind obigen Meistern abgeborgt, und es mangelt eine Rundung im Rhythmus der Sätze. Ganz anders ist der Charakter seiner Klaviertrios, welche unter dem Namen seines ersten Werkes bekannt sind. Da ist nicht bloß die Form sehr verschieden, sondern in jedem ist ein Tongemälde, was man wieder in der Phantasie auffassen und plastisch darstellen kann. Im vierzehnten Jahre ward er Cembalist im Orchester, d. i. der bei Symphonien den Generalbaß begleitet; im 16ten Hoforganist des Kurfürsten.**

* Hier erzählt nun Dr. Müller die bekannte Geschichte mit der Spinne, die sich über die Violine herabgelassen habe und von der Mutter getödtet worden sei, worauf Ludwig das Violinspiel aufgegeben. Sie bezieht sich auf den Geiger Berthaume, und Beethovens späterer Famulus Schindler erzählt, er selbst habe sich eines solchen Factums nicht erinnern wollen. Vielmehr sei zu erwarten gewesen, daß vor seinem argen Gekratze alles geflohen wäre, selbst Fliegen und Spinnen, hatte er humoristisch hinzugefügt.

** „Vicar" bei der Orgel war Beethoven schon im Sommer 1782, also mit 11 Jahren, geworden und „Cembalist" im Frühjahr darauf, beides neben dem Hoforganisten Chr. Neefe, der uns sogleich begegnen wird. Das Letztere war damals beinahe soviel wie Kapellmeister, denn es galt dabei die Partitur der Opern und Symphonien am Klavier zu spielen und so das ganze Orchester zu leiten. Daher denn auch Beethoven so früh auf bewundernswerthe Weise vom Blatt zu spielen und Partituren zu überblicken lernte.

Einmal hatte er sich als solcher die Ungnade seines günstigen Herrn zugezogen. Um einen mit seiner Sicherheit prahlenden italienischen Sänger, der alle deutsche Musik verachtete, zu demüthigen, hatte sich Beethoven von seinen Collegen bereden lassen, denselben in einer Arie aus Ton und Takt zu bringen. Es glückte zur Freude der Kapellglieder — aber, da es in der musikalischen Messe in der Kirche geschah, so bekam er einen scharfen Verweis; doch verrieth er die Ansteller nicht.*

Bis dahin war seine Spielart bloß kräftig, rauh, ohne Feinheit; aber schon unendlich reich an neuen phantastischen Formen. Er wurde allgemein bewundert; doch, weil er einfach, bescheiden und ohne Prätension blieb, unbeneidet. In seinem achtzehnten Jahre nahmen ihn einige seiner Collegen mit nach Mainz, um sich als Virtuose da hören zu lassen. Der Abt Sterkel war ihm als großer Klavierspieler bekannt; den wünschte er zu hören. Glücklicherweise wurden sie von diesem, als Intendanten der Kapelle, eingeladen. Der Abt spielte eine seiner Sonaten mit großer Delikatesse des Vortrags. Beethoven stand im Winkel mit gespannter Aufmerksamkeit; nie hatte er einen feinen Klavierspieler gehört. Nun sollte auch Er spielen. Da er sich fortdauernd weigerte, wurde er von den Gefährten mit Gewalt an das Pianoforte gezogen. Schüchtern fing er an — endlich vergaß er, wo er war, und verlor sich in unendliche Phantasien, daß es der Abt nicht genug rühmen konnte. Er sollte seine herausgegebenen Variationen [Vieni amore] spielen; da er sie aber nicht alle auswendig konnte, so spielte er sieben neue Veränderungen hinzu, welche noch schöner waren als die gedruckten. Das Bewunderungswürdige für seine Freunde war nun das feinere Spiel, mit derselben Zierlichkeit, wie des Abts. Daß er den Gönner damit habe persifliren wollen, wie Jemand meinte, trauen wir seiner Gutmüthigkeit nicht zu."

* Von dieser Erzählung ist nur das Wenige unrichtig, daß der Sänger ein Italiener und das Stück eine Arie genannt wird. Es war vielmehr Ferdinand Heller, der in der Charwoche von 1785 die Lamentationen sang. Und Beethoven, der ihn am Klavier zu begleiten hatte, war 14 Jahre alt.

Bei dieser an sich richtigen Begebenheit, mit der diese Notizen über Beethovens Knabenjahre schließen, ist nur zu präcisiren, daß dieselbe in Aschaffenburg geschah und zwar auf einer Reise der Bonner Hofkapelle nach Mergentheim, von der wir bald hören werden. Auch war Beethovens Alter damals bereits über 20 Jahre, und ob er „nie einen feinen Clavierspieler gehört habe," wird uns der nachfolgende Bericht „Bei Mozart" sagen.

II. Erste öffentliche Erwähnung.

Der kurfürstliche Hoforganist Christian Gottlob Neefe, der auch in literarischen Dingen dilettirte und namentlich sehr werthvolle Correspondenzen über Musik und Musiker in die öffentlichen Blätter der Zeit schrieb, verfaßte im Jahr 1783/84 auch eine „Nachricht von der kurfürstlich-kölnischen Hofcapelle zu Bonn," die in C. F. Cramers „Magazin der Musik" in Kiel erschien. Hier heißt es also:

„Louis van Beethoven, Sohn des obenangeführten Tenoristen, ein Knabe von 11 Jahren,* und von vielversprechendem Talent. Er spielt sehr fertig und mit Kraft das Klavier, liest sehr gut vom Blatt, und um alles in einem zu sagen: Er spielt größtentheils das wohltemperirte Klavier von Sebastian Bach, welches ihm Herr Neefe unter die Hände gegeben. Wer diese Sammlung von Präludien und Fugen durch alle Töne kennt (welche man fast das Non plus ultra nennen könnte), wird wissen, was das bedeute. Herr Neefe hat ihm auch, sofern es seine übrigen Geschäfte erlaubten, einige Anleitung zum Generalbaß gegeben. Jetzt übt er ihn in der Composition, und zu seiner Ermunterung hat er neun Variationen von ihm fürs

* Er war damals bereits 13 Jahre alt. Es ist zu vermuthen, daß der Vater seine Umgebung absichtlich über des Sohnes Alter täuschte, um ihn recht als „Wunderkind" erscheinen zu lassen.

Klavier über einen Marsch [von E. J. Dreßler] stechen lassen. Dieses junge Genie verdiente Unterstützung, daß er reisen könnte. Er würde gewiß ein zweiter Wolfgang Amadeus Mozart werden, wenn er so fortschritte, wie er angefangen."

III. Bei Mozart.

Es konnte natürlich nur der Wunsch des Sohnes wie des Vaters Beethoven sein, daß Ersterer nach Wien und in Mozarts Unterricht komme. Die Entführung und der Figaro waren bereits geschrieben, und wieviel herrlichster Kammermusik umkreiste leuchtend diese beiden Fixsterne! Wir haben nur einen kurzen Bericht über die allerdings rasch vorüberfliegende, aber darum nicht minder wichtige Begegnung der beiden ersten wahren Dichter in der Musik und zwar von Otto Jahn „aus guter Quelle." Derselbe lautet:

„Beethoven, der als ein vielversprechender Jüngling im Winter 1786 [?] nach Wien kam, aber nach kurzem Aufenthalt wieder nach Hause reisen mußte, wurde zu Mozart geführt und spielte ihm auf seine Aufforderung etwas vor, das dieser, der es für ein eingelerntes Paradestück hielt, ziemlich kühl belobte. Beethoven, der das merkte, bat ihn darauf um ein Thema zu einer freien Phantasie und, wie er stets vortrefflich zu spielen pflegte, wenn er gereizt war, dazu noch angefeuert durch die Gegenwart des von ihm hochverehrten Meisters, erging er sich nun in einer Weise auf dem Klavier, daß Mozart, dessen Aufmerksamkeit und Spannung immer wuchs, endlich zu den im Nebenzimmer sitzenden Freunden ging und lebhaft sagte: „Auf den gebt Acht, der wird einmal in der Welt von sich reden machen."

Dieser erste Wiener Aufenthalt Beethovens, der mit Sicherheit in das Frühjahr 1787 fällt, wurde durch betrübende Nachrichten über die tödtliche Erkrankung seiner Mutter jählings unter-

brochen. F. Ries, der obengenannte Schüler Beethovens, wollte von ihm selbst vernommen haben, daß er zwar einigen Unterricht bei Mozart gehabt, daß derselbe ihm aber nie gespielt habe. Und dennoch muß er ihn gehört haben. Denn in jenen sog. Conversationsheften, die der ertaubende Meister in späteren Jahren stets zur Hand haben mußte, steht im Jahr 1825 von der Hand des Violindilettanten Karl Holz, der uns später noch näher begegnen wird: „War Mozart ein guter Klavierspieler? — Damals war es auch noch in der Wiege?“ Und das hier zwischen den Zeilen zu lesende Urtheil bestätigt uns Karl Czerny, der bekannte Jugendlehrer Liszts und selbst, wie wir bald vernehmen werden, einst Klavierschüler Beethovens, mit den Worten: „Beethoven, welcher Mozart spielen gehört hatte, sagte später, daß sein Spiel sauber und klar, aber etwas leer, matt und altfränkisch gewesen.“ Allerdings wer wie Beethoven so sehr als Mann geboren und zudem von den hohen Ideen des damaligen norddeutschen Lebens erfüllt und gar mit dem Löwenmark der Revolution von 1789 genährt war, dem mußte namentlich in der Erinnerung zunächst der Zauber von Mozarts Spiel hinter den Anforderungen eines tieferen geistigen Gehaltes verschwinden. Wir werden jedoch noch einen anderen Grund dieses Urtheils vernehmen, und später, zumal in seinem letzten Schaffen, hat dennoch gerade Beethoven gezeigt, daß Keiner Mozart so nahe gestanden und ihn so verstanden hat wie er.

IV. Die Bonner Hofcapelle.

Im Jahre 1824, also einige Jahre vor seinem Tode, schreibt Beethoven an seinen Verleger Schott in Mainz: „Junker, wie ich aus Ihrer Zeitschrift sehe, lebt noch, er war einer der ersten, der mich, unschuldig und nichts weiter, bemerkte, grüßen Sie ihn.“

Er hatte, damals auf der höchsten Höhe seines Schaffens

und seines Ruhmes stehend, den Namen Junker in der neugegründeten musikalischen Zeitschrift „Cäcilia“ gelesen. Allein dieser Karl Ludwig Junker, Kaplan zu Kirchberg im Hohenlohischen und dilettirender Componist wie Musikliterat, war längst todt. Derselbe hatte nämlich im Jahre 1791 einen Bericht über jenen Aufenthalt der Bonner Kapelle in Mergentheim im Fränkischen geschrieben, den also, soweit er ihn selbst betraf, Beethoven für den ersten hielt, wo man ihn eigentlich persönlich „bemerkte“ und dadurch auch der Welt bemerkbar machte. Das Blatt, Boßlers „Musikalische Correspondenz,“ war in Musikkreisen viel gelesen. Der Bericht selbst stellt uns Beethoven unter seinen Collegen, also in seinem eigensten Bildungs- und Wirkenskreise, vor und hat daher vielfach Werth und Interesse:

„In der musikalischen Correspondenz kommt eine Beschreibung der kurkölnischen Hof- und Theatermusik vor; ich kann jetzt einige Beiträge zu jenem Nomenklator liefern, da ich seit dem so glücklich war, verschiedene jener Mitglieder kennen zu lernen, und einigemal jenes Orchester zu hören.

Der Kurfürst hält sich, wie bekannt, schon eine geraume Zeit in Mergentheim auf, und hat etlich und zwanzig seiner Kapellisten bei sich. In diesem Mergentheim war es, wo ich zwei der glücklichsten Tage meines Lebens verlebte (den 11. und 12. Okt.), wo ich die ausgesuchtesten Musiken aufführen hörte, wo ich vortreffliche Künstler kennen lernte, die, wie sie versicherten, schon vor unserer Bekanntschaft meine Freunde waren, und die mich mit einer Güte aufnahmen, die hier meinen lautesten Dank verdient.

Gleich am ersten Tage hörte ich Tafelmusik, die, so lange der Kurfürst in Mergentheim sich aufhält, alle Tage spielt. Sie ist besetzt mit 2 Oboen, 2 Klarinetten, 2 Fagotts, 2 Hörner. Man kann diese 8 Spieler mit Recht Meister in ihrer Kunst nennen. Selten wird man eine Musik von der Art finden, die so gut zusammenstimmt, so gut sich versteht, und besonders im Tragen des Tons einen so hohen Grad von Wahrheit und Vollkommenheit erreicht hätte, als diese. Auch dadurch schien sie sich mir von ähnlichen Tafelmusiken zu unterscheiden, daß

sie auch größere Stücke vorträgt; wie sie denn damals die Ouverture zu Mozarts Don Juan spielte.

Bald nach der Tafelmusik ging das Schauspiel an. Es war König Theodor, mit Musik von Paisiello. Die Rolle Theodors spielte Herr Rübler, besonders stark in tragischen Scenen, zugleich gut in der Aktion. Den Achmet stellte Herr Spizeder vor, ein guter Bassist, nur zu wenig handelnd, und nicht immer mit Wahrheit; kurz, zu kalt. Der Gastwirth war Herr Lux, ein sehr guter Baßsänger, und der beste Akteur, ganz geschaffen fürs Komische. Die Rolle der Lisette wurde durch Demoiselle Willmann vorgestellt. Sie singt mit sehr viel Geschmack, hat vortrefflichen Ausdruck und eine rasche, hinreißende Aktion.* Auch Herr Mändel im Sandrino war ein sehr guter, gefälliger Sänger. Das Orchester war vortrefflich besetzt; besonders gut wurde das Piano und Forte, und das Crescendo in Obacht genommen. Herr Ries, dieser vortreffliche Partiturleser, dieser große Spieler vom Blatt weg, dirigirte mit der Violin. Er ist ein Mann, der an der Seite eines Cannabichs steht, und durch seinen kräftigen, sichern Bogenstrich allen Geist und Leben giebt.**

Eine Einrichtung und Stellung des Orchesters fand ich hier, die ich nirgends sonst gesehen habe, die mir aber sehr zweckmäßig zu sein scheint. Herr Ries stand nämlich in der Mitte des Orchesters erhöhet, so daß Er von allen gesehen werden konnte, und hart am Theater; gleich unter und hinter ihm war ein Contervioliniſt und ein Violoncellspieler. Ihm zur Rechten waren die ersten Violinen (denen gegenüber die

* Magdalene Willmann gehörte zu den berühmtesten deutschen Sängerinnen von damals und war zudem sehr hübsch. Als sie 1794 nach Wien kam, wo Beethoven seit zwei Jahren sich ebenfalls befand, erneute der jetzt berühmte Virtuose den Verkehr mit der einstigen Collegin und ward durch ihre Reize so gefesselt, daß er ihr seine Hand anbot. Allein sie schlug dieselbe aus, „weil — er so häßlich war und halb verrückt." So hatte ihre Nichte später von ihr selbst gehört.

** Cannabich ist aus Mozarts Leben bekannt. Er begründete unter Karl Theodor in Mannheim jene erste ausgezeichnete Kapelle, die später nach München kam und mustergültig für manches andere Orchester ward.

zweite), unter diesen die Bratschen (gegenüber die Klarinetten), unter den Bratschen wieder Contervioloni und Violoncell, am Ende die Trompeten. Dem Direktor zur Linken saßen die Blasinstrumente, die Oboen (gegenüber die Fagotts), Flöten, Horns. Die Oper selbst hat so viel Licht und blühendes Colorit, daß sie auf das erstemal einen starken Eindruck macht, und mit sich fortreißt, aber bei öftern Vorstellungen, glaube ich, ist die Composition für einen deutschen Magen wohl — zu italienisch.

Auf mich wirkte am meisten die Arie, wo der unglückliche König seinen fürchterlichen Traum erzählt. Hier hat der Componist einigemal mit außerordentlichem Glück gemalt, ohne ins Läppische zu fallen, und durch die Blasinstrumente eine vortreffliche Schattirung in sein Gemälde gebracht. Ich glaube, es ist im ganzen Stück keine Arie, die so viel große, vorspringende Stellen hat, so tief eingreifend ist als diese Arie. Außerdem schien mir's, als ob der Componist zu viel wiederhole, seinen Gedanken oft zu sehr in langweilige Länge ausdehne, also nicht immer den glücklichen Zielpunkt treffe. Auch waren in den Chören die begleitenden Stimmen zu überladen gesetzt.

Den andern Morgen war um 10 Uhr Probe auf das feierliche Hofconcert, das gegen 6 Uhr Abends seinen Anfang nahm. Herr Welsch hatte die Gefälligkeit, mich zu dieser Probe einzuladen; sie war in der Wohnung des Herrn Ries, der mich mit einem Händedruck empfieng. Diese Probe machte mich zum Augenzeugen von dem guten Vernehmen, in welchem die Kapelle unter sich steht. Da ist ein Herz, ein Sinn! „„Wir wissen nichts von den gewöhnlichen Kabalen und Chikanen; bei uns herrscht die völligste Uebereinstimmung, wir lieben uns brüderlich, als Glieder einer Gesellschaft;““ sagte Herr Simrock zu mir. Sie machte mich zum Augenzeugen von der Schätzung und Achtung, in welcher diese Kapelle bei ihrem Kurfürsten steht. Gleich beim Anfang der Probe wurde der Direktor, Herr Ries, zu seinem Fürsten abgerufen, als er wieder kam, hatte er die Säcke voll Geld. „„Meine Herren, sprach er, der Kurfürst macht ihnen an seinem heutigen Namenstage ein Geschenk von 1000 Thlr.““ Aber sie machte mich auch

zum Zeugen ihrer eigenen Vortrefflichkeit. Herr Winneberger von Wallerstein legte in dieser Probe eine von ihm gesetzte Sinfonie auf, die gewiß nicht leicht war, weil besonders die Blasinstrumente einige concertirende Solos hatten. Aber sie gieng gleich das erstemal vortrefflich, zur Verwunderung des Componisten.

Eine Stunde nach der Tafelmusik gieng das Hofkonzert an. Die Eröffnung geschah durch eine Sinfonie von Mozart, hierauf kam eine Arie mit einem Recitativ, die Simonetti sang; dann ein Violoncellconcert, gespielt von Herrn Romberg. Nun folgte eine Sinfonie von Pleyel, Aria von Simonetti gesungen, von Righini gesetzt. Ein Doppelconcert für eine Violin und ein Violoncell, von den beiden Herrn Romberg vorgetragen. Den Beschluß machte die Sinfonie von Herrn Winneberger, die sehr viel brillante Stellen hatte. Hier gilt mein oben schon gefälltes Urtheil wieder vollkommen; die Aufführung konnte durchaus nicht pünktlicher sein, als sie war. Eine solche genaue Beobachtung des Piano, des Forte, des Rinforzando, eine solche Schwellung, und allmähliche Anwachsung des Tons, und dann wieder ein Sinkenlassen desselben, von der höchsten Stärke bis zum leisesten Laut, — — dieß hörte man ehemals nur in Mannheim. Besonders wird man nicht leicht ein Orchester finden, wo die Violinen und Bässe so durchaus gut besetzt sind, als sie es hier waren. Selbst Herr Winneberger war vollkommen dieser Meinung, wenn er diese Musik mit der gleichfalls sehr guten Musik in Wallerstein verglich.

Nur noch etwas über einzelne Virtuosen. Herr Simonetti hat eine überaus angenehme Tenorstimme und einen süßen reizvollen Vortrag. Er sang nicht nur in diesem Concert zwei Adagio-Arien, sondern er ist auch, nach der ganzen Art seines Vortrags zu urtheilen, hauptsächlich stark im Adagio, und vorzüglich für dasselbe gemacht. Seine Manieren sind überdem nie überladen, haben etwas Neues, und sind sprechend und überredend, als aus der Natur des Stücks gezogen. Seine gefällige, immer etwas lächelnde Miene, und seine ganze schöne Figur erhöhen vielleicht die Eindrücke seines Gesangs.

Herr Romberg der jüngere [Bernhard] verbindet in

seinem Violoncellspiel eine außerordentliche Geschwindigkeit mit einem reizvollen Vortrag; dieser Vortrag ist dabei deutlicher und bestimmter, als man ihn bei den meisten Violoncellisten zu hören gewohnt ist. Der Ton, den er aus seinem Instrument zieht, ist überdem, besonders in den Schattenpartien, außerordentlich schneidend, ferm und eingreifend. Nimmt man Rücksicht auf die Schwierigkeit des Instruments, so möchte man vielleicht sein durchaus bestimmtes Reingreifen, bei dem so außerordentlich schnellen Vortrag des Allegro, ihm am höchsten anrechnen. Doch dieß ist am Ende immer nur mechanische Fertigkeit; der Kenner hat einen andern Maßstab, wornach er die Größe des Virtuosen ausmißt; und dies ist Spielmanier, das Vollkommene des Ausdrucks, oder der sinnlichen Darstellung. Und hier wird der Kenner sich für das sprachvolle Adagio des Spielers erklären. Es ist unmöglich, tiefer in die feinsten Nüancen einer Empfindung einzugreifen, — unmöglich, sie mannigfaltiger zu koloriren, besonders durch Schattirung zu heben, unmöglich, genauer die ganz eigenen Töne zu treffen, durch welche diese Empfindung spricht, Töne, die so gerade aufs Herz wirken, als es Herrn Romberg in seinem Adagio glückt.

Wie kennt er alle Schönheiten des Details, die in der Natur des Stücks, in der besonderen Art der gegebenen Empfindung liegen, und für welche der Setzer noch keine kenntlichen Abzeichen hat? Welche Wirkungen bringt er herfür, durch das Schwellen seines Tons bis zum stärksten Fortissimo hinauf, und dann wieder durch das Hinsterben desselben im kaum bemerkbaren Pianissimo!!

Herr Romberg der ältere [Andreas] steht an seiner Seite. Auch er zieht aus seiner Violin den reinsten Glaston, auch er verbindet mit einer großen Geschwindigkeit im Spiel das Geschmackvolle des Vortrags; auch er versteht das, was man musikalische Malerei nennen könnte, in einem hohen Grad. Dabei steht er immer in einer so ungenirten, aber auch ungezierten, unmanierirten und unaffektirten Stellung und Bewegung da, die nicht immer jedes großen Spielers Sache ist.

Noch hörte ich einen der größten Spieler auf dem Klavier, den lieben guten Beethoven; von welchem in der speierischen Blumenlese vom Jahr 1783 Sachen erschienen, die er schon im 11. Jahr gesetzt hat. Zwar ließ er sich nicht im öffentlichen Concert hören, weil vielleicht das Instrument seinen Wünschen nicht entsprach; es war ein Spath'scher Flügel, und er ist in Bonn gewohnt, nur auf einem Stein'schen zu spielen.* Indessen, was mir unendlich lieber war, hörte ich ihn phantasiren, ja ich wurde sogar selbst aufgefordert, ihm ein Thema zu Veränderungen aufzugeben. Man kann die Virtuosengröße dieses lieben, leisegestimmten Mannes, wie ich glaube, sicher berechnen, nach dem beinahe unerschöpflichen Reichthum seiner Ideen, nach der ganz eigenen Manier des Ausdrucks seines Spiels, und nach der Fertigkeit, mit welcher er spielt. Ich wüßte also nicht, was ihm zur Größe des Künstlers noch fehlen sollte. Ich habe Vogler auf dem Fortepiano (von seinem Orgelspiel urtheile ich nicht, weil ich ihn nie auf der Orgel hörte) gehört, oft gehört, und stundenlang gehört, und immer seine außerordentliche Fertigkeit bewundert, aber Beethoven ist außer der Fertigkeit sprechender, bedeutender, ausdrucksvoller, kurz, mehr für das Herz: also ein so guter Adagio- als Allegrospieler.** Selbst die sämmtlichen vortrefflichen Spieler dieser Kapelle sind seine Bewunderer, und ganz Ohr, wenn er spielt. Nur er ist der Bescheidene, ohne alle Ansprüche. Indeß gestand er doch, daß er auf seinen Reisen, die ihn sein Kurfürst machen ließ, bei den bekanntesten guten Clavierspielern selten das gefunden habe, was er zu erwarten sich berechtigt geglaubt hätte.*** Sein Spiel unterscheidet sich auch

* Die Stein'schen Flügel aus Augsburg waren die Vorläufer der Streicher'schen in Wien. Wir werden von Andreas Streicher und seiner Frau Nannette geb. Stein sogleich hören.

** Abbé Vogler, der spätere Lehrer C. M. von Webers und Meyerbeers, war damals einer der renommirtesten Spieler Deutschlands.

*** Von diesen Reisen ist uns nur die eine nach Wien und zu Mozart bekannt. Man sieht also auch hier Beethovens Urtheil über Mozarts Spiel durchleuchten. Außerdem aber war er so eben bei Sterkel gewesen.

so sehr von der gewöhnlichen Art das Klavier zu behandeln, daß es scheint, als habe er sich einen ganz eigenen Weg bahnen wollen, um zu dem Ziel der Vollendung zu kommen, an welchem er jetzt steht. Hätte ich dem dringenden Wunsche meines Freundes Beethoven, den auch Herr Winneberger unterstützte, gefolgt und wäre noch einen Tag in Mergentheim geblieben, ich glaube, Herr Beethoven hätte mir stundenlang vorgespielt, und in der Gesellschaft dieser beiden großen Künstler hätte sich der Tag für mich in einen Tag der süßesten Wonne verwandelt.

Ich schließe mit einigen Bemerkungen überhaupt.

1. Der Kurfürst hatte von seiner Kapelle, die aus etlichen fünfzig Gliedern besteht (und deren Beschreibung Num. 28 der musikalischen Correspondenz nicht ganz richtig ist, und von Herrn Neefe verbessert werden wird) nur etliche zwanzig bei sich, aber vielleicht den Kern derselben, obgleich die Herrn Neefe und Reicha fehlten. Auf den erstern freute ich mich vorzüglich, da es unter meine alte Wünsche gehört, ihn kennen zu lernen.

2. Den Vorzug dieser Kapelle kann man im Ganzen, wie schon oben gesagt, vielleicht am sichersten darnach bestimmen, daß die Geigen und Bässe ohne Ausnahme so trefflich besetzt sind.

3. Den Einklang und die Harmonie dieser Kapelle unter sich habe ich gleichfalls schon oben gerühmt. Ich war Augenzeuge davon, und hörte die Bekräftigung dieser Aussage von mehreren glaubwürdigen Männern, selbst von dem Kammerdiener des Kurfürsten, der doch die Sache wissen kann.

4. Ueberhaupt ist das Betragen dieser Kapellisten sehr fein und sittlich. Es sind Leute von einem sehr eleganten Ton, von einer sehr guten Lebensart. Eine größere Diskretion kann man wohl nicht finden, als ich hier fand. Den armen Spielern wurde im Concert so sehr zugesetzt, sie wurden von der Menge der Zuhörer so gepreßt, so eingeschlossen, daß sie kaum spielen konnten, und daß ihnen der helle Schweiß über das Gesicht lief; aber sie ertrugen dieß alles ruhig und gelassen, man sah

keine unzufriedene Miene an ihnen. An dem Hofe eines kleinen Fürsten hätte es hier Sottisen über Sottisen gesetzt.

5. Die Glieder dieser Kapelle befinden sich fast alle, ohne Ausnahme, noch in den besten jugendlichen Jahren, und in dem Zustand einer blühenden Gesundheit, sind wohl gebildet und gut gewachsen. Ein frappanter Anblick, wenn man die prächtige Uniform noch dazu nimmt, in welche sie ihr Fürst kleiden ließ. Diese ist roth, reich mit Gold besetzt.

6. Man war vielleicht bisher gewohnt, unter Köln sich ein Land der Finsterniß zu denken, in welchem die Aufklärung noch keinen Fuß gefaßt. Man wird aber ganz anderer Meinung, wenn man an den Hof des Kurfürsten kommt. Besonders an den Kapellisten fand ich ganz aufgeklärte, gesund denkende Männer.

7. Der Kurfürst, dieser menschlichste und beste aller Fürsten, ist nicht nur, wie bekannt, selbst Spieler, sondern auch enthusiastischer Liebhaber der Tonkunst. Es scheint, als könnte er sich nicht satt hören. Im Concert, dem ich beiwohnte, war er — Er nur, der aufmerksamste Zuhörer."

V. Aus der ersten Zeit in Wien.

Die nachstehenden Erinnerungen schrieb ich selbst in Augsburg im Jahr 1864 auf. Sie geben uns, wenn auch in kleinen Zügen, doch ein anschauliches Bild von dem Thun und Treiben wie von der Art und dem Charakter Beethovens in dieser ersten Wiener Zeit. Sie mögen daher ebenfalls unverkürzt folgen:

„Heute führte mich der Kapellmeister H. S. zu einer interessanten alten Dame, die mancherlei über Beethovens erste Wiener Jahre erzählte. Sie heißt Frau von Bernhard und ist im Jahre 1783 geboren. Die seltsame Erscheinung dieser jetzt 81jährigen Frau in ihrem façonlosen Kleid mit der großen weißen Lobben-Haube nach alter Mode machte zunächst einen

nicht sehr hoffnungsreichen Eindruck. Allein die erste Unterhaltung bewies sogleich einen in allen Functionen völlig ungetrübten Geist von ungewöhnlicher Lebendigkeit und klarer Anschauungsweise und zugleich ein Gemüth von hoher Reinheit und einer bescheidenen Liebenswürdigkeit, die in solch respectfordernden Jahren doppelt fesselt.

Frau von Bernhard war die Tochter eines Herrn von Kissow, der viele Jahre in Reval in Esthland gelebt hatte, dann aber im Anfang der 1780er Jahre nach Augsburg kam, und sich hier verheirathete. Sie wurde auch hier geboren und da der Vater die Musik sehr liebte, so wünschte er ihr, die schon früh bedeutende Anlage zu dieser Kunst verrieth, eine wirklich künstlerische Ausbildung geben zu lassen. Dazu bot sich nun auch die beste Gelegenheit, indem die bekannte Nanette Stein, Tochter des berühmtesten Klavierbauers in jenen Tagen, vor kurzem (1794) mit ihrem späteren Manne, dem Klavierlehrer Johannes Streicher, dem Jugendfreunde Schillers, nach Wien gezogen war und dort Musikunterricht gab. Er war der Kissow'schen Familie sehr befreundet und verschaffte auf deren Bitte dem 12jährigen Töchterchen eine Unterkunft bei dem ersten Secretär der russischen Gesandtschaft, dem Herrn von Klüpfell.

Das Mädchen erhielt nun Unterricht von Streicher und ward auch bald in den musikalischen Kreisen des hohen Adels eingeführt, in denen Klüpfell seiner hervorragenden Stellung wegen und durch die Gunst seines Chefs, des bekannten Grafen Rasumowsky, zu Hause war. Eines Tages legt ihr Streicher auch Sachen von Beethoven hin; es waren die Klaviersonaten Op. 2, die so eben [1796 bei Artaria] erschienen waren. Er bemerkte, da seien neue Sachen, welche die Damen nicht spielen wollten, weil sie ihnen zu unverständlich und zu schwierig seien; ob sie wohl Lust habe, sie zu lernen? Das Mädchen traut sich das wohl zu und trägt diese und andere Klavierwerke Beethovens bald mit solcher Gewandtheit vor, daß man sie zu den vertrauten Musikunterhaltungen sowohl Lichnowsky's wie Rasumowsky's einlud. Auch Beethoven, der in diesen Cirkeln

unausgesetzt verkehrte, ja ihr eigentlicher Glanzpunkt war, hörte bald von dem Mädchen, das seine Sachen so gut vortrage, und wurde denn auch bald mit ihr bekannt, ja er schätzte ihr Talent so sehr, daß er ihr von da an bis zum Jahre 1800, wo sie Wien verließ, in der Regel jedesmal ein Exemplar seiner neuen Klaviersachen, sobald sie im Druck erschienen waren, mit einem kleinen freundlichen oder auch scherzhaften Briefchen zusandte, von denen sich leider nichts mehr vorfindet, weil damals stets so viel hübsche russische Officiere in dem Hause des Herrn von Klüpfell verkehrten, daß ihr der häßliche Beethoven gar keinen Eindruck gemacht habe.

Herr von Klüpfell war ebenfalls sehr musikalisch und Beethoven kam viel in sein Haus, wo er dann oft stundenlang Klavier spielte, aber stets „ohne Noten“. Das sei dann bewundernswerth gewesen und habe Alles in Entzücken versetzt. Eines Tages sei auch der bekannte Componist Franz Krommer dort gewesen und habe eine neue Composition von sich vorgetragen. Beethoven sei im Anfang neben ihr auf dem Sopha gesessen, dann aber bald umhergegangen bald wieder ans Klavier getreten um andre Noten durchzusehen und habe nicht die geringste Aufmerksamkeit gezeigt. Herr von Klüpfell habe sich darüber geärgert und dem Freunde Beethovens, dem Herrn von Zmeskall aufgetragen, ihm zu sagen, daß sich das nicht zieme; ein junger Mann, der noch nichts sei, müsse stets seine Achtung beweisen, wenn ein älterer verdienter Compositeur etwas vortrage. Von diesem Augenblicke an sei Beethoven nie wieder mit einem Fuß in das Klüpfell'sche Haus gekommen.

Voll von Erinnerungen ist Frau von Bernhard über die ungestümen Eigenheiten des jungen Mannes. Sie erzählte: „Wenn er zu uns kam, steckte er gewöhnlich erst den Kopf durch die Thüre und vergewisserte sich, ob nicht Jemand da sei, der ihm mißbehage. Er war klein und unscheinbar, mit einem häßlichen rothen Gesicht voll Pockennarben. Sein Haar war ganz dunkel. Sein Anzug sehr gewöhnlich und durchaus nicht von der Gewähltheit, die in jenen Tagen und besonders in unsern Kreisen üblich war. Dabei sprach er sehr im Dialect und in

einer etwas gewöhnlichen Ausdrucksweise, wie überhaupt sein Wesen nichts von äußerer Bildung verrieth, vielmehr unmanierlich in seinem ganzen Gebahren und Benehmen war. Er war sehr stolz und ich habe gesehen, wie die Mutter der Fürstin Lichnowsky, die Gräfin Thun, vor ihm, der in dem Sopha lehnte, auf den Knieen lag, ihn zu bitten, er möge doch etwas spielen. Beethoven that es aber nicht. Die Gräfin Thun war eine sehr excentrische Frau.

Zu Lichnowsky's ward ich häufig eingeladen, um dort zu spielen. Er war ein freundlicher, feiner Herr und sie eine schöne Frau. Doch schienen sie nicht gut mit einander zu leben; sie hatte stets einen so melancholischen Ausdruck im Gesicht, und ich hörte, er mache große Ausgaben, mehr als seine Einkünfte vertrügen. Ihre Schwester, die noch schöner war, hatte ebenfalls einen Gönner Beethovens zum Manne.* Sie war fast regelmäßig zugegen, wenn musicirt wurde. Dort sah sie auch Haydn und Salieri, die damals sehr berühmt waren, während man von Beethoven immer noch nichts Rechtes wissen wollte. „Ich erinnere mich noch genau," schloß sie, „wie sowohl Haydn als Salieri in dem kleinen Musikzimmer an der einen Seite auf dem Sopha saßen, beide stets auf das sorgfältigste nach der ältern Mode gekleidet, mit Haarbeutel, Schuhen und Seidenstrümpfen, während Beethoven auch hier in der freieren überrheinischen Mode, ja fast nachlässig gekleidet, zu kommen pflegte."

VI. Ein Klavierwettkampf.

Die nachstehenden Erinnerungen hat der Componist Wenzel Tomaschek in Prag (geb. 1774) im Jahr 1844 aufgeschrieben und in dem Jahrbuch „Libussa" von 1845 veröffentlicht. Sie führen uns Beethovens Klavierspiel und zumal sein freies

* Fürst Karl Lichnowsky, Schüler und Freund Mozarts, war einer der ersten Gönner Beethovens in Wien, ebenso der russische Gesandte Graf (später Fürst) Rasumowsky. Ihre Gemalinnen waren Schwestern.

Phantasiren zuerst nach ihrer vollen Bedeutung vor. Es heißt da also zunächst:

„Im Jahre 1798, in dem ich das juridische Studium fortsetzte, kam Beethoven, der Riese unter den Klavierspielern, nach Prag. Er gab im Convictssaale ein sehr besuchtes Concert, in welchem er sein C dur-Concert Op. 15, dann das Adagio und das graciöse Rondo aus A dur Op. 2 vortrug, dann mit einer freien Phantasie über das ihm von der Gräfin Sch.... (Schlick?) aus Mozarts Titus gegebene Thema „Ah to fosti il primo oggetto“ schloß. Durch Beethovens großartiges Spiel und vorzüglich durch die kühne Durchführung seiner Phantasie wurde mein Gemüth auf eine ganz fremdartige Weise erschüttert; ja ich fühlte mich in meinem Innersten so tief gebeugt, daß ich mehrere Tage mein Klavier nicht berührte, und nur die unvertilgbare Liebe zur Kunst, dann ein vernunftgemäßes Ueberlegen es allein über mich vermochten, meine Wallfahrten zum Klavier, wie früher, und zwar mit gesteigertem Fleiße fortzusetzen.

Ich hörte Beethoven in seinem zweiten Concert, dessen Spiel und auch dessen Composition nicht mehr den gewaltigen Eindruck auf mich machten. Er spielte dießmal das Concert in B dur, das er in Prag erst componirt.* Dann hörte ich ihn zum drittenmale beim Grafen C... [Clari?], wo er nebst dem graziösen Rondo der A dur-Sonate über das Thema: „Ah vous dirai-je Maman“ phantasirte. Ich verfolgte dießmal mit ruhigerem Geiste Beethovens Kunstleistung, ich bewunderte zwar sein kräftiges und glänzendes Spiel, doch entgingen mir nicht seine öfteren kühnen Absprünge von einem Motiv zum andern, wodurch denn die organische Verbindung, eine allmälige Ideenentwicklung, aufgehoben wird. Solche Uebelstände schwächen oft seine großartigsten Tonwerke, die er in seiner überglücklichen Conception schuf. Nicht selten wird der unbefangene Zuhörer durch sie gewaltsam aus seiner überseligen Stimmung herausgeworfen. Das Sonderbare und Originelle schien ihm bei der

* Dieß letztere kann sich übrigens höchstens auf den letzten Satz beziehen. Denn die Hauptsache des Werkes war längst fertig.

Composition die Hauptsache zu sein, auch bestätigt es seine Antwort hinlänglich, die er einer Dame, als sie ihn frug, ob er Mozarts Opern öfters besuche? zur Antwort gab: er kenne sie nicht, und höre auch nicht gern fremde Musik, da er seine Originalität nicht einbüßen wolle."

Dieß war gewiß nur eine ausweichende Antwort, und daß Beethoven den Figaro, Don Juan und die Zauberflöte kannte, wissen wir anderswoher genau. Das Weitere, was hier über Beethoven als Componisten gesagt wird, ist ebenso veraltet wie alt geboren. Wir geben daher nur noch die Schlußstelle.

„Beethoven schied von Prag und ich fühlte die günstige Wirkung, den Herrn des Klavierspiels in seinen Schöpfungen gehört zu haben."

Damit nun aber die Heldengestalt dieses „Riesen unter den Klavierspielern" auch ganz vor uns erstehe, lassen wir sogleich das Bild eines Ringkampfes mit einem annähernd ebenbürtigen Gegner folgen. Es ist Joseph Wölffl aus Salzburg, geboren 1772, also zwei Jahre jünger als Beethoven, ein Wunderkind, das schon mit sieben Jahren öffentlich gespielt hatte und zwar ein Violin-Concert. Er war ein Schüler von Mozarts Vater und von Mozart selbst empfohlen worden. Er hatte auch bereits ein paar Opern in Wien aufgeführt und was uns die Hauptsache ist, hier und auswärts einen ganz außerordentlichen Erfolg gehabt. Tomaschek, der zumal nach Beethovens Besuch in Prag ein competentes Urtheil über Klavierspiel hatte, schildert uns den Athleten, den er also im März 1799 ebenfalls hörte, folgendermaßen:

„Nicht lange darauf kam Wölffl nach Prag. Sein durch mehrere Zeitschriften verbreiteter Ruf eines außerordentlichen Klavierspielers machte alle Musikfreunde dieser Stadt auf seine Kunstleistung neugierig. Wer ihn sehen oder sprechen wollte, mußte ihn bei der blauen Weintraube suchen, wo er sich tagelang auf dem Billard tummelte und trotz seines kunstreichen Billardspiels dennoch gegen den Marqueur über sechshundert Gulden verlor, womit ihn Wölffl auf die Einnahme seines Concerts beschied.

Das Concert fand im Theater statt, wo Zuhörer sich zahlreich versammelten. Wölffl spielte von seiner Composition ein Concert mit beispielloser Reinheit und Präcision, wie es bei so ungeheurer Spannung seiner Hände wohl niemand anders herausbringen dürfte. Dann spielte er die Mozart'sche Phantasie in F minor, welche für vier Hände in der Breitkopf'schen Herausgabe erschien, allein so wie sie gedruckt ist, ohne irgend einen Ton auszulassen oder etwa, der Ausführung wegen, den Werth der Noten zu kürzen, wie es die sogenannten Romantiker unserer Zeit lieben, und durch heilloses Tongewirr bei aufgehobener Dämpfung wieder alles auszugleichen wähnen. Wie gesagt, er spielte dieses Tonstück ohne allen Mißgriff. Zuletzt phantasirte er, worin er das Thema aus dem Sonntagskind (von Wenzel Müller) ‚Wenn's Liserl wacht' eingewebt, und dann beschloß er mit einigen sehr schönen und sehr brillanten Variationen das Concert. Ein reichlicher Beifall wurde dem in seiner Art einzigen Virtuosen zu Theil.

Ein Klavierspieler, der sechs Fuß in der Länge mißt, dessen Finger, ungeheuer lang, eine Spannung von einer Terzdecime ohne alle Anstrengung ausführen, der noch dazu so mager ist, daß an ihm alles, wie an einer Vogelscheuche, klappert, der mit der unglaublichsten Leichtigkeit, mit einem zwar schwachen, jedoch einem netten Anschlag alle Schwierigkeiten, für andere Klavierspieler Unmöglichkeiten, vollführt, ohne die ruhige Haltung des Körpers dabei zu verlieren, der oft ganze Stellen in mäßig bewegtem Tempo, mit einem und demselben Finger, wie in dem Andante der Mozart'schen Phantasie die lange in Sechzehnteln fortgehende Stelle im Tenor zu binden weiß, — ein solcher Klavierspieler ist wohl einzig in seiner Art zu nennen. Was würden wohl unsere Journalisten über einen solchen Klavierspieler sagen, gegen den all unsre Pianisten sammt ihrem Gepäck von Etüden und sogenannten Phantasien Nullen sind, die das Sinnvolle der wahren Kunst nie erkannt, die ihre Bravour nach den possierlichen Sprüngen der Heupferdchen studiren, sich daher zu echten musikalischen Gascogniern heranbilden?

Wölffls eigenthümliche Virtuosität abgerechnet, hatte sein

Spiel weder Licht noch Schatten, es mangelte ihm männliche Kraft ganz und gar, daher es kommen mochte, daß sein Spiel nicht in das Innere des Menschen drang, sondern das Gymnastische daran zur Bewunderung hinriß. Uebrigens fehlte es ihm bei sonstiger Gutartigkeit an feiner Bildung, sein kindisch humoristisches Wesen hat ihm den Namen eines ‚närrischen Wölffl' zugezogen. Als man ihn fragte, warum er nicht so weitgreifig schreibe, wie er spiele? gab er zur Antwort: ‚Was würde die Welt, die mich ohnehin für närrisch hält, erst dazu sagen, wenn ich der Art Compositionen, die für meine langen Finger leicht sind, den gewöhnlichen Menschenhänden anbieten würde?'"

Diesem Bericht schließen wir weiter folgende Parallele zwischen den beiden Heroen aus der Allgemeinen Musikalischen Zeitung vom 22. April 1799 an:

„Die Meinungen über den Vorzug des einen vor dem andern sind hier getheilt: doch scheint es, als ob sich die größere Partei auf die Seite des Letzteren (Wölffl) neigte. Ich will mich bemühen, Ihnen das Eigene Beider anzugeben, ohne an jenem Vorrangstreite Theil zu nehmen. Beethovens Spiel ist äußerst brillant, doch weniger delicat, und schlägt zuweilen in das Undeutliche über. Er zeigt sich am allervortheilhaftesten in der freien Phantasie. Und hier ist es wirklich ganz außerordentlich, mit welcher Leichtigkeit und zugleich Festigkeit in der Ideenfolge Beethoven auf der Stelle jedes ihm gegebene Thema nicht etwa in den Figuren variirt (womit mancher Virtuos Glück und — Wind macht), sondern wirklich ausführt. Seit Mozarts Tode, der mir hier noch immer das non plus ultra bleibt, habe ich diese Art des Genusses nirgends in dem Maße gefunden, in welchem sie mir bei Beethoven zu Theil ward. Hierin steht ihm Wölffl nach. Aber Vorzüge vor ihm hat Wölffl darin, daß er, bei gründlicher musikalischer Gelehrsamkeit und wahrer Würde in der Composition, Sätze, welche geradehin unmöglich zu executiren scheinen, mit einer Leichtigkeit, Präcision und Deutlichkeit vorträgt, die in Erstaunen versetzt (freilich kommt ihm dabei die große Structur seiner Hände sehr zu statten), und

daß sein Vortrag überall so zweckmäßig und besonders auch im Adagio so gefällig und einschmeichelnd, gleich fern von Kahlheit und Ueberfüllung ist, daß man nicht bloß bewundern, sondern genießen kann .... Daß Wölffl durch sein anspruchsloses, gefälliges Betragen über Beethovens etwas hohen Ton noch ein besonderes Uebergewicht erhält, ist sehr natürlich."

Jetzt folge also die Scene eines Ringkampfes zwischen den Beiden selbst, allerdings etwas dramatisch effectvoll zugestutzt, aber der Hauptsache nach wahr. Und wie tief hier der Eindruck gewesen sein muß, ist daraus zu schließen, daß diese Schilderung mehr als 30 Jahre nach dem Ereignisse selbst aufgeschrieben ist. Sie steht im Anhang jener an sich so sehr gefälschten „Beethoven-Studien" von Ignaz von Seyfried, der aber schon damals mit Beethoven genauer bekannt war und daher in dieser Sache ein zuverlässiger Zeuge ist. Sie lautet:

„Schon hatte Beethoven durch mehrere Compositionen Aufsehen erregt und galt in Wien für einen Klavierspieler ersten Ranges, als ihm in den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts in Wölffl ein ebenbürtiger Rivale erwuchs. Da erneuerte sich gewissermaßen die alte Pariser Fehde der Gluckisten und Piccinisten, und die zahlreichen Kunstfreunde der Kaiserstadt zerfielen in zwei Parteien. An der Spitze von Beethovens Verehrern stand der liebenswürdige Fürst von Lichnowsky; zu Wölffls eifrigsten Protectoren gehörte der vielseitig gebildete Freiherr Raymund von Wetzlar, dessen freundliche Villa (am Grünberge nächst dem kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn) allen fremden und einheimischen Künstlern in den reizenden Sommermonaten mit echt britischer Loyalität eine gleich angenehme als wünschenswerthe Freistätte gewährte. * Dort verschaffte der höchst interessante Wettstreit beider Athleten nicht selten der zahlreichen, durchaus gewählten Versammlung einen unbeschreiblichen Kunstgenuß; jeder trug seine jüngsten Geistesproducte vor; bald ließ der eine oder der andere den momentanen Ein-

* „Der reiche getaufte Jud Wetzlar", wie Mozart am 24. November 1781 an den Vater schreibt, war auch sein „wahrer guter Freund" und daher selbstverständlich ein Protector Wölffls.

gebungen seiner glühenden Phantasie freien, ungezügelten Lauf; bald setzten sich beide an zwei Pianoforte, improvisirten wechselweise über gegenseitig sich angegebene Themas und schufen also gar manches vierhändige Capriccio, welches, hätte es im Augenblicke der Geburt zu Papier gebracht werden können, sicherlich der Vergänglichkeit getrotzt haben würde.

An mechanischer Geschicklichkeit dürfte es schwer, vielleicht unmöglich gewesen sein, einem der Kämpfer vorzugsweise die Siegespalme zu verleihen: ja, Wölffl'n hatte die gütige Natur noch mütterlicher bedacht, indem sie ihn mit einer Riesenhand ausstattete, die ebenso leicht Decimen als andere Menschenkinder Octaven spannte, und es ihm möglich machte, fortlaufende doppelgriffige Passagen in den genannten Intervallen mit Blitzesschnelligkeit auszuführen. — Im Phantasiren verleugnete Beethoven schon damals nicht seinen mehr zum unheimlich Düstern sich hinneigenden Charakter; schwelgte er einmal im unermeßlichen Tonreich, dann war er auch entrissen dem Irdischen, der Geist hatte zersprengt alle beengenden Fesseln, abgeschüttelt das Joch der Knechtschaft, und flog siegreich jubelnd empor in lichte Aetherräume; jetzt brauste sein Spiel dahin gleich einem wild schäumenden Cataracte, und der Beschwörer zwang das Instrument mitunter zu einer Kraftäußerung, welcher kaum der stärkste Bau zu gehorchen im Stande war, nun sank er zurück, abgespannt, leise Klagen aushauchend, in Wehmuth zerfließend; — wieder erhob sich die Seele, triumphirend über vorübergehendes Erdenleiden, wendete sich nach oben in andachtsvollen Klängen und fand beruhigenden Trost am unschuldvollen Busen der heiligen Natur. — Doch wer vermag zu ergründen des Meeres Tiefe? Es war die geheimnißreiche Sanscritsprache, deren Hieroglyphen nur der Eingeweihte zu lösen ermächtigt ist! — Wölffl hingegen, in Mozarts Schule gebildet, blieb immerdar sich gleich; nie flach, aber stets klar und eben deßwegen der Mehrzahl zugänglicher; die Kunst diente ihm bloß als Mittel zum Zwecke, in keinem Falle als Prunk- und Schaustück trockenen Gelehrtthuns; stets wußte er Antheil zu erregen und diesen unwandelbar an den Reihengang seiner wohlgeordneten Ideen

zu bannen. — Wer Hummel gehört hat, wird auch verstehen, was damit gesagt sein will.*

Noch ein ganz eigenthümliches Vergnügen erwuchs dabei dem vorurtheilsfreien, unbefangenen Beobachter im stillen Reflectiren über beide Mäcenaten, wie sie in gespannter Aufmerksamkeit den Leistungen ihrer Schützlinge lauschend folgten, beifallspendende Blicke sich zusendeten, und schließlich mit altritterlicher Courtoisie dem gegenseitigen Verdienste unbedingt volle Gerechtigkeit widerfahren ließen.

Die Protegirten selbst aber kümmerten sich darum blutwenig. Sie achteten sich, weil sie sich selbst am besten zu taxiren wußten, und als gerade, ehrliche Deutsche von dem lobwürdigen Grundsatz ausgingen: daß die Kunststraße für viele breit genug wäre, ohne sich wechselseitig auf der Wandelbahn zum Ziele des Ruhms neidisch zu beirren."

Wölffls Hochachtung vor Beethovens Genius erwies sich dadurch, daß er ihm seine Klaviersonaten Op. 7 widmete, die in dieser Zeit erschienen. Er selbst ist bald genug von der Bühne verschwunden und im Leben verkommen: es fehlte ihm jene kräftig vorhaltende geistige Energie und ideale Substanz, die unsern Meister auch in den trübsten Lebenslagen oben erhielt, ja aus jedem Leid und Unglück nur um so gekräftigter hervorgehen und höher emporsteigen ließ. Dieser künstlerische Wettstreit aber war nur geeignet seinen Ruhm zu mehren wie sein eigenes künstlerisches Bewußtsein zu heben.

VII. Karl Czerny.

Wir kommen zu jenem Tausendschreiber fürs Klavier, der Jahrzehnte lang den Unterricht auf diesem Instrumente durch fast ganz Deutschland beherrschte und wenn auch nicht von dem großen Sinne seines Lehrers Beethoven, doch von dem Technischen seines Spiels das Entscheidende auf die Nachwelt brachte,

* Hummel war ein Schüler von Mozart selbst.

— Karl Czerny, schon allein als Jugendlehrer Franz Lißt's selbst der Nachwelt angehörig.

Czerny war am 21. Februar 1791 geboren. „Von 1795 bis 1804," erzählt die Neue Wiener Musikzeitung vom 13. August 1857, „war das Czerny'sche Haus ein Sammelplatz der vorzüglichsten Musiker damaliger Zeit: Abbé Gelinek, Joseph Lipawsky, einer der ersten Organisten und Klavieristen, besonders durch sein a vista Spielen berühmt, worin vielleicht nur Beethoven ihn übertraf, Krumpholz u. s. w." Im Jahre 1842 hat er selbst seinen einfachen Lebensgang aufgeschrieben, welcher nach seinem Tode ins Archiv der „Gesellschaft der Musikfreunde" in Wien kam, dessen Archivar dann zur Jubiläumsfeier im Jahr 1870 den auf Beethoven bezüglichen Theil im Jahresbericht des Conservatoriums der Anstalt veröffentlichte. Ihm folgen wir also hier:

„Zu jener Zeit (in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts) waren in Wien als die besten Klavieristen bekannt:

Wölffl, durch sein Bravourspiel ausgezeichnet.

Gelinek, durch sein brillantes und elegantes Spiel, sowie durch seine Variationen allgemein beliebt.

Lipawsky, ein großer Avistaspieler und durch den Vortrag der Bach'schen Fugen berühmt.

Ich erinnere mich noch jetzt, als eines Tages Gelinek meinem Vater erzählte, er sei für den Abend in eine Gesellschaft geladen, wo er mit einem fremden Klavieristen eine Lanze brechen sollte. Den wollen wir zusammenhauen, fügte Gelinek hinzu.

Den folgenden Tag fragte mein Vater den Gelinek, wie der gestrige Kampf ausgefallen sei?

O! sagte Gelinek ganz niedergeschlagen: An den gestrigen Tag werde ich denken! in dem jungen Menschen steckt der Satan. Nie hab' ich so spielen gehört! Er phantasirte auf ein von mir gegebenes Thema, wie ich selbst Mozart nie phantasiren gehört habe. Dann spielte er eigene Compositionen, die im höchsten Grade wunderbar und großartig sind, und er bringt auf dem Klavier Schwierigkeiten und Effekte hervor, von denen wir uns nie etwas haben träumen lassen.

Ei, sagte mein Vater verwundert, wie heißt denn dieser Mensch?

Er ist, antwortete Gelinek, ein kleiner, häßlicher, schwarz und störrisch aussehender junger Mann, den der Fürst Lichnowsky vor einigen Jahren von Deutschland hierher gebracht, um ihn bei Haydn, Albrechtsberger und Salieri die Composition lernen zu lassen, und er heißt Beethoven.*

Dieses war das erstemal, daß ich diesen Namen hörte, und nun bestürmte ich meinen Vater, mir Beethovens Compositionen zu verschaffen. Bald hatte ich alles, was von ihm erschienen war, die drei ersten Trios und Sonaten, einige Variationen, die Adelaide 2c., und da ich bereits so vieles Gute andrer Meister kennen gelernt hatte, so lernte ich bald die Schönheit und Originalität der Beethoven'schen Werke nach Verhältniß meines Alters würdigen, wozu aber ein besonderer Umstand beitrug.

Um jene Zeit besuchte uns fast täglich Abends ein alter Mann, Namens Krumpholz (Bruder des Erfinders der Pedalharfe). Er war Violinspieler und als solcher im Hoftheaterorchester angestellt, aber dabei der größte, bis zur höchsten Uebertreibung exaltirte Enthusiast für die Musik. Die Natur hatte ihm einen hohen Grad von richtigem und feinem Gefühl für das Schöne der Tonkunst verliehen, und, ohne eben große technische Kenntnisse zu besitzen, wußte er jede Composition mit großer Schärfe zu würdigen und dem Urtheile der Kunstwelt gewissermaßen voranzueilen.

Gleich bei dem ersten Erscheinen des jungen Beethoven hing sich Krumpholz an ihn mit einer Hartnäckigkeit und Hingebung, daß er bald sein Hausfreund wurde, fast den ganzen Tag bei ihm zubrachte und daß Beethoven, der sonst mit seinen musikalischen Entwürfen gegen Jedermann sehr geheimnißvoll war, ihm jede Idee mittheilte, jede neue Composition oft vorspielte und täglich vorphantasirte. Obwohl Beethoven sich über die ungeheuchelte Verzückung, in welche Krumpholz

* Daß Lichnowsky ihn nach Wien gebracht haben solle, war bei der innigen Beziehung Beethovens zu ihm eine leicht begreifliche Annahme. Dennoch ist sie, wie wir hier wissen, irrig.

dabei stets gerieth, oft lustig machte und ihn immer nur seinen Narren nannte, so war er doch über die Anhänglichkeit gerührt, mit welcher Krumpholz selbst die bittersten Feindschaften nicht scheute, um gegen die damals so zahlreichen Gegner seine Sache zu verfechten. Denn in jener Zeit wurden Beethovens Compositionen vom größeren Publikum gänzlich verkannt und von allen Anhängern der ältern Mozart-Haydn'schen Schule mit der größten Bitterkeit bekämpft.

Dieser Mann war es nun, dem ich täglich Beethovens Werke vorspielen mußte, und obwohl er vom Klavierspiel gar keine Kenntniß hatte, wußte er mir doch natürlicher Weise über Tempo, Vortrag, Effekt, Charakter ꝛc. derselben sehr viel zu sagen, da er dieselben so oft von Beethoven selber hatte vortragen hören und meistens auch bei deren Entstehung zugegen war. Seine Begeisterung steckte mich bald an und ich wurde bald ein Anbeter Beethovens wie er selber, lernte alles von ihm auswendig und spielte es für mein Alter mit ebenso viel Gewandtheit und Enthusiasmus. Auch erzählte er mir stets, was Beethoven Neues unter der Feder hatte, und sang und spielte auf der Violine die Themas vor, welche er vormittags bei ihm gehört hatte. Auf diese Art erfuhr ich stets weit früher als jeder Andere, was Beethoven unter der Feder hatte, und später erkannte ich hieraus, wie lang, oft durch mehrere Jahre, Beethoven an seinen Werken feilte, ehe er sie der Oeffentlichkeit übergab und wie er zu neuen Werken Motive benützte, die ihm viele Jahre früher eingefallen waren, denn unser freundschaftliches Verhältniß mit Krumpholz dauerte durch viele Jahre bis zu seinem 1819 erfolgten Tode. *

— — — — — — — — — — — — —

Zehn Jahre war ich ungefähr alt, als ich durch Krumpholz zu Beethoven geführt wurde. Wie freute und fürchtete ich mich des Tages, wo ich den bewunderten Meister sehen sollte! Noch heute schwebt mir jener Augenblick lebhaft im Gedächtniß. An einem Wintertag wanderte mein Vater, Krump-

* Krumpholz starb am 2. Mai 1817. Beethoven schrieb auf ihn den Gesang der Mönche aus Schillers Tell „Rasch tritt der Tod den Menschen an."

holz und ich aus der Leopoldstadt (wo wir stets noch wohnten) in die Stadt, in den sogenannten tiefen Graben (eine Straße), stiegen thurmhoch bis in den 5. oder 6. Stock, wo uns ein ziemlich unsauber aussehender Bedienter bei Beethoven meldete und dann einließ. Ein sehr wüst aussehendes Zimmer, überall Papiere und Kleidungsstücke verstreut, einige Koffer, kahle Wände, kaum ein Stuhl, ausgenommen der wackelnde beim Walter'schen Fortepiano (damals die besten), und in diesem Zimmer eine Gesellschaft von 6 bis 8 Personen, worunter die beiden Brüder Wranitzky, Süßmayer, Schuppanzigh und einer von Beethovens Brüdern.*

Beethoven selber war in eine Jacke von langhaarigem dunkelgrauem Zeuge und gleiche Beinkleider gekleidet, so daß er mich gleich an die Abbildung des Campe'schen Robinson Crusoe erinnerte, den ich damals eben las. Das pechschwarze Haar sträubte sich zottig (à la Titus geschnitten) um seinen Kopf. Der seit einigen Tagen nicht rasirte Bart schwärzte den untern Theil seines ohnehin brünetten Gesichts noch dunkler. Auch bemerkte ich sogleich mit dem bei Kindern gewöhnlichen Schnellblick, daß er in beiden Ohren Baumwolle hatte, welche in eine gelbe Flüssigkeit getaucht schien.

Doch war damals an ihm nicht die geringste Harthörigkeit bemerkbar. Ich mußte sogleich etwas spielen, und da ich mich zu sehr scheute, mit einer von seinen Compositionen anzufangen, so spielte ich das Mozart'sche große C dur-Concert (das mit Accorden anfängt). Beethoven wurde bald aufmerksam, näherte sich meinem Stuhle und spielte bei den Stellen, wo ich nur accompagnirende Passagen hatte, mit der linken Hand die Orchestermelodie mit. Seine Hände waren sehr mit Haaren bewachsen und die Finger (besonders an den Spitzen) sehr breit.**

* Anton und Paul Wranitzky waren Orchesterdirectoren am Kärnthnerthor; Süßmayer war Mozarts letzter Schüler, und der Geiger Schuppanzigh wird uns sogleich näher begegnen.

** Sie sahen aus wie vorn abgehackt und hatten fast alle die gleiche Länge, erzählte mir eine Jugendfreundin Beethovens, Frau von Gleichenstein geb. Malfatti in Freiburg i. Br.

Die Zufriedenheit, die er äußerte, machte mir Muth, hierauf die eben erschienene Sonate pathétique und endlich die Adelaide vorzutragen, welche mein Vater mit seiner recht guten Tenorstimme sang.* Als ich vollendet hatte, wandte sich Beethoven zu meinem Vater und sagte: der Knabe hat Talent, ich selber will ihn unterrichten und nehme ihn als meinen Schüler an. Schicken Sie ihn wochentlich einigemal zu mir. Vor allem aber verschaffen Sie ihm Emanuel Bachs Lehrbuch über die wahre Art das Klavier zu spielen, das er schon das nächste Mal mitbringen muß.

Nun gratulirten alle Anwesenden meinem Vater zu diesem günstigen Ausspruch, besonders Krumpholz war ganz entzückt und mein Vater eilte sogleich, Bachs Werk aufzufinden.

In den ersten Lectionen beschäftigte mich Beethoven ausschließlich nur mit den Skalen in allen Tonarten, zeigte mir die (damals den meisten Spielern noch unbekannte) einzig richtige Haltung der Hände, der Finger und vorzüglich den Gebrauch des Daumens — Regeln, deren Nutzen ich erst in weit späterer Zeit in vollem Umfang einsehen lernte. Hierauf ging er mit mir die zu diesem Lehrbuch gehörigen Uebungsstücke durch, und machte mich vorzüglich auf das Legato aufmerksam, das er selber in einer so unübertrefflichen Art in seiner Macht hatte und das zu jener Zeit alle anderen Pianisten auf dem Fortepiano für unausführbar hielten, indem damals (noch von Mozarts Zeit) das gehackte und kurz abgestoßene Spiel Mode war. Auch hat mir in spätern Jahren Beethoven erzählt, daß er Mozart mehrmal spielen gehört und daß dieser, da zu seiner Zeit die Erfindung der Fortepiano noch in ihrer Kindheit war, sich auf den damals mehr gebräuchlichen Flügeln ein Spiel angewohnt hatte, welches keineswegs für die Fortepiano paßte. Auch hatte ich in der Folge die Bekanntschaft mehrerer Personen gemacht, welche bei Mozart Unterricht genommen und fand in ihrer Spielweise diese Bemerkung bestätigt.

Da mein Vater mich nie allein den weiten Weg in die

* Die Adelaide erschien im Jahre 1797, die Sonate pathétique 1799.

Stadt gehen lassen wollte und mich daher immer selber zu Beethoven führte, wobei er so viele Lectionen versäumte, — da es überdieß oft geschah, daß Beethoven eben componirte und sich daher entschuldigte, so erlitt der Unterricht nach einiger Zeit eine längere Unterbrechung und ich war wieder meinem eigenen Fleiß überlassen.

— — — — — — — — — — — — —

Im Jahre 1802 gab Beethoven sein erstes öffentliches Concert im Theater, wo er sein erstes (C-dur) Concert spielte und seine erste und zweite Sinfonie mit ungeheurem Beifall aufführen ließ und zuletzt noch frei phantasirte, wozu er das Thema „Gott erhalte Franz den Kaiser" wählte.* — —

Czerny schildert dann sein Zusammentreffen mit Hummel und den Eindruck, den dessen Spiel auf ihn gemacht. Es war dies bei der Wittwe Mozarts, wo jeden Samstag musikalische Soiréen stattfanden, in welchen sich der jüngere Sohn Mozarts, ein Schüler Streichers, mit vieler Geschicklichkeit producirte.

Czerny fährt also fort:

„Einmal war an einem solchen Abend die Gesellschaft weit größer und zahlreicher als gewöhnlich, und unter den vielen eleganten Herren und Damen bemerkte ich einen jungen Mann, dessen Aeußeres mir sehr auffiel. Ein gemeines unangenehmes Gesicht, mit dem er beständig zuckte, eine höchst geschmacklose Kleidung, ließen irgend einen Dorfschulmeister vermuthen. Aber dagegen stachen sonderbar eine Menge kostbare brillante Ringe ab, die er fast an allen Fingern trug. Es wurde wie gewöhn-

* Hier irrt Czerny mehrfach. Beethoven gab seine erste öffentliche Akademie im Burgtheater am 2. April 1800. Aufgeführt wurde: die neue große Sinfonie in C und Grand Septuor in Es (durch die Herren Schuppanzigh, Schreiber, Schindlöcker, Beer, Nickel, Matauscheck und Dietzel). Beethoven selbst spielte sein großes Pianoforte-Concert in B und eine freie Fantasie über „Gott erhalte". Mit dem C-dur-Concert war Beethoven zum erstenmal öffentlich aufgetreten am 29. und 30. März 1795 in der Akademie der Tonkünstler-Societät (jetziger Haydn-Verein). Die zweite Sinfonie (D-dur) wurde erst am 27. März 1803 aufgeführt.

lich musicirt, und endlich dieser junge Mann (der etwas über 20 Jahre alt sein mochte) aufgefordert, etwas zu spielen. Aber welch einen Meister hörte ich da! Obwohl ich damals schon so oft Gelegenheit gehabt hatte, den Gelinek, Lipawsky, Wölffl und selbst Beethoven zu hören, schien mir das Spiel dieses so unscheinbaren Menschen eine neue Welt. Noch nie hatte ich so neue glänzende Schwierigkeiten, eine solche Reinheit, Eleganz und Zartheit des Vortrages und eine so geschmackvoll zusammengesetzte Fantasie gehört; und als er später einige Sonaten Mozarts mit Violine, wozu ihm Krommer (oben S. 19) accompagnirte, vortrug, waren mir diese längstbekannten Tonstücke eine neue Welt. — Da hieß es denn, es sei der junge Hummel, ehemals Mozarts Schüler und gegenwärtig aus London zurückkehrend, wo er lange Zeit Clementi's Unterricht genossen hatte. Hummel war damals bereits (so weit die damaligen Instrumente es erlaubten) im Spiel schon auf der hohen Stufe, die ihn später so berühmt machte."

Ueber die Spielweise Hummels im Vergleiche zu der Beethoven'schen äußert sich Czerny dann weiter so:

„Wenn sich Beethovens Spiel durch eine ungeheuere Kraft, Charakteristik, unerhörte Bravour und Geläufigkeit auszeichnete, so war dagegen Hummels Vortrag das Muster der höchsten Reinheit und Deutlichkeit, der anmuthigsten Eleganz und Zartheit, und die Schwierigkeiten waren stets auf den höchsten, Bewunderung erregenden Effect berechnet, indem er die Mozart'sche Manier mit der für das Instrument so weise berechneten Clementi'schen Schule vereinigte. Es war daher natürlich, daß er in der großen Welt den Vorrang als Spieler behauptete, und bald bildeten die zwei Meister Parteien, welche einander mit aller Macht anfeindeten. Hummels Anhänger warfen dem Beethoven vor, daß er das Fortepiano malträtire, daß ihm alle Reinheit und Deutlichkeit mangle, daß er durch den Gebrauch des Pedals nur confusen Lärm hervorbringe und daß seine Compositionen gesucht, unnatürlich, melodielos und überdem unregelmäßig seien. Dagegen behaupteten die Beethovenisten, Hummel ermangle aller echten Fantasie, sein

Spiel sei monoton wie ein Leierkasten, die Haltung seiner Finger sei kreuzspinnenartig, und seine Compositionen seien bloße Bearbeitungen Mozart'scher und Haydn'scher Motive. Auf mich hatte Hummels Spiel insoferne Einfluß, als es mich zu einem höhern Grade von Reinheit und Deutlichkeit anspornte."

Im Jahre 1804 wurde Czerny durch Krumpholz auch beim Fürsten Lichnowsky aufgeführt. Der Fürst gewann ihn lieb, und Czerny mußte fast jeden Morgen einige Stunden bei ihm zubringen und Alles, was er eben wünschte, auswendig vorspielen. Czerny besaß schon damals ein so glückliches musikalisches Gedächtniß, daß er Alles von Beethoven, andere Tonsetzer ungerechnet, vollkommen genau auswendig zu spielen wußte.

„An einem solchen Morgen," fährt Czerny fort, „kam auch Beethoven (der mich in den letzten zwei Jahren nicht mehr gesehen hatte, und auf meinen Vater böse war, daß dieser den Unterricht unterbrochen hatte) zum Fürsten und schien mit meinen Fortschritten recht zufrieden. ‚Ich hab' es ja gleich gesagt,' sprach er, ‚daß der Junge Talent habe, aber,' setzte er lächelnd hinzu, ‚sein Vater war gegen ihn nicht strenge genug.' ‚Ach, Herr von Beethoven,' versetzte mein Vater gutmüthig, — ‚es ist eben unser einziges Kind.'

Auch mit meinem Avistaspielen war er zufrieden, als er mir das Manuscript der C-dur Sonate Op. 53 zu spielen gab.*

Von dieser Zeit blieb mir Beethoven gewogen und behandelte mich freundschaftlich bis an seine letzten Tage. Ich mußte alle Correcturen seiner neu erschienenen Werke besorgen, und als im Jahre 1805 seine Oper „Leonore" aufgeführt wurde (am 20. Nov.), ließ er mich dieselbe für das Fortepiano arrangiren. Seinen Bemerkungen bei dieser Arbeit verdanke ich die mir später so nützlich gewordene Geübtheit im Arrangiren."

Später erwähnt Czerny in einigen Zeilen noch einmal Beethovens, insoweit es den gegenseitigen Verkehr betrifft:

* Die Waldstein-Sonate erschien im Mai 1805.

„Mein freundschaftlicher Umgang mit Beethoven dauerte inzwischen ununterbrochen fort, und als er im Jahre 1815 mir seinen von ihm adoptirten Neffen zum Unterricht anvertraute, sah ich ihn fast täglich bei mir und hörte ihn da oft, wenn er gut gelaunt war, auf eine mir unvergeßliche Art phantasiren."

Wie vortheilhaft Beethoven von Czerny dachte, beweist das von ihm ausgestellte Zeugniß, welches aus Czerny's Nachlaß ebenfalls in das Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde überging:

> „Wir Endes Unterzeichnete können dem Jünglinge Carl Czerny das Zeugniß nicht versagen, daß derselbe auf dem Pianoforte solche sein 14jähriges Alter übersteigende, außerordentliche Fortschritte gemacht habe, daß er sowohl in diesem Anbetrachte als auch in Rücksicht seines zu bewundernden Gedächtniß aller möglichen Unterstützung würdig geachtet werde, und zwar um so mehr, als die Eltern auf die Ausbildung dieses Ihren hoffnungsvollen Sohnes ihr Vermögen verwendet haben.
>
> Wien, den 7. December 1805.
>
> L. S. Ludwig van Beethoven.

Der Verkehr dauerte bis zum Lebensende Beethovens, und wie gut trotz mancher Aussetzungen an seinem Spiele der Meister es mit ihm meinte und auf ihn zu sprechen war, ersieht man aus den „Briefen Beethovens" (Stuttgart 1865).

Zum Beschluß mögen noch einige Auszüge der Erinnerungen folgen, welche in den Jahren 1852 und 1853 in Cocks Musical Miscellany standen und von A. W. Thayer in seinem „Beethovens Leben" mitgetheilt sind. Zuerst ist von jener Spielart Mozarts und der gesammten Vortragsweise seiner Zeit Rede, dann heißt es von Beethoven selbst:

„Er hatte, wie er oft sagte, in seiner Jugend Tag und Nacht geübt; und zwar so angestrengt, daß sogar seine Gesundheit darunter litt; und die körperlichen Leiden, welche eine beständige Neigung zur Hypochondrie bei ihm hervorriefen, entstanden ohne Zweifel hieraus.

Es war erstaunlich, wie schnell er Compositionen (selbst Manuscripte und große Partituren) überblickte und wie gut er sie spielte. In dieser Hinsicht konnte ihm keiner gleich kommen. Die Art seiner Wiedergabe war immer bestimmt, aber scharf und hart. Gleiches Lob verdiente seine Darstellung der Compositionen der großen Meister; er spielte Händels Oratorien und Glucks Werke wundervoll und erwarb sich dadurch den größten Beifall; und ebenso die Fugen von Seb. Bach.

Er erzählte mir einst, daß er als Knabe nachlässig und nicht besonders angehalten gewesen, und daß seine musikalische Erziehung sehr schlecht gewesen sei. ‚Doch', fuhr er fort, ‚ich hatte Talent zur Musik.' Es war rührend, ihn diese Worte ernstlich aussprechen zu hören, als wenn das kein anderer vorher gewußt hätte. Bei einer andern Gelegenheit kam die Unterhaltung auf den Ruhm, den sein Name in der Welt erlangt hatte. ‚Ach, Unsinn', sagte er, ‚ich habe niemals daran gedacht, für den Ruf und die Ehre zu schreiben. Was ich auf dem Herzen habe, muß heraus, und darum schreibe ich.' Abgesehen von den Zeiten trüber Stimmung, welche ihn mitunter überfiel und aus körperlichen Leiden hervorging, war er immer munter, muthwillig, voll von Witzen und Spott, und bekümmerte sich um keinen Menschen.

Als Beethoven ein junger Mann war, fand er bei Hof gute Freunde. Er hätte, wenn er Gefallen daran gehabt hätte, auf dem höchsten Fuße leben können. Sein Charakter war dem von Jean Jacques Rousseau sehr ähnlich, aber seine Gesinnung war edel, großherzig und rein.

Um das Jahr 1803, als Beethoven Op. 28 [Claviersonate in D] componirt hatte, sagte er zu seinem intimen Freunde Krumpholz: ‚Ich bin nur wenig zufrieden mit meinen bisherigen Arbeiten. Von heute an will ich einen neuen Weg einschlagen.' Kurz nach diesem Ereignisse erschienen seine 3 Sonaten Op. 29 [31], in welchen man die theilweise Erfüllung seines Entschlusses verfolgen kann."

VIII. J. von Seyfried.

Bei dem Wettkampf mit Wölffl oben trafen wir in Beethovens Nähe einen jungen Mann, der schon damals zu den bessern Componisten Wiens gehörte und sich auch später als einen tüchtigen Musiker, wenn auch im Style der „alten Reichscomponisten" wie Beethoven dergleichen zu bezeichnen pflegte, bethätigt hat, — Ignaz Ritter von Seyfried, geb. 1776, also sechs Jahre jünger als Beethoven. Er gehörte einer wohlgestellten Familie an, sollte ursprünglich Jurist werden, aber sein Talent und seine Neigung siegten: er ward Schüler Mozarts und später Kozeluchs. Durch ganze 30 Jahre, von 1797 bis 1827, war er Kapellmeister an jenem Theater an der Wien, für welches Beethoven den Fidelio geschrieben und in dem er seine ersten großen Concerte gegeben hat. Wie er zu Beethoven persönlich stand, sagen uns seine Erinnerungen. Daß er das Andenken des großen Mannes durch Fälschung seiner „Studien" beleidigte, bleibt leider ein böser Flecken auf seiner eigenen Ehre. Seine Mittheilungen geben jedoch in biographischer Hinsicht ein zuverlässiges und mannichfach anschauliches Bild von Beethoven als Menschen wie als Künstler.

Wir beginnen mit der Einleitung zu einer Besprechung der Missa solennis, der Neunten Symphonie und des Cis-moll-Quartetts in der „Cäcilia" von 1828, also ein Jahr nach Beethovens Tod, worin er sein „über drei Decennien bestandenes freundschaftliches Verhältniß zu dem Entschlafenen," das nachweisbar von 1800—1806 auch persönlicher Umgang war, so schildert:

„Dieses festgeschlungene Band wurde die ganze lange Jahresreihe hindurch auch nie irgend gelockert, nie durch einen, selbst noch so geringfügigen Zwist gestört. Nicht, als ob wir beide stets und immerdar eines und desselben Sinnes gewesen wären, oder sein hätten können: vielmehr sprach sich jeder frei und unverhohlen aus, wie er's eben aus geprüfter Ueberzeugung fühlte und als wahr erfand, fern von allem sträflichen, egoistischen Eigendünkel, diese seine differirenden Ansichten und

Glaubensmeinungen dem Gegenpart als infallibel aufdringen zu wollen. Ueberhaupt war Beethoven viel zu gerade, offen und tolerant, um Jemanden durch Mißbilligung oder Widerspruch zu kränken; was ihm nicht behagte, pflegte er nur recht herzlich zu belachen, und wohl glaube ich mit Zuversicht behaupten zu können, daß er sich, wissentlich wenigstens, nie in seinem ganzen Leben einen Feind zuzog; nur wem seine Eigenheiten fremde waren, der mochte sich auch in seinem Umgange — ich spreche von einer früheren Zeit, als ihn noch nicht das Unglück der Taubheit getroffen — vielleicht nicht so ganz ordentlich zurecht finden. Wenn Beethoven dagegen bei manchen, meist sich ihm selbst aufgedrungenen Protectoren, mit seiner derben Geradheit wohl mitunter das Kindlein sammt dem Bade verschüttete, so lag die Schuld einzig daran, daß der ehrliche Deutsche stets das Herz auf der Zunge trug und alles besser, als zu hoffiren verstand, auch — des eigenen Werthes bewußt — sich nie zum Spielball der eitlen Launen seiner, mit dem Namen und der Kunst des gefeierten Meisters sich brüstenden Mäcenaten entwürdigen ließ. — So war er denn nur von jenen verkannt, welche sich die Mühe verdrießen ließen, den scheinbaren Sonderling kennen zu lernen.

Als er den Fidelio, das Oratorium, Christus am Oelberg, die Symphonien in Es, C-moll und F [3. 5. und 6.] die Pianoforte-Concerte in C-moll und G-dur, das Violin-Concert in D componirte, wohnten wir beide in einem und demselben Hause, besuchten fast tagtäglich, da wir eine Garçonwirthschaft trieben, selbander das nämliche Speisehaus und verplauderten zusammen manch unvergeßliches Stündchen in collegialischer Traulichkeit.* Denn Beethoven war damals heiter, zu jedem Scherz aufgelegt, frohsinnig, munter, lebenslustig, witzig, nicht selten auch satyrisch; noch hatte ihn kein physisches Uebel heimgesucht; kein Verlust eines, sonderlich dem Musiker

* Das Zusammenwohnen war übrigens durchaus nicht für die ganze Zeit der Composition all dieser Werke der Fall, sondern nur während einiger Zeit der Jahre 1803 und 1805. Doch brachten ihn eben die Proben zu den Aufführungen seiner Werke viel mit dem Meister zusammen.

so höchst unentbehrlichen Sinnes seine Tage getrübt; nur schwache Augen waren ihm aus früher Kindheit als Nachwehen der bösartigsten Pockenseuche zurückgeblieben, und diese zwangen ihn, schon im angehenden Jünglingsalter zu concaven, sehr scharfen Brillengläsern seine Zuflucht zu nehmen.*

Von den oben angeführten, in der gesammten Musikwelt als Meisterwerk anerkannten Schöpfungen ließ er mich jedes vollendete Tonstück alsogleich am Piano hören, und verlangte mir, ohne mir lange Zeit zum Besinnen zu gönnen, auch unverzüglich mein Urtheil darüber ab. Solches durfte ich freimüthig, unumwunden geben, ohne befürchten zu müssen, einen ihm wildfremden, gar nicht innewohnenden After-Künstlerstolz damit zu verletzen. Die Symphonien und Concerte, welche er bei seinen Beneficen im Theater an der Wien [1802 und 1808] zum erstenmale producirte, das Oratorium [1803] und die Oper [1805] studirte ich selbst, nach seiner Angabe, mit dem Sänger-Personale ein, hielt alle Orchester-Proben, und leitete persönlich die Vorstellungen; beim Vortrage seiner Concertsätze lud er mich ein, ihm umzuwenden; aber — hilf Himmel! — das war leichter gesagt, als gethan; ich erblickte fast lauter leere Blätter; höchstens auf einer oder der andern Seite ein paar nur ihm zum erinnernden Leitfaden dienende, mir rein unverständliche ägyptische Hieroglyphen hingekritzelt; denn er spielte beinahe die ganze Prinzipalstimme blos aus dem Gedächtnisse, da ihm, wie fast gewöhnlich der Fall eintrat, die Zeit zu kurz ward, solche vollständig zu Papier zu bringen. So gab er mir also nur jedesmal einen verstohlenen Wink, wenn er mit einer dergleichen unsichtbaren Passage am Ende war, und meine kaum zu bergende Aengstlichkeit, diesen entscheidenden Moment ja nicht zu verabsäumen, machte ihm einen ganz köstlichen Spaß, worüber er sich noch bei unserm gemeinschaftlichen, jovialen Abendbrote vor Lachen ausschütten wollte.

* Hier hält ebenfalls die Erinnerung nicht mehr ganz Stich. Beethoven war im Gegentheil damals bereits mehrfach schwer erkrankt gewesen und hatte dadurch sein Gesicht wie Gehör zum Theil verloren. Die in Schindlers Nachlaß befindliche Brille ist jedoch nicht sehr scharf.

Wenn das widerlich klingende Sprüchlein: propria laus sordet, mir nicht in die Ohren tönte, so möchte ich es wohl selbst bekennen, daß er mich recht gut leiden konnte, mir herzlich zugethan war, und auch einige Stücke auf mich hielt."

Geht nun das Letztere in der That aus Beethovens Briefen hervor, so sind uns die Nachrichten, die Seyfried später den „Studien" angehängt hat, von erhöhtem Interesse. Wir geben davon einige Stücke, die auch in weiteren Kreisen Beachtung verdienen:

„Als Beethoven noch nicht mit seinen organischen Gebrechen behaftet war, besuchte er gerne und wiederholt Opernvorstellungen; besonders jene in dem damals so herrlich florirenden Theater an der Wien; mitunter wohl auch der lieben Bequemlichkeit zu Nutz und Frommen, da er gewissermaßen nur den Fuß aus seiner Stube und ins Parterre hinein zu setzen brauchte. Dort fesselten ihn vorzugsweise Cherubinis und Mehuls Schöpfungen, die in selber Epoche gerade anfingen, ganz Wien zu enthusiasmiren. Da pflanzte er sich denn hart hinter die Orchesterlehne und hielt, stumm wie ein Oelgötze, bis zum letzten Bogenstrich aus. Dieß war aber auch das einzige Merkmal, daß ihm das Kunstwerk Interesse einflößte; wenn es ihn im Gegentheil nicht ansprach, dann machte er schon nach dem ersten Actschlusse rechtsum und trollte sich fort. — Ueberhaupt war es schwer, ja rein unmöglich, aus seinen Mienen Zeichen des Beifalls oder des Mißbehagens zu entziffern; er blieb sich immer gleich, scheinbar kalt und eben so verschlossen in seinen Urtheilen über Kunstgenossen; nur der Geist arbeitete rastlos im Innern; die animalische Hülle glich einem seelenlosen Marmor. — Wunderbar genug gewährte ihm dagegen das Anhören einer recht erbärmlich schlechten Musik ein wahres Gaudium, welches er auch mittelst eines brüllenden Gelächters proclamirte. Jedermann, der ihn genauer kannte, weiß, daß er in dieser Kunst nicht minder Virtuose vom ersten Range war; nur schade, daß sogar seine nächste Umgebung selten die eigentliche Ursache einer solchen Explosion zu ergründen vermochte, da er zum öftern die eigenen geheimsten Ge-

danken und Einfälle zu belachen geruhte, ohne weiter Rechenschaft darüber zu geben."

Auch das Nachfolgende fällt in die Zeit, wo ihm das Gehör noch nicht soweit versagte, daß er zum Dirigiren unfähig war, in die Jahre 1800—1805:

„Unser Beethoven gehörte schlechterdings nicht zu den eigensinnigen Componisten, deren kein Orchester in der Welt etwas zu Dank machen kann; ja zuweilen war er gar zu rücksichtsvoll und ließ nicht einmal Stellen, die bei den Vorproben verunglückten, wiederholen; ‚das nächstemal wird's schon gehen!' meinte er. — Bezüglich des Ausdrucks, der kleineren Nuancen, der übermäßigen Vertheilung von Licht und Schatten, sowie eines wirksamen Tempo rubato, hielt er auf große Genauigkeit und besprach sich, ohne Unwillen zu verrathen, gerne einzeln mit Jedem darüber. Wenn er nun aber gewahrte, wie die Musiker in seine Ideen eingingen, mit wachsendem Feuer zusammenspielten, von dem magischen Zauber seiner Tonschöpfungen ergriffen, hingerissen, begeistert wurden, dann verklärte freudig sich sein Antlitz, aus allen Zügen strahlte Vergnügen und Zufriedenheit, ein wohlgefälliges Lächeln umspielte die Lippen, und ein donnerndes ‚Bravi tutti!' belohnte die gelungene Kunstleistung. Es war des hehren Genies erster und schönster Triumphmoment, gegen welchen, wie er unumwunden gestand, selbst der Beifallssturm eines großen, empfänglichen Publikums im Schatten stand.

Beim a vista-Vortrag mußte oft, der Correctur wegen, eingehalten und der Faden des Ganzen abgeschnitten werden; auch dabei blieb er geduldig; kam aber, besonders in den Scherzos seiner Symphonien beim plötzlich unerwarteten Tactwechsel, Alles auseinander, dann schlug er eine dröhnende Lache auf, versicherte: er hätte es gar nicht anders erwartet, hätte schon zum voraus darauf gespitzt, und äußerte eine fast kindische Freude, daß es ihm geglückt, so bügelfeste Ritter aus dem Sattel zu heben."

Zum Beschluß erscheine dann noch Einiges aus des Meisters nächsten künstlerischen und menschlichen Dasein. Seyfried erzählt:



„Ohne ein kleines Notenbuch, worin er seine momentanen Ideen bemerkte, war er nie auf der Straße zu finden. Kam darauf zufällig die Rede, so parodirte er Johanna d'Arcs Worte: ‚Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen!' und mit einer Stetigkeit sonder Gleichen hielt er das sich selbst gegebene Gesetz, wiewohl übrigens in seinem Haushalt eine wahrhaft admirable Confusion dominirte. Bücher und Musikalien in allen Ecken zerstreut, — dort das Restchen eines kalten Imbisses, — hier versiegelte oder halbgeleerte Bouteillen, — dort auf dem Stehpulte die flüchtige Skizze eines neuen Quatuors, — hier die Rudera des Dejeuners, — dort am Piano, auf bekritzelten Blättern, das Material zu einer herrlichen, noch als Embryo schlummernden Symphonie, — hier eine auf Erlösung harrende Correctur, — freundschaftliche und Geschäftsbriefe den Boden bedeckend, — zwischen den Fenstern ein respectabler Laib Stracchino, ad latus erkleckliche Trümmer einer echten Veroneser Salami, — — und trotz dieses Bunterleis hatte unser Meister die Manier, ganz im Widerspruche zur Wirklichkeit, seine Accuratesse und Ordnungsliebe bei jeder Gelegenheit mit ciceronianischer Eloquenz herauszustreichen. Nur wenn Tage, Stunden, oft Wochen lang etwas Benöthigtes gesucht werden mußte und alles Bemühen fruchtlos blieb, dann ging's aus einem andern Tone und Unschuldige sollten das Bad ausgießen. ‚Ja, ja!' — wurde kläglich gejammert — das ist ein Unglück! nichts kann an Ort und Stelle bleiben, wo ich es hingelegt; Alles wird mir verräumt; Alles geschieht mir zum Possen; o Menschen, Menschen!' — Die Dienerschaft aber kannte den gutmüthigen Murrkopf; ließ ihn nach Herzenslust fortbrummen, und — wenige Minuten — so war Alles vergessen, bis ein ähnlicher Anlaß dieselbe Scene erneuerte."

IX. Johann Friedrich Reichardt.

Ums Jahr 1809 schreibt Beethoven an die heutigen Verleger der Gesammtausgabe seiner Werke, Breitkopf und Härtel in Leipzig: „Was sagen Sie zu dem Geschmier von Reichardts Briefen? wovon ich zwar nur noch einzelne Bruchstücke gesehen."

Dennoch bleiben uns die „Vertrauten Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien zu Ende des Jahres 1808 und zu Anfang 1809," die dieser aus Goethe's Leben wohlbekannte „Spitz von Giebichenstein," der Kapellmeister J. F. Reichardt im Jahr 1810 in Amsterdam erscheinen ließ, auch im Bezug auf unsern Meister von großem Werth. Sie sind heute ein selten gewordenes Buch und zeigen uns Beethoven so ganz in jenen musikbegeisterten hohen und höchsten Kreisen der Kaiserstadt, in denen damals sein Genius noch frisch und froh wie in einer lebendigen Woge schwamm und sich stets aufs neue belebte und stärkte.

Reichardt, geb. 1752 zu Königsberg und bereits 1775 Kapellmeister Friedrichs II. in Berlin, war durch seine wiederholten Reisen und seine literarische Thätigkeit ein überall bekannter und auch gern gesehener geistreicher Mann. Nach manchem Wechsel seiner Lebensstellung war er, als seine Stelle als Salinendirector zu Giebichenstein bei Halle eingezogen worden war, im Jahre 1808 Hofkapellmeister des Königs von Westfalen geworden, und es ist eben eine Reise ins Land der Musik und der Musiker um gute Kräfte für die Kasseler Oper gewesen, was uns diese vertrauten Briefe an seine Frau gebracht hat. Wir geben daraus die nachfolgenden Beethoven betreffenden Auszüge mit den nöthigen Erläuterungen und Berichtigungen:

„Wien, den 30. November 1808.

Auch den braven Beethoven hab' ich endlich ausgefragt und besucht. Man kümmert sich hier so wenig um ihn, daß mir niemand seine Wohnung zu sagen wußte und es mir wirklich recht viel Mühe kostete, ihn auszufragen. Endlich fand ich ihn in einer großen, wüsten, einsamen Wohnung. Er sah

anfänglich so finster aus, wie seine Wohnung, erheiterte sich aber bald, schien eben sowohl Freude zu haben, mich wieder zu sehen, als ich an ihm herzliche Freude hatte; äußerte sich auch über Manches, was mir zu wissen nöthig war, sehr bieder und herzig. Es ist eine kräftige Natur, dem Aeußern nach cyklopenartig, aber doch recht innig, herzig und gut. Er wohnt und lebt viel bei einer ungarischen Gräfin Erdödy, die den vordern Theil des großen Hauses bewohnt, hat sich aber von dem Fürsten Lichnowsky, der den obern Theil des Hauses bewohnt und bei dem er sich einige Jahre ganz aufhielt, gänzlich getrennt.*

Ich wollte diesen auch besuchen, der auch mir ein alter Bekannter ist, und seine Gemahlin, eine Tochter der vortrefflichen Gräfin von Thun, der ich den größten Theil der Annehmlichkeiten meines ersten Wiener Aufenthalts verdanke, fand aber beide nicht, erfuhr auch bald, daß die Fürstin sehr eingezogen lebe.**

Den 5. December 1808.

Zu einem andern recht angenehmen Diner ward ich durch ein sehr freundliches herzliches Billet von Beethoven, der mich persönlich verfehlt hatte, zu seiner Hausdame, der Gräfin Erdödy, einer Ungarischen Dame, eingeladen. Fast hätte mir da zu große Rührung die Freude verdorben. Denkt Euch eine sehr hübsche, kleine, feine fünfundzwanzigjährige Frau, die im fünfzehnten Jahre verheirathet wurde, gleich vom ersten Wochenbett ein unheilbares Uebel behielt, seit den zehn Jahren nicht zwei, drei Monat außer dem Bette hatte sein können, dabei doch drei gesunde liebe Kinder geboren hat, die wie die Kletten an ihr hängen; der allein der Genuß der Musik blieb, die selbst Beethoven'sche Sachen recht

* Die Wohnung war in der engen Krugerstraße Nro. 1074 im ersten Stock nach dem Hofe zu.

** Man vergleiche oben S. 20 die Erzählung der Frau von Bernhard. Die Trennung Beethovens von Lichnowsky war dadurch geschehen, daß derselbe ihn im Herbst 1806 auf seinem Jagdschloß Krzesanowitz in Preußisch-Schlesien hatte zwingen wollen, den damals dort anwesenden französischen Officieren vorzuspielen. Die Freundschaft ward erst nach einigen Jahren wieder hergestellt.

brav spielt und mit noch immer dick geschwollenen Füßen von einem Fortepiano zum andern hinkt, dabei doch so heiter, so freundlich und gut, — das Alles machte mich schon oft so wehmüthig während des übrigens recht frohen Mahles unter sechs, acht guten musikalischen Seelen.* Und nun bringen wir den humoristischen Beethoven noch ans Fortepiano, und er phantasirt uns wohl eine Stunde lang aus der innersten Tiefe seines Kunstgefühls, in den höchsten Höhen und tiefsten Tiefen der himmlischen Kunst, mit Meisterkraft und Gewandtheit herum, daß mir wohl zehnmal die heißesten Thränen entquollen und ich zuletzt gar keine Worte finden konnte, ihm mein innigstes Entzücken auszudrücken. Wie ein innig bewegtes glückliches Kind hab' ich an seinem Halse gehangen, und mich wieder wie ein Kind darüber gefreut, daß ihn und alle die enthusiastischen Seelen auch meine Goethe'schen Lieder glücklich zu machen schienen.

Den 10. December 1808.

Ich muß Dir heute von einem sehr hübschen Quartett sprechen, das Herr Schuppanzigh, ein braver Violonist, bei dem ehemaligen russischen Gesandten am hiesigen Kaiserhofe, Grafen von Rasumowsky, für den Winter auf Subscription eröffnet hat.** Alle Donnerstage von zwölf bis zwei Uhr wird es in einem Privathause statthaben. Den vorigen Donner-

* Die Gräfin Anna Maria Niczky war 1779 geboren und heiratete 1796 den Grafen Peter Erdödy. Sie hatte also mit 17 Jahren geheiratet und war jetzt 27 Jahre alt. Beethovens Freundschaft mit ihr war eine der intimsten seines Lebens; seine Briefe an sie beweisen es, er nannte sie nur „seinen Beichtvater."

** Dieses Quartett spielte in Beethovens Leben und Schaffen damals und später eine bedeutende Rolle. Es bestand jetzt aus Schuppanzigh, Sina, Weiß und Linke. Beethoven hatte nicht lange zuvor auf Rasumowsky's Bestellung die mächtigen drei Streichquartette Op. 59 geschrieben. Schuppanzigh trug später diese Beethovenschen Werke nach dem Norden, namentlich nach Rußland, und dieß war die Hauptursache, daß wir heute jene wunderbaren fünf Letzten Quartette Beethovens besitzen: wieder ein russischer Edler, der Fürst Nicolas Boris Galitzin, bestellte nämlich im Herbst 1822 neue Quartette, und so ward dieß nach Beendigung der Neunten Symphonie die letzte Arbeit Beethovens, vom Jahre 1824 bis zu seinem Tode 1827.

stag hörten wir es zum erstenmal; es war noch eben keine große Gesellschaft da, sie bestand aber aus lauter sehr eifrigen aufmerksamen Musikfreunden, und das ist eben das rechte Publikum für diesen feinsten und gemüthlichsten aller Musikvereine. Hätte Haydn uns auch nur dieses Quartett gegeben und in andern genialischen Künstlern erzeugt, so wäre er schon ein großer Wohlthäter der ganzen feinen musikalischen Welt. Es ist eine Musik, die, so schwer sie auch ist zur Vollkommenheit in der Ausübung zu bringen, weil das Ganze und jeder einzelne Theil so ganz vernommen wird und erst in der vollkommensten Reinheit, Vereinigung und Verschmelzung ganz befriedigend wird, dennoch, wo nur irgend feine Musikfreunde sich zusammenfinden, zum theilnehmenden Genuß am ersten zu veranstalten ist. Und da es in der menschlichen Natur wohlthätig gegründet ist, daß Bedürfniß und Vermögen meistens so ziemlich Schritt mit einander halten und Hand in Hand gehen, so findet denn auch Jeder wenigstens einen gewissen Grad von Befriedigung in der Ausübung, sobald er dazu Alles angewendet hat, was er durch sich und seine nächste Umgebung vermag. Nicht selten findet daher der strenge Kenner und Kritiker solchen musikalischen Verein mit großer Lust und Behaglichkeit beschäftigt, wenn er durch seine überfein ausgebildete Kunstnatur getrieben davon laufen möchte.

Hier war dieß aber nicht der Fall. Dieses Quartett war im Ganzen recht gut zusammengesetzt, wiewohl Einige behaupten, dieß sei im vorigen Jahre in Verbindung mit Herrn Kraft noch mehr der Fall gewesen. Herr Schuppanzigh selbst hat eine eigene pikante Manier, die sehr wohl zu den humoristischen Quartetts von Haydn, Mozart und Beethoven paßt; oder wohl vielmehr aus dem angemessenen launigen Vortrag dieser Meisterwerke hervorgegangen ist. Er trägt die größten Schwierigkeiten deutlich vor, wiewohl nicht immer mit vollkommener Reinheit, worüber sich die hiesigen Virtuosen überhaupt oft wegzusetzen scheinen; er accentuirt auch sehr richtig und bedeutend. Auch sein Cantabile ist oft recht singend und rührend. Er führt seine wohlgewählten, in den Sinn des Componisten recht gut

eingehenden Nebenmänner auch gut an, nur störte er mich oft durch die hier allgemein eingeführte verwünschte Art mit dem Fuße Tact zu schlagen, selbst wo es gar nicht Noth thut, oft nur aus leidiger Gewohnheit, oft auch nur, um das Forte zu verstärken. Ueberhaupt hört man hier selten ein Forte oder gar Fortissime, ohne daß der Anführer ungestüm mit dem Fuße drein schlägt.

An jenem ersten Quartett-Morgen ward außer einem sehr naiven lieblichen Quartett von Haydn, voll guter Laune und Naivetät, und einem kräftigern, mehr gearbeiteten von Mozart, das schöne klare Sextett [Op. 71] von Beethoven mit Blasinstrumenten gemacht und that gar schöne kräftige Wirkung. Ein Waldhornist vom Orchester des Theaters an der Wien hat mir dabei ganz besonders Vergnügen gemacht. Er erinnerte mich durch seine schöne Tiefe und den reinen bestimmten Vortrag der halben Töne an unsern ehemaligen trefflichen Thürschmidt.*

Ich werde diese angenehme Quartettmusik, zu welcher Herr Schuppanzigh mich mit einem Billet beschenkt hat, gewiß nicht leicht versäumen.

Einige Tage später hatte mir Beethoven die Freude gemacht, dasselbe angenehme Quartett zur Gräfin von Erdödy einzuladen, um mir etwas Neues von seiner Arbeit hören zu lassen. Er spielte selbst ein ganz neues Trio für Fortepiano, Violine und Violoncell von großer Kraft und Orginalität [Op. 70, der Gräfin Erdödy gewidmet] überaus brav und resolut.

Auch trug das Quatuor einige der ältern sehr schweren Beethoven'schen Quartette sehr gut vor. Herr Schuppanzigh zeigte eine ganz besondere Geschicklichkeit und Fertigkeit im Vortrag der schweren Beethoven'schen Compositionen, in denen oft die Violine in den schwersten Klavierfiguren mit dem Fortepiano wetteifert, wie dieses wieder im Gesange mit der Violine.

Die liebe kränkliche und doch so rührend heitre Gräfin,

* Der Hornist Thürschmidt begegnet uns auch in Mozarts Leben. Mozart kannte ihn von Paris her und wohnte im Jahre 1789 bei ihm in Potsdam.

und eine ihrer Freundinnen, auch eine Ungarische Dame, hatten solchen innigen, enthusiastischen Genuß an jedem schönen kühnen Zuge, an jeder gelungenen feinen Wendung, daß mir ihr Anblick fast eben so wohl that, als Beethovens meisterhafte Arbeit und Execution. Glücklicher Künstler, der solcher Zuhörer gewiß sein kann!"

Kurz darauf hörte er ein Liebhaberconcert, das in drei ziemlich kleinen Zimmern stattfand und wo darum selbst sehr gute Sachen keine Wirkung thun konnten. Es spielte ein Neapolitanischer Guitarrespieler und zwar höchst vollkommen. Dann heißt es:

„Das paßte ganz fürs Zimmer und für die Gesellschaft, die auch davon entzückt war, es aber nicht zu fühlen schien, daß der ganze angenehme Eindruck durch Beethovens übermächtige gigantische Ouvertüre zu Collins „Coriolan" wieder zerstört wurde. Gehirn und Herz wurden mir von den Kraftschlägen und Rissen in den engen Zimmern fast zersprengt, die sich Jeder bemühte so recht aus Leibeskräften zu verstärken, da der Componist selbst gegenwärtig war. Es freute mich sehr, den braven Beethoven selbst da und sehr fetirt da zu sehen, um so mehr, da er die unselige hypochondrische Grille im Kopf und Herzen hat, daß ihn hier Alles verfolge und verachte. Sein äußeres störrisches Wesen mag freilich manchen gutmüthigen lustigen Wiener zurückscheuchen, und Viele unter denen, die sein großes Talent und Verdienst auch anerkennen, mögen wohl nicht Humanität und Delikatesse genug anwenden, um dem zarten, reizbaren und mißtrauischen Künstler die Mittel zur Annehmlichkeit des Lebens so anzubringen, daß er sie gern empfänge und auch seine Künstlerbefriedigung darin fände. Es jammert mich oft recht herzinnig, wenn ich den grundbraven, trefflichen Mann finster und leidend erblicke, wiewohl ich auch wieder überzeugt bin, daß seine besten originellsten Werke nur in solcher eigensinnigen tief mißmuthigen Stimmung hervorgebracht werden konnten. Menschen, die sich seiner Werke zu erfreuen im Stande sind, sollten dieß nie aus den Augen lassen und sich an keiner seiner äußeren Sonderbarkeiten und rauhen

Ecken stoßen. Dann erst wären sie seine ächten wahren Verehrer."

Am 16. December lernt er eine begeisterte Verehrerin und Freundin Beethovens kennen, die reizende und geistvolle Frau Marie Bigot, geb. Kiene von Kolmar. Sie war damals 22 Jahre alt und hatte den alten Haydn so entzückt, daß er ausrief: „O mein liebes Kind, diese Musik habe ich nicht gemacht, Sie componiren dieselbe." Und Beethoven sagte zu ihr, nachdem sie eine neue Sonate von ihm gespielt: „Das ist nicht genau der Charakter, den ich diesem Stück geben wollte, aber machen Sie nur zu; wenn es nicht ganz Ich ist, so ist's besser als ich." Reichardt schreibt also:

„Auch ein Morgenconcert haben wir wieder gehabt im kleinen Redoutensaale. Eine Madame Bigot, deren Mann, ein braver gebildeter Berliner, Bibliothekar bei dem Grafen von Rasumowsky ist, gab das Concert und spielte mit großer Virtuosität das Fortepiano. Fürs große Publikum war die Wahl der Stücke zwar nicht gut getroffen; denn sie hatte eins der schwersten Concerte und die allerschwersten bizarrsten Variationen von Beethoven über ein sonderbares Thema von acht Takten gewählt.* Dem Kenner zeigte sie aber desto sicherer eine recht fest gegründete Virtuosität. Ihr Vortrag war überall, auch bei den größten Schwierigkeiten, vollkommen deutlich und rein, und besonders zeigte sie eine seltene große Fertigkeit und Sicherheit in der linken Hand. Das ganze Concert bestand fast aus lauter Musik von Beethoven, der ihr Heiliger zu sein scheint. Zum Anfange ward eine sehr glänzende Symphonie von Beethoven recht brav und kräftig gespielt und zum Schlusse seine herkulische Ouvertüre zum Coriolan, die sich hier im großen Saale besser ausnahm, als letzt im großen Zimmer. Mir kam dabei die Bemerkung, daß Beethoven sich selbst noch besser darin dargestellt als seinen Helden.

* Es waren jene 32 Variationen in C-moll, geschrieben im Jahr 1806. Beethoven selbst fand einmal Streichers Tochter an denselben übend; nachdem er einige Zeit zugehört, sagte er: „Von wem ist denn das?" — „Von Ihnen." — „Von mir ist die Dummheit? O Beethoven, was bist du für ein Esel gewesen!"

Den 25. December 1808.

Die verflossene Woche, in welcher die Theater verschlossen und die Abende mit öffentlichen Musikaufführungen und Concerten besetzt waren, kam ich mit meinem Eifer und Vorsatz, Alles hier zu hören, in nicht geringe Verlegenheit. Besonders war dieß der Fall am 22sten, da die hiesigen Musiker für ihre große treffliche Wittwenanstalt im Burgtheater die erste dießjährige große Musikaufführung gaben, am selbigen Tage aber auch Beethoven im großen vorstädtischen Theater ein Concert zu seinem Benefiz gab, in welchem lauter Compositionen von seiner eigenen Arbeit aufgeführt wurden. Ich konnte dieses unmöglich versäumen, und nahm also den Mittag des Fürsten von Lobkowitz gütiges Anerbieten, mich mit hinaus in seine Loge zu nehmen, mit herzlichem Dank an.* Da haben wir denn auch in der bittersten Kälte von halb sieben bis halb eilf ausgehalten und die Erfahrung bewährt gefunden, daß man auch des Guten — und mehr noch, des Starken — leicht zu viel haben kann. Ich mochte aber dennoch so wenig als der überaus gutmüthige, delikate Fürst, dessen Loge im ersten Range ganz nahe am Theater war, auf welchem das Orchester und Beethoven dirigirend mitten drunter ganz nahe bei uns stand, die Loge vor dem gänzlichen Ende des Concerts verlassen, obgleich manche verfehlte Ausführung unsere Ungeduld in hohem Grade reizte. Der arme Beethoven, der an diesem seinem Concert den ersten und einzigen baaren Gewinn hatte, den er im ganzen Jahre [d. h. außer von seinen Werken] finden und erhalten konnte, hatte bei der Veranstaltung und Ausführung manchen großen Widerstand und nur schwache Unterstützung gefunden. Sänger und Orchester waren aus sehr heterogenen Theilen zusammengesetzt, und es war nicht einmal von allen aufzuführenden Stücken, die alle voll der größten Schwierigkeiten waren, eine ganz vollständige Probe zu veran-

* Fürst Joseph Maximilian Lobkowitz, geb. 1772, war einer der wärmsten Freunde und Verehrer des Meisters. Seine eigene Leidenschaft für Kunst und Theater brachte ihn im Jahre 1811 in Bankerott und schon am 15. December 1816 starb er. Wir werden ihm noch mehrfach begegnen.

stalten möglich geworden. Du wirst erstaunen was dennoch Alles von diesem fruchtbaren Genie und unermüdeten Arbeiter während der vier Stunden ausgeführt wurde.

Zuerst eine Pastoralsymphonie oder Erinnerung an das Landleben. Jede Nummer war ein sehr langer, vollkommen ausgeführter Satz voll lebhafter Malereien und glänzender Gedanken und Figuren; und diese eine Pastoralsymphonie dauerte daher schon länger als ein ganzes Hofconcert bei uns [in Kassel] dauern darf.

Dann folgte als sechstes Stück eine lange Italienische Scene [Ah perfido], von Demoiselle Killizky, der schönen Böhmin mit der schönen Stimme gesungen. Daß das schöne Kind heute mehr zitterte als sang, war ihr bei der grimmigen Kälte nicht zu verdenken: denn wir zitterten in den dichten Logen in unsere Pelze und Mäntel gehüllt.*

Siebentes Stück: ein Gloria mit Chören und Solos [aus der ersten Messe], dessen Ausführung aber leider ganz verfehlt wurde. Achtes Stück: ein neues Fortepiano-Concert [in G] von ungeheurer Schwierigkeit, welches Beethoven zum Erstaunen brav, in den allerschnellsten Tempis ausführte. Das Adagio, ein Meistersatz von schönem durchgeführtem Gesang, sang er wahrhaft auf seinem Instrumente mit tiefem melancholischem Gefühl, das auch mich dabei durchströmte. Neuntes Stück: eine große sehr ausgeführte, zu lange Symphonie [die 5., in C-moll]. Ein Cavalier neben uns versicherte, er habe bei der Probe gesehen, daß die Violoncellpartie allein, die sehr beschäftigt war, vierunddreißig Bogen betrüge.

Zehntes Stück: ein Heilig wieder mit Chor und Solopartien; leider wie das Gloria in der Ausführung gänzlich verfehlt.

Elftes Stück: eine lange Phantasie, in welcher Beethoven seine ganze Meisterschaft zeigte, und endlich zum Beschluß noch eine Phantasie, zu der bald das Orchester und zuletzt

* Dem. Killitzschki ward später in Berlin als Frau Schulz eine berühmte Sängerin.

sogar der Chor eintrat [die sog. Chorphantasie]. Diese sonderbare Idee verunglückte in der Ausführung durch eine so komplette Verwirrung im Orchester, daß Beethoven in seinem heiligen Kunsteifer an kein Publikum und Lokal mehr dachte, sondern drein rief, aufzuhören und von vorne wieder anzufangen. Du kannst dir denken, wie ich mit allen seinen Freunden dabei litt. In dem Augenblick wünschte ich doch, daß ich möchte den Muth gehabt haben, früher hinaus zu gehen.

Den 31. December 1808.

An einem schönen Vormittage habe ich auch einen angenehmen Gang zu dem entfernten großen fürstlichen Etablissement des Grafen Rasumowsky gemacht, und in seinem großen Garten, der jetzt im Winter wie ein Wald dasteht, und in den Treibhäusern angenehme Stunden zugebracht. Eine feine hölzerne Brücke über einen Arm der Donau, die der Graf auch hat erbauen lassen, verbindet seine Anlage auf eine angenehme Weise mit dem Prater. Ihn selbst verfehlte ich, allein Madame Bigot, deren Gemahl in den weitläufigen Gebäuden des Grafen, wie alle an ihn attachirte Künstler und Gelehrte, als dessen Bibliothekar eine anständige Wohnung hat, fand ich von zwei allerliebsten Kindern umgeben, denen sie eine so sorgfältige und zärtliche Mutter zu sein scheint, als sie eben eine solche Hausfrau sein soll. Dabei nun ein so großes Talent in so hohem Grade auszubilden, als sie das Fortepianospiel ausgebildet hat, und mehrere angenehme an ihr gerühmte weibliche Talente zu besitzen, ist wahrlich kein kleines Verdienst. Sie hatte die Güte, mir einige treffliche Haydn'sche und Mozart'sche Sonaten mit vieler Zartheit und wahrer Vollendung in der Ausübung hören zu lassen, und verspricht mir für die nächste Zeit einen ganzen musikalischen Abend in ihrer schönen hellen Wohnung. Dann soll ich auf ihrem Fortepiano die größten Werke ihres Lehrers Beethoven von ihr hören. Sie ist eine Neufchatelerin [?] und erst seit einigen Jahren hier verheirathet, spricht aber schon so gut Deutsch, daß man die Ausländerin nur selten bemerkt. — —

Einen zweifachen musikalischen Abend habe ich wieder gehabt. Erst ein Quartett bei der Gräfin Erdödy. Beethoven spielte ganz meisterhaft, ganz begeistert neue Trios, die er kürzlich gemacht [Op. 70], worin ein so himmlischer kantabeler Satz (im Dreivierteltakt und in As-dur) vorkam, wie ich von ihm noch nie gehört und der das Lieblichste, Graziöseste ist, das ich je gehört; er hebt und schmilzt mir die Seele, so oft ich daran denke. Er wird die Trios nächstens in Leipzig stechen lassen."

Zu diesen Erzählungen gehört auch die vom 26. Jan. 1809:

„Von den vielen großen und kleinen Musiken, die ich in den letzten Tagen wieder gehört und mit denen ich ganze Bogen anfüllen könnte, wenn ich sie Dir alle nennen oder gar beschreiben wollte, denn hier lebt und webt Alles in Musik, muß ich Dir doch einen sehr angenehmen Abend bei Frau von Bigot besonders nennen. Sie hatte ihn mir zu Gefallen veranstaltet, um mir die großen Beethoven'schen Sonaten und Trios hören zu lassen, von denen ich ihr letzt mit großer Theilnahme sprach, und das liebliche, seelenvolle Trio mit dem Waldhorn, welches der liebe verewigte Hutzler noch am letzten Musikabende vor seinem Tode so herrlich, so himmlisch bei uns blies und das mir noch immer, wie sein zärtlicher Abschiedsruf, vor der Seele tönt.* Frau von Bigot hatte den Violinisten Schuppanzigh dazu eingeladen, dessen ausgezeichnetes Talent sich nirgend bestimmter und vollkommener ausspricht, als im Vortrag der Beethoven'schen Sachen. Er begleitete den Abend das vortreffliche Spiel der Virtuosin auch mit seiner ganzen Feinheit und pikanten Originalität. Sie spielte fünf große Sonaten von Beethoven ganz meisterhaft; eine war immer herrlicher als

* Hutzler war nach Reichardts Mittheilung im ersten Briefe ebenfalls neu an die Capelle nach Kassel gekommen, aber bald am Nervenfieber gestorben. Das „Trio" ist aber jedenfalls ein Druckfehler für Duo, wie man damals auch die von einem Instrument begleiteten Claviersonaten nannte, und zwar jenes Op. 17, das im Frühjahr 1800 für den berühmten Waldhornisten Stich oder wie er selbst sich nannte Punto geschrieben und sogleich mit größtem Beifall aufgenommen worden war. Das Werk wird uns noch einmal begegnen.

die andre; es war die Blüthe eines sehr vollen üppigen Künstlerlebens. In allen den Sachen ist ein Strom von Phantasie, eine Tiefe des Gefühls, für die es keine Worte, nur Töne giebt und die auch nur in das Herz und aus dem Herzen eines solchen Künstlers kommen, der seiner Kunst ganz lebt und mit ihr wachend träumt und träumend wacht."

Am 2. Februar hatte er bei Streicher ein „wunderschönes Duett für zwei Fortepiano" gehört. Er erzählt dann weiter von einer Frau, die als seine „liebe werthe Dorothea-Cäcilia" unserem Meister zeitlebens innig zugethan bleiben sollte, folgendes:

„Wie hätte mir dabei wohl einfallen können, daß ein noch höherer Genuß derselben Art mir so nahe bevorstände, und doch hab' ich ihn eben in so hohem entzückendem Grade gehabt, daß ich ihn Dir kaum zu beschreiben vermag. Schon längst hatte man mir von der Gemahlin des Majors von Ertmann vom Regiment Neumeister, der in der Nähe von Wien in Garnison steht, als von einer großen Klavierspielerin gesprochen, die besonders die größesten Beethoven'schen Sachen sehr vollkommen vortrüge. Ich war also darauf vorbereitet und ging mit großer Erwartung zu ihrer Schwester, der Gemahlin des jungen Banquiers Franke, welche die Güte hatte, mich von der Ankunft der Frau [Dorothea] von Ertmann unterrichten zu lassen, um ihre Bekanntschaft zu machen. Eine hohe edle Gestalt und ein schönes seelenvolles Gesicht spannten meine Erwartung beim ersten Anblick der edlen Frau noch höher, und dennoch ward ich durch ihren Vortrag einer großen Beethoven'schen Sonate wie fast noch nie überrascht. Solche Kraft neben der innigsten Zartheit hab' ich selbst bei den größten Virtuosen, nie vereinigt gesehen; in jeder Fingerspitze eine singende Seele, und in beiden, gleich fertigen, gleich sichern Händen, welche Kraft, welche Gewalt über das ganze Instrument, das Alles, was die Kunst Großes und Schönes hat, singend und redend und spielend hervorbringen muß! Und es war gar nicht einmal ein schönes Instrument, wie man sie sonst hier so häufig findet. Die große Künstlerin hauchte dem Instrument ihre gefühlvolle Seele ein,

und zwang ihm Dienste ab, die es wohl noch keiner andern Hand geleistet hatte. Du kannst Dir denken, wie glücklich es mich macht, daß die edle hohe Künstlerin einige Zeit hier bleibt und mir erlaubt, sie oft an ihrem Fortepiano zu finden."

Am 7. Februar 1809 erzählt nun Reichardt, wie er in dem heute im Abbruch begriffenen riesigen Miethhause „Bürgerspital" den jungen Dichter Stoll gesucht, und fährt über den oben in Nr. V genannten k. k. Hofconcipisten Zmeskall fort:

„Eben in diesem Bürgerspital wohnt auch ein großer Musikfreund und Kenner und großer Freund und Verehrer von Beethoven, Herr von Zmeskall, der selbst ein guter Violoncellist ist und bei welchem sich ein neues wöchentliches Quartett für den Sonntag Mittag etablirt hat, von dem wir den letzten Sonntag das erste hatten. Nachdem ein Beethoven-sches schweres Quintett [Op. 29] gut vorgetragen worden war, hatten wir das Glück, von der Frau Majorin von Ertmann eine große Beethoven'sche Phantasie [die Cismollsonate] mit einer Kraft, Seele und Vollkommenheit vortragen zu hören, die uns Alle entzückte. Es ist nicht möglich, etwas Vollkommeneres auf dem vollkommenen Instrumente zu hören. Es war ein schönes Streicher'sches Fortepiano, das heute zu einem ganzen Orchester beseelt wurde. Streicher hat das Weiche, zu leicht Nachgebende und prallend Rollende der andern Wiener Instrumente verlassen und auf Beethovens Rath und Begehren seinen Instrumenten mehr Gegenhaltendes, Elastisches gegeben, damit der Virtuose, der mit Kraft und Bedeutung vorträgt, das Instrument zum Anhalten und Tragen, zu den feinen Druckern und Abzügen mehr in seiner Gewalt hat. Er hat dadurch seinen Instrumenten einen größern und mannigfachern Charakter verschafft so daß sie jeden Virtuosen, der nicht bloß das Leichtglänzende in der Spielart sucht, mehr wie jedes andere Instrument befriedigen müssen. Seine ganze Arbeit ist auch von einer seltenen Güte, Würde und Dauer.

Schon den Abend vorher hatte ich das Glück, die Frau von Ertmann in einer großen Gesellschaft bei ihrem Schwager

Franke zu hören. Bei dieser war es aber mehr auf den Tanz angesehen, der bald darauf folgen sollte und den viele schöne junge Welt mit Begierde erwartete. Sie hatte also absichtlich nur angenehme kleine Sätze ausgewählt, um die Neugierde der zahlreichen Gesellschaft zu befriedigen. Aber auch jene spielte sie mit einer Präcision und Eleganz, die eine große Meisterschaft voraussetzt. Diese aber entwickelte sie in jener herrlichen Phantasie, mich dünkt aus Cis-moll, ganz und in einem erstaunenswürdigen Grade. Ich besinne mich nicht, je etwas Größeres und Vollendeteres gehört zu haben. Dieses große Kunsttalent gehört aber nicht diesem Lande an. Frau von Ertmann ist eine geborene Graumann aus Frankfurt am Main, lebt aber schon seit mehreren Jahren in diesem kunstreichen Lande und zog ihren größten Gewinn von Beethovens Nähe."

Die letzte uns berührende Notiz über musikalische Dinge ist dann die folgende vom 20. Februar 1809:

„Große Freude hatte ich den letzten Sonntag auch an Clementi's herzlicher Freude und ich kann wohl sagen, an seiner Bewunderung gehabt, mit der er die Frau Baronin von Ertmann zum erstenmale hörte. Es war in dem Quartett bei Zmeskall, wo sie mit Seidler ein Quartett von Beethoven meisterhaft vortrug und Seidler solches vortrefflich begleitete. Selbst Clementi rief mehrmal entzückt aus: ‚Elle joue en grand maître.' Wer ihn kennt weiß, was das aus seinem Munde zu bedeuten hat, aus dem vielleicht noch keine Schmeichelei in der Kunst gekommen und der sein Urtheil mit der schärfsten Goldwage der reinsten Kritik abzuwägen pflegt."

Es nahten die Stürme des Feldzugs von 1809, in dem Oesterreich trotz der politischen Niederlage jene schönen „Freiheitskriege" feierte, die unserm Meister Anlaß zu der festlichen A-dur-Symphonie, der Siebenten wurden. Nur noch die eine Nachricht vom 27. März 1809 ist uns von Bedeutung: „Daß Beethoven den Ruf des Westfälischen Hofes [nach Kassel] nicht angenommen und daß ihm hier der Erzherzog Rudolph [Beethovens Schüler], Fürst Lobkowitz und Fürst Kinsky

eine jährliche Pension von viertausend Gulden auf die edelste schmeichelhafteste Weise angetragen und zugesichert haben, bloß um ihn hier zu behalten, habe ich Dir wohl noch nicht gemeldet. Sobald der Erzherzog in den Besitz seines Bisthums [Olmütz] tritt, wird er den großen Künstler ganz als Kapellmeister an sich attachiren."

Allerdings das Kriegsunglück machte die großsinnige Absicht jener echten Mäcene durch das Finanzpatent vom Jahre 1811 zu nichte: aus den 4000 Gulden wurden 800, und erst nach einigen Jahren ward die Summe auf 1360 fl. C. M. = 2720 Mark fixirt, die Beethoven dann auch bis zum Lebensende bezog. Nach Olmütz ging er ebenfalls nicht. Allein die Wirkung dieses Beweises einer wahren Würdigung seines Genius in Wien auch durch materielle Opfer blieb in diesem künstlerischen Schaffen selbst nicht aus. Das nächste Große, was er schuf, war die Musik zum Egmont, und sie bringt uns zu einer neuen Erscheinung, die wenigstens für einen denkwürdigen Augenblick in Beethovens Sphäre weilte.

X. Beethovens „Klärchen".

Aus Theodor Körners Leben ist seine junge Braut Antonie Adamberger bekannt, die den Geliebten so bald im Kriege verlieren sollte. Im März 1867 besuchte ich zum Zweck von „Beethovens Leben" die stattlich schöne und liebenswürdige Frau, die längst Großmutter war, Frau von Arneth, die Mutter des bekannten österreichischen Historikers, — ein echtes Bild jener kunstbegeisterten alten Tage Wiens. Nach ihrer Erzählung schrieb ich sogleich das Nachstehende auf:

„Antonie Adamberger, Tochter des aus Mozarts Leben bekannten Wiener Tenoristen, ward am 31. December 1790 in Wien geboren. Sie verlor ihre Eltern früh und mußte nun bei mehreren kleinen Geschwistern für deren Unterhalt sorgen.

So kam sie zur Kunst im Alter von 14 Jahren. Damals nahm sich der Dichter Heinrich von Collin ihrer Ausbildung an und ließ sie zunächst Goethe's Iphigenie studiren. Ihre erste Rolle war Aricia in Racine's Phädra (nach Schiller). Auch der überaus gutmüthige und leichtsinnige Fürst Lobkowitz nahm sich ihrer an. Man machte dort allerhand Leseproben, zu denen Graf Schönborn, Deinhardstein, Graf von Breuner u. A. kamen. Dabei sah sie auch Beethoven.

Bei der ersten Einstudirung von Goethe's Egmont, wo Klärchen ihr gegeben wurde, weil die andern Schauspielerinnen dazu zu ungebildet waren, kam Beethoven wegen der Composition der Lieder zu ihr. Er fragte sie, ob sie singen könne? ‚Nein.' — ‚Aber wie wollen Sie denn das Klärchen machen?' — ‚So gut ich kann, und wenn sie im Publikum zischen, muß ich mir das gefallen lassen.' — Beethoven stemmte vor Erstaunen die Hände in die Seiten und lachte hell auf. Dann ging sie ans Klavier. Da lagen ihres Vaters Noten: Haydns Schöpfung, Weigls Schweizerfamilie und Waisenhaus. Beethoven fragte ob sie daraus singe? Ja, so gut sie es ihrem Vater abgelauscht habe, sagte sie. Dann sah er Ombra adorata aus Zingarelli's Romeo daliegen. ‚Können Sie das auch?' — ‚Ja.' — Er setzte sich hin und begleitete; sie sang, er lobte nicht, er tadelte nicht, sondern sagte am Schluß: ‚So, Sie können ja singen, ich werde die Lieder componiren.'

Bald darauf brachte er sie, sang sie mir vor und begleitete sie mir dann am Klavier. ‚Sonst bin ich weiter in keine persönliche Berührung mit ihm gekommen', — so schloß die Erzählerin und fügte dann auf meine Nachfrage noch hinzu: ‚Die beiden Fräulein Malfatti waren die schönsten Mädchen von Wien damals. In dem Redoutenconcerte der Collin'schen Wehrmannslieder waren sie auch beide neben mir und ihrer Mutter gesessen."

Therese von Malfatti war die ältere Schwester jener Frau von Gleichenstein (o. S. 31) und von Beethoven sehr geliebt. Die erste Aufführung des Egmont mit Beethovens Musik aber fand am 24. Mai 1810 statt, und dieser erst-

maligen innigen Berührung mit Goethe sollte, wie wir jetzt sogleich sehen werden, bald eine noch innigere folgen, die ihm auch sein eigenes Thun und Sein als Künstler mächtig zum Bewußtsein rief.

XI. Beethoven und Goethe.

Im Jahre 1870 brachte die „Gartenlaube“ folgende Mittheilung, überschrieben: „Beethoven und das Kind“:

„Ein Verwandter des im Jahre 1857 verstorbenen königlich bayerischen Appellraths Dr. A.... B.... theilt uns aus dessen handschriftlich hinterlassenen Jugenderinnerungen folgende Einzelheiten über Bettina Brentano, die später berühmt gewordene Herausgeberin des Briefwechsels Goethes mit einem Kinde mit:

Ich war während meiner Universitätszeit zu Landshut im Familienkreis des mir unvergeßlichen Professors von Savigny eingeführt. Dort lernte ich dessen damals noch unverheirathete Schwägerin Bettina kennen. Gleich lebhafter Enthusiasmus für Musik bildete schnell den Angelpunkt unserer Gespräche, und bald wurde an mich die schmeichelhafte Bitte gerichtet, die junge Dame in die Lehre der Harmonie einzuführen. Der brennende Eifer meiner interessanten Schülerin machte mir diese Aufgabe zum eigenen größten Vergnügen, und wir studirten und componirten nach Herzenslust und mit übereinstimmendem Geschmack. Einmal jedoch liefen unsere Ansichten weit auseinander. Bettina hatte nämlich die kühne Idee, eine Ouverture zu Faust componiren zu wollen, und bestand darauf, hierbei der Trommel eine überwiegende Rolle anzuweisen, was ich begreiflicherweise nicht zugeben konnte, und so scheiterte das gewagte Project schon im Beginnen. Unwiderstehlich dagegen herrschte Bettina auf dem Gebiete des Gesanges. Hier entfaltete sie völlig ihre wunderbare Eigenthümlichkeit. Selten wählte sie geschriebene Lieder, singend dichtete sie und

dichtend sang sie mit prachtvoller Stimme eine Art Improvisation. So zum Beispiel wußte sie in die einfach getragene Skala ebensowohl als in die ihr momentan entquellenden Solfeggien eine Fülle der Empfindung und des Geistes zu legen, daß ich hingerissen ihrem schöpferischen Genius lauschte.

Da ich das Glück hatte, fast immer ihre musikalischen Gedanken zu verstehen und zu errathen, somit ihr auf dem Instrumente mit den richtigen Accorden entgegenkam und sie nach ihrem Sinne weiter begleitete, erwarb ich mir immer ihre Zufriedenheit, endlich ihr freundschaftliches Wohlwollen, und sie erfreute mich später noch mit einigen Briefen, deren Thema ähnlich wie im mündlichen Verkehr, fast ausschließend die Tonkunst bildete. Gewöhnlich saß Bettina während des Musizirens auf einem Schreibtische und sang von oben herab wie ein Cherub aus den Wolken.

Ihre ganze Erscheinung hatte etwas Besonderes. Von kleiner, zarter und höchst symmetrischer Gestalt, mit blassem, klaren Teint, weniger blendend schönen als interessanten Zügen, mit unergründlich dunklen Augen und einem Reichthum langer schwarzer Locken, schien sie wirklich die ins Leben getretene Mignon oder das Original dazu gewesen zu sein. Abgeneigt modischem Wechsel und Flitter trug sie fast immer ein schwarzseidenes, malerisch in offenen Falten herabfließendes Gewand, wobei nichts die Schlankheit ihrer feinen Taille bezeichnete, als eine dicke weiße oder schwarze Cordel, deren Ende, ähnlich wie an Pilgerkleidern, lang herabhing.

Eines Abends, im Begriff zu einer Gesellschaft zu gehen, bemerkte sie erst, daß ihre Kleidung zu diesem Zwecke allzu abgetragen war. Augenblicklich entschlossen, ließ sie schwarzen Taffet holen, schnitt denselben in mehrere einfache, gerade Theile von verschiedener Länge, heftete diese Theile mit unzähligen Stecknadeln zusammen, gürtete sich mit der bekannten Cordel und besuchte auf solche Weise die Soirée, wobei die Wenigsten ahnten, auf welche leichte Art das äußerst malerische Gewand zu Stande gekommen war. Fast immer traf sie der Eintretende auf niedrigen Fußbänken oder Fenstertritten sitzend,

bequem zusammen gekauert, einen Band aus Goethe's Werken auf dem Schooße haltend. Mit weiblichen Arbeiten scheint sie sich wenig befaßt zu haben. Wer diesem eigenthümlichen Wesen jemals nahe getreten war, konnte es im Leben nicht mehr vergessen. Ihr reicher Geist, ihre sprudelnde Regsamkeit, voll poetischer Gluth und Phantasie, verbunden mit ungesuchter Anmuth und grenzenloser Herzensgüte, machten sie im Umgange unwiderstehlich. Großmuth, diese gemeinsame Eigenschaft genialer Naturen, trat auch bei ihr in glänzender Weise hervor; so brach sie einmal, da sie veranlaßt war, eine unbemittelte Person zu unterstützen, rasch eine Rolle Geldes mitten auseinander und reichte, ohne zu überlegen oder nachzuzählen, der Betreffenden die eine Hälfte dar.

So viel von den Notizen des Erzählers über Bettina selbst. Hier möge noch ein Auszug eines Briefes folgen, den sie von Wien aus [?] an ihn richtete und der uns im Original vorliegt. Eine Zusammenkunft mit Beethoven schildernd, hinterließ sie darin eine Skizze dieses großen Tondichters, welche unsern Lesern nicht unwillkommen sein dürfte. Daß an der Spitze des Briefes die Jahreszahl fehlt (es steht dort lediglich, selbst mit Uebergehung der Ortsangabe: „am 9. Juli"), wird bei der bekannten Flüchtigkeit [?] der Schreiberin Niemanden wundern. Wir heben nun aus dem sehr umfangreichen Briefe Bettinas, dessen erster Theil von dem Auftreten eines Wiener Sängers eingehend erzählt, nachfolgende Stelle wörtlich heraus:

Beethoven habe ich erst in den letzten Tagen meines dortigen [!] Aufenthalts kennen gelernt, beinahe hätte ich ihn gar nicht gesehen, denn Niemand wollte mich zu ihm bringen, selbst die sich seine besten Freunde nannten, nicht, und zwar aus Furcht vor seiner Melancholie, die ihn so befängt, daß er sich um nichts interessirt und den Fremden eher Grobheiten als Höflichkeiten erzeigt. Eine Phantasie von ihm, die ich ganz vortrefflich vortragen hörte, bewegte mir das Herz, und hatte ich von demselben Augenblicke eine Sehnsucht nach ihm, daß ich Alles aufbot. Kein Mensch wußte, wo er wohnte, er hält

sich oft ganz versteckt. — Seine Wohnung ist ganz merkwürdig, im ersten Zimmer zwei bis drei Flügel, alle ohne Beine auf der Erde liegend, Koffer, worin seine Sachen, ein Stuhl mit drei Beinen, im zweiten Zimmer sein Bett, welches Winters wie Sommers aus einem Strohsack und dünner Decke besteht, ein Waschbecken auf einem Tannentisch, die Nachtkleider liegen auf dem Boden; hier warteten wir eine gute halbe Stunde, denn er rasirte sich gerade. Endlich kam er. Seine Person ist klein (so groß sein Geist und Herz ist), braun, voll Blatternarben, was man nennt: garstig, hat aber eine himmlische Stirn, die von der Harmonie so edel gewölbt ist, daß man sie wie ein herrliches Kunstwerk anstaunen möchte, schwarze Haare, sehr lang, die er zurückschlägt, scheint kaum dreißig Jahre alt, er weiß seine Jahre selbst nicht, glaubt aber doch fünfunddreißig.

Ich hatte nun viel gehört, wie behutsam man mit ihm sein müsse, um ihn nicht scheel zu machen; ich hatte aber sein edles Wesen auf eine ganz andere Art berechnet und nicht geirrt. In einer Viertelstunde war er mir so gut geworden, daß er nicht von mir lassen konnte, sondern immer neben mir herging, auch mit uns nach Hause ging und zur größten Verwunderung seiner Bekannten den ganzen Tag da blieb. Dieser Mensch hat einen sogenannten Stolz, daß er weder dem Kaiser noch den Herzögen, die ihm eine Pension umsonst geben, zu Gefallen spielt, und in ganz Wien ist es das Seltenste ihn zu hören. Auf meine Bitte, daß er spielen möchte, antwortete er: ‚Nun, warum soll ich denn spielen?‘

‚Weil ich mein Leben gern mit dem Herrlichsten erfüllen will und weil Ihr Spiel eine Epoche für dieses Leben sein wird,‘ sagte ich.

Er versicherte mich, daß er dieses Lob zu verdienen suchen wolle, setzte sich neben das Klavier auf die Ecke eines Stuhls und spielte leise mit einer Hand, als wollte er suchen, den Widerwillen zu überwinden, sich hören zu lassen. Plötzlich hatte er alle Umgebung vergessen, und seine Seele war ausgedehnt in einem Weltmeere von Harmonien. Ich habe diesen Mann unendlich lieb gewonnen. In Allem, was seine Kunst

anbelangt, ist er so herrschend und wahrhaft, daß kein Künstler sich ihm zu nähern getraut, in seinem übrigen Leben aber so naiv, daß man aus ihm machen kann, was man will. Er ist durch seine Zerstreuung darüber ordentlich zum Gespött geworden; man benutzt dieß auch so, daß er selten so viel Geld hat, um nur das Nothdürftige anzuschaffen. Freunde und Brüder zehren ihn auf, seine Kleider sind zerrissen, sein Ansehen ganz zerlumpt (das soll Nußbaumer sich merken), und doch ist seine Erscheinung bedeutend und herrlich. Dazu kommt noch, daß er sehr harthörig ist und beinahe gar nichts sieht. Wenn er aber gerade componirt hat, so ist er ganz taub und seine Augen sind verwirrt im Blicke auf das Aeußere; das kommt daher, weil die ganze Harmonie sich in seinem Hirne fortbewegt und er nur auf diese seine Sinne richten kann. Das also, was ihn mit der Welt in Verbindung hält (das Gesicht und Gehör), ist ganz abgeschnitten, so daß er in der tiefsten Einsamkeit lebt. Wenn man zuweilen lange mit ihm spricht und auf eine Antwort wartet, so bricht er plötzlich in Töne aus, zieht sein Notenpapier hervor und schreibt. Er macht's nicht wie der Kapellmeister Winter, der hinschreibt, was ihm zuerst einfiel; er macht erst großen Plan und richtet seine Musik in eine gewisse Form, nach welcher er nachher arbeitet.*

Er kam diese letzten Tage, die ich noch in Wien zubrachte, alle Abend zu mir, gab mir Lieder von Goethe, die er componirt hatte, und bat mich, ihm zum wenigsten alle Monat einmal zu schreiben, weil er außer mir keinen Freund habe.**

Warum ich Ihnen nun dieß Alles so umständlich schreibe? — Weil ich erstens glaube, daß Sie wie ich Sinn und Verehrung für ein solches Gemüth haben, zweitens weil ich weiß, wie Unrecht man ihm thut, gerade weil man zu klein ist, ihn zu begreifen, — so kann ich's nicht lassen, ihn ganz, wie er mir ist, darzustellen. Noch obendrein sorgt er mit der größten

* Peter Winter war Hofkapellmeister in München und ist besonders bekannt als Componist des „Unterbrochenen Opferfestes."

** Drei Schreiben an sie befinden sich in den „Briefen Beethovens".

Güte für Alle, die sich ihm in Bezug auf Musik vertrauen; der geringste Anfänger darf sich ihm vertrauensvoll überlassen; er wird nicht müde, Rath und Beistand zu leisten, dieser Mann, der es nicht einmal über sich gewinnen kann, eine Stunde seiner Freiheit abzuzwacken."

Soweit die Mittheilung der Gartenlaube.

Bettina! — Wer kennt nicht Goethe's „Kind"? — Ihr Wesen ist oben im Ganzen richtig und schön gezeichnet. Sie war schon als Tochter seiner Jugendgeliebten Maximiliane von Laroche dem Dichter werth, wieviel mehr nicht durch einen Geist und ein Gemüth, die in der That dem Höchsten und Schönsten innerlich nahe waren! Daß sie, die durch ihre lebendige Phantasie dem wahren Dichterwesen Goethe's so sehr vertraut ward und obendrein von Natur im wahren Sinne des Worts musikalisch war, allmählich auch eine wirkliche Sehnsucht nach Beethoven bekommen mußte, begreift sich von selbst.

Sie war mit ihrer Schwester, der jungen Gattin Savigny's, nach Wien gekommen, um die Familie des berühmten Gelehrten Birckenstock zu besuchen, deren schöne Tochter ihr Bruder Franz Anton Brentano zur Frau hatte. Mit dieser Schwester Savigny war es auch, daß sie zu Beethoven ging. Denn Savigny war ein Jugendbekannter Beethovens von Bonn her, wo er die durch Maximilian Franz gegründete Universität besucht hatte. Sie schreibt jedoch das Obige nicht mehr von Wien aus, sondern von Böhmen; daher auch jenes „dortig" im Anfang des Briefes. Beethovens Alter gibt sie unrichtig an, er wußte es ja selbst nicht. Wir haben das Jahr 1810, also sind schon 39 Jahre über des Künstlers Haupt gegangen. Die „Herzöge" kennen wir aus J. F. Reichardts letzter Notiz als die Fürsten Kinsky und Lobkowitz und den Erzherzog Rudolph. Das Spielen geschah bei Birckenstocks, wo die beiden Schwestern wohnten.

Der Eindruck Beethovens auf Bettina war, man muß es sagen, ungeheuer, unerhört. Ebenso fesselte ihre poetische weib-

liche Erscheinung sein kräftig stolzes Manneswesen, ihr unvergleichliches innere Empfängnißvermögen seinen ganzen Geist. Zudem sie kam von Goethe, war sein „Kind", in jeder geistigen Beziehung! Und wie sehr mußte ihm, dem Musiker, Wesen und Werth seiner eigenen Kunst aufgehen, wenn er dieses wahren Dichters gedachte und sich so lebendig nahe einen Theil seines Lebens und Wesens gebracht sah! Ist's anders möglich, als daß er die Hoheit und Wunderfülle seiner geliebten Kunst jetzt auf das lebhafteste fühlte? Ja es ist fast, als sei sie ihm eben damals und durch diese Berührung auch zum vollen Bewußtsein und sogar zum begrifflichen Denken gekommen. „Ach — es gibt Momente, wo ich finde, daß die Sprache noch gar nichts ist," hatte er wenig Jahre vorher seiner uns unbekannten „unsterblichen Geliebten" zugerufen. Jetzt erkennt er dieses hohe Wesen seiner Kunst ganz, jetzt hat er ein menschliches Wesen vor sich, dem er es sagen, deutlich aussprechen kann. Zudem ist sie nur das Ohr, das es für einen Andern, Größeren und Größten hört, ist zudem der Mund, der es ihm wiedersagen soll. Was ist da begreiflicher, als daß er selbst in strömende Begeisterung geräth und sein innerstes Schauen von seiner Kunst sogar in Worten offenbart? Und daß dieses Schauen über alles Hergebrachte und Bekannte hinausgeht, — wem ist dieß unbegreiflich und kännte er von Beethoven nichts weiter, als was wir schon hier an Erinnerungen seiner Zeitgenossen von ihm vernommen haben!

So entstand viel, viel Jahre später jenes Stück in „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde," das sogleich bei seinem Erscheinen im Jahre 1835 mehr als alles, was darin das Kopfschütteln der „Schulweisheit" erregte, fremd angestaunt und für „Ueberschwänglichkeit," wenn nicht gar für Unsinn und Narrheit erklärt ward.

Und dennoch ist es echt und gehört seiner Hauptsache nach sogar zu dem Schönsten und Besten, was je über Beethoven und seine Bedeutung wie über das Wesen der Musik überhaupt gesagt worden ist, — zum Schönsten und Besten, obwohl es gar manche Zeichen der äußersten Unbehülflichkeit im Ausdruck solcher höchsten Dinge trägt und durchweg eben nur

wiedergibt, wie sie, diese kleine weibliche Seele, diesen Künstler erfaßte, dessen Mutter, wie Zelter gegen Goethe meinte, ein Mann gewesen sein müsse. Sie gibt, was sie von dem verstanden, was dieser große und tiefe Geist von dem Wesen seiner großen und tiefen Kunst und der Welt selbst in einer Sprache sagte, die nicht bloß bei ihm persönlich unzulänglich, sondern überhaupt noch nicht „gebildet" genug war und ist, um solche Dinge ganz und gar auch anschaulich auszudrücken.

Wir wiederholen das Ganze unverkürzt, es ist eine Perle dieser Sammlung, und daß und wie es dann zuletzt Goethe selbst aufgenommen, drückt ihm erst ganz den Stempel der innern Wahrheit und Bedeutung auf. Sie schreibt also:

„Wien, am 28. Mai.

Wie ich Diesen sah, von dem ich Dir jetzt sprechen will, da vergaß ich der ganzen Welt, schwindet mir doch auch die Welt, wenn mich Erinnerung ergreift, — ja sie schwindet. Mein Horizont fängt zu meinen Füßen an, wölbt sich um mich, und ich stehe im Meer des Lichts, das von Dir ausgeht, und in aller Stille schweb ich gelassenen Flugs über Berg und Thal zu Dir. — Ach, lasse alles sein, mache Deine lieben Augen zu, leb' in mir einen Augenblick, vergesse, was zwischen uns liegt, die weiten Meilen und auch die lange Zeit. Von da aus, wo ich Dich zum letztenmal sah, sehe mich an; — ständ' ich doch vor Dir! — könnt' ich's Dir deutlich machen! — der tiefe Schauder, der mich schüttelt, wenn ich eine Weile der Welt mit zugesehen habe, wenn ich dann hinter mich sehe in die Einsamkeit und fühle, wie fremd mir alles ist. Wie kömmt's, daß ich dennoch grüne und blühe in dieser Oede? — Wo kömmt mir der Thau, die Nahrung, die Wärme, der Segen her? — von dieser Liebe zwischen uns, in der ich mich selbst so lieblich fühle. — Wenn ich bei Dir wär', ich wollte Dir viel wiedergeben für alles. — Es ist Beethoven, von dem ich Dir jetzt sprechen will, und bei dem ich der Welt und Deiner vergessen habe; ich bin zwar unmündig, aber ich irre darum nicht, wenn ich ausspreche (was jetzt vielleicht keiner versteht und glaubt), er schreite weit der Bildung der ganzen Menschheit voran, und

ob wir ihn je einholen? — ich zweifle; möge er nur leben, bis das gewaltige und erhabene Räthsel, was in seinem Geiste liegt, zu seiner höchsten Vollendung herangereift ist, ja möge er sein höchstes Ziel erreichen, gewiß dann läßt er den Schlüssel zu einer himmlischen Erkenntniß in unseren Händen, die uns der wahren Seligkeit um eine Stufe näher rückt.

Vor Dir kann ich's wohl bekennen, daß ich an einen göttlichen Zauber glaube, der das Element der geistigen Natur ist, diesen Zauber übt Beethoven in seiner Kunst; alles, wessen er Dich darüber belehren kann, ist reine Magie, jede Stellung ist Organisation einer höheren Existenz, und so fühlt Beethoven sich auch, als *Begründer einer neuen sinnlichen Basis im geistigen Leben*; Du wirst wohl heraus verstehen, was ich sagen will und was wahr ist. Wer könnte uns diesen Geist ersetzen? von wem könnten wir ein gleiches erwarten? — Das ganze menschliche Treiben geht wie ein Uhrwerk an ihm auf und nieder, er allein erzeugt frei aus sich das Ungeahnte, Unerschaffne, was sollte diesem auch der Verkehr mit der Welt, der schon vor Sonnenaufgang am heiligen Tagwerk ist und nach Sonnenuntergang kaum um sich sieht, der seines Leibes Nahrung vergißt und von dem Strom der Begeisterung im Flug an den Ufern des flachen Alltagslebens vorübergetragen wird; er selber sagte: ‚Wenn ich die Augen aufschlage, so muß ich seufzen, denn was ich sehe, ist gegen meine Religion, und die Welt muß ich verachten, die nicht ahnt, daß Musik höhere Offenbarung ist als alle Weisheit und Philosophie, sie ist der Wein, der zu neuen Erzeugungen begeistert, und ich bin der Bacchus, der für die Menschen diesen herrlichen Wein keltert und sie geistestrunken macht, wenn sie dann wieder nüchtern sind, dann haben sie allerlei gefischt, was sie mit aufs *Trockne* bringen.* — Keinen Freund hab' ich, ich muß mit mir allein

* Es ist hier zu erinnern, daß sich Beethoven mit der Idee des *Bacchus*, d. h. des wirklichen Dionysos, dessen Cultus seine eigene wie die gesammte tragische Kunst entstammte, sich je länger je ernster beschäftigte. Im Jahr 1815 sendet ihm sein Freund Amenda eine Oper Bacchus zu, und auf Skizzenblättern vom Jahr 1818, die zu einer der berühmten „Neunten“ fol-

leben; ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher ist, wie den andern in meiner Kunst, ich gehe ohne Furcht mit ihm um, ich hab' ihn jedesmal erkannt und verstanden, mir ist auch gar nicht bange um meine Musik, die kann kein bös Schicksal haben, wem sie sich verständlich macht, der muß frei werden von all' dem Elend, womit sich die andern schleppen.'

Dieß alles hat mir Beethoven gesagt, wie ich ihn zum erstenmal sah, mich durchdrang ein Gefühl von Ehrfurcht, wie er sich mit so freundlicher Offenheit gegen mich äußerte, da ich ihm doch ganz unbedeutend sein mußte; auch war ich verwundert, denn man hatte mir gesagt, er sei ganz menschenscheu und lasse sich mit Niemand in ein Gespräch ein. Man fürchtete sich, mich zu ihm zu führen, ich mußte ihn allein aufsuchen, er hat drei Wohnungen, in denen er abwechselnd sich versteckt, eine auf dem Lande, eine in der Stadt und die dritte auf der Bastei, da fand ich ihn im dritten Stock; unangemeldet trat ich ein, er saß am Klavier.* Ich nannte meinen Namen, er war sehr freundlich und fragte: ob ich ein Lied hören wolle, was er eben componirt habe? — Dann sang er scharf und schneidend, daß die Wehmuth auf den Hörer zurückwirkte: Kennst du das Land. — Nicht wahr, es ist schön, sagte er begeistert, wunderschön! ich will's noch einmal singen. Er freute sich über meinen heiteren Beifall. Die meisten Menschen sind gerührt über etwas Gutes, das sind aber keine Künstlernaturen, Künstler sind feurig, die weinen nicht, sagte er. Dann sang er noch ein Lied von Dir, das er auch in diesen Tagen componirt hatte: Trocknet nicht, Thränen der ewigen Liebe.**

genden Zehnten Symphonie gehören, steht: „Im Adagio Text griechischer Mythos, cantique ecclesiastique — im Allegro Feier des Bacchus." Das Tragische aller Menschenexistenz war seinem Geiste stets mehr aufgegangen, und er gedachte es in einem herrlichsten Werke der Kunst darzustellen. Doch ist er vor der wirklichen Ausführung dieses Planes gestorben.

* Hier ist die Erinnerung an die Schwester wie an das Warten wegen des Barbiers geschwunden. Die Wohnung war auf der Mölkerbastei.

** Auf dem in England befindlichen Autograph dieses und zwei anderer Lieder steht ebenfalls „3 Gesänge — 1810 — Poesie von Goethe, in Musik gesetzt von Ludwig van Beethoven."

Er begleitete mich nach Hause, und unterwegs sprach er eben das viele Schöne über die Kunst, dabei sprach er so laut und blieb auf der Straße stehen, daß Muth dazu gehörte, zuzuhören, er sprach mit großer Leidenschaft und viel zu überraschend, als daß ich nicht auch der Straße vergessen hätte; man war sehr verwundert, ihn mit mir in eine große Gesellschaft, die bei uns zum Diner war, eintreten zu sehen. Nach Tisch setzte er sich unaufgefordert ans Instrument * und spielte lang und wunderbar, sein Stolz fermentirte zugleich mit seinem Genie; in solcher Aufregung erzeugt sein Geist das Unbegreifliche und seine Finger leisten das Unmögliche. — Seitdem kommt er alle Tage, oder ich gehe zu ihm. Darüber versäume ich Gesellschaften, Gallerien, Theater und sogar den Stephansthurm. Beethoven sagt: Ach, was wollen Sie da sehen! ich werde Sie abholen, wir gehen gegen Abend durch die Allee von Schönbrunn. Gestern ging ich mit ihm in einen herrlichen Garten, in voller Blüthe, alle Treibhäuser offen, der Duft war betäubend; Beethoven blieb in der drückenden Sonnenhitze stehen und sagte: Goethe's Gedichte behaupten nicht allein durch den Inhalt, auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über mich, ich werde gestimmt und aufgeregt zum Componiren durch diese Sprache, die wie durch Geister zu höherer Ordnung sich aufbaut und das Geheimniß der Harmonien schon in sich trägt. Da muß ich denn von dem Brennpunkt der Begeisterung die Melodie nach allen Seiten hin ausladen, ich verfolge sie, hole sie mit Leidenschaft wieder ein, ich sehe sie dahin fliehen, in der Masse verschiedener Aufregungen verschwinden, bald erfasse ich sie mit erneuter Leidenschaft, ich kann mich nicht von ihr trennen, ich muß mit raschem Entzücken in allen Modulationen sie vervielfältigen, und im letzten Augenblick, da triumphire ich über den ersten musikalischen Gedanken, sehen Sie, das ist eine Symphonie; ja, Musik ist so recht die Vermittelung des geistigen Lebens zum sinnlichen. Ich möchte mit

* Auch in dieser Nebensache hat das Gedächtniß getäuscht: sie selbst hatte ihn ja aufgefordert.

Goethe hierüber sprechen, ob der mich verstehen würde? — Melodie ist das sinnliche Leben der Poesie. Wird nicht der geistige Inhalt eines Gedichts zum sinnlichen Gefühl durch die Melodie? — empfindet man nicht in dem Lied der Mignon ihre ganze sinnliche Stimmung durch die Melodie? und erregt diese Empfindung nicht wieder zu neuen Erzeugungen? — Da will der Geist zu schrankenloser Allgemeinheit sich ausdehnen, wo alles in allem sich bildet zum Bett der Gefühle, die aus dem einfachen musikalischen Gedanken entspringen und die sonst ungeahnt verhallen würden; das ist Harmonie, das spricht sich in meinen Symphonien aus, der Schmelz vielseitiger Formen wogt dahin in einem Bett bis zum Ziel. Da fühlt man denn wohl, daß ein Ewiges, Unendliches, nie ganz zu Umfassendes in allem Geistigen liege, und obschon ich bei meinen Werken immer die Empfindung des Gelingens habe, so fühle ich einen ewigen Hunger, was mir eben erschöpft schien mit dem letzten Paukenschlag, mit dem ich meinen Genuß, meine musikalische Ueberzeugung den Zuhörern einkeilte, wie ein Kind von neuem anzufangen. Sprechen Sie dem Goethe von mir, sagen Sie ihm, er soll meine Symphonien hören, da wird er mir recht geben, daß Musik der einzige unverkörperte Eingang in eine höhere Welt des Wissens ist, die wohl den Menschen umfaßt, daß er aber nicht sie zu fassen vermag.

Es gehört Rhythmus des Geistes dazu, um Musik in ihrer Wesenheit zu fassen, sie gibt Ahnung, Inspiration himmlischer Wissenschaften, und was der Geist sinnlich von ihr empfindet, das ist die Verkörperung geistiger Erkenntniß. — Obschon die Geister von ihr leben, wie man von der Luft lebt, so ist es noch ein andres, sie mit dem Geiste begreifen; — je mehr aber die Seele ihre sinnliche Nahrung aus ihr schöpft, je reifer wird der Geist zum glücklichen Einverständniß mit ihr. — Aber wenige gelangen dazu, denn so wie Tausende sich um der Liebe willen vermählen und die Liebe in diesen Tausenden sich nicht einmal offenbart, obschon sie alle das Handwerk der Liebe treiben, so treiben Tausende einen Verkehr mit der Musik, und

haben doch ihre Offenbarung nicht. Auch ihr liegen die hohen Zeichen des Moralsinns zum Grund wie jeder Kunst, alle ächte Erfindung ist ein moralischer Fortschritt. — Sich selbst ihren unerforschlichen Gesetzen unterwerfen, vermöge dieser Gesetze den eigenen Geist bändigen und lenken, daß er ihre Offenbarungen ausströme, das ist das isolirende Princip der Kunst; von ihrer Offenbarung aufgelöst werden, das ist die Hingebung an das Göttliche, das in Ruhe seine Herrschaft an dem Rasen ungebändigter Kräfte übt und so der Phantasie die höchste Wirksamkeit verleihet. So vertritt die Kunst allemal die Gottheit, und das menschliche Verhältniß zu ihr ist Religion; was wir durch die Kunst erwerben, das ist von Gott, göttliche Eingebung, die den menschlichen Befähigungen ein Ziel steckt, das er erreicht.*

Wir wissen nicht, was uns Erkenntniß verleihet; das fest verschlossene Samenkorn bedarf des feuchten, elektrisch warmen Bodens, um zu treiben, zu denken, sich auszusprechen. Musik ist der elektrische Boden, in dem der Geist lebt, denkt, erfindet. Philosophie ist ein Niederschlag ihres elektrischen Geistes; ihre Bedürftigkeit, die alles auf ein Urprincip gründen will, wird durch sie gehoben, und obschon der Geist dessen nicht mächtig ist, was er durch sie erzeugt, so ist er doch glückselig in dieser Erzeugung, und so ist jede ächte Erzeugung der Kunst unabhängig, mächtiger als der Künstler selbst, und kehrt durch ihre Erscheinung zum Göttlichen zurück und hängt nur darin mit dem Menschen zusammen, daß sie Zeugniß gibt von der Vermittelung des Göttlichen in ihm.

Musik gibt dem Geist die Beziehung zur Harmonie. Ein Gedanke abgesondert, hat doch das Gefühl der Gesammtheit der Verwandtschaft im Geist; so ist jeder Gedanke in der Musik in innigster, untheilbarster Verwandtschaft mit der Gesammtheit der Harmonie die Einheit.

* Beethovens späterer Lebensgang wie sein letztes künstlerisches Schaffen, besonders die Neunte Symphonie und die Letzten Quartette haben diesen Ausspruch auf eine wahrhaft erhabene und weltbedeutende Art bethätigt. Näheres darüber sagt seine Biographie in den betreffenden Theilen selbst.

Alles Elektrische regt den Geist zu musikalischer, fließender, ausströmender Erzeugung.

Ich bin elektrischer Natur. — Ich muß abbrechen mit meiner unerweislichen Weisheit, sonst möchte ich die Probe versäumen, schreiben Sie an Goethe von mir, wenn Sie mich verstehen, aber verantworten kann ich nichts, und will mich auch gern belehren lassen von ihm.

Ich versprach ihm, so gut ich's begreife, Dir alles zu schreiben. — Er führte mich zu einer großen Musikprobe mit vollem Orchester, da saß ich im weiten unerhellten Raum in einer Loge ganz allein; einzelne Streiflichter stahlen sich durch Ritzen und Astlöcher, in denen ein Kranz bunter Lichtfunken hin und her tanzte, wie Himmelsstraßen mit seligen Geistern bevölkert.

Da sah ich denn diesen ungeheuren Geist sein Regiment führen.* O, Goethe! kein Kaiser und kein König hat so das Bewußtsein seiner Macht, und daß alle Kraft von ihm ausgehe, wie dieser Beethoven, der eben noch im Garten nach einem Grund suchte, wo ihm denn alles herkomme; verstünd' ich ihn so wie ich ihn fühle, dann wüßt' ich alles. Dort stand er so fest entschlossen, seine Bewegungen, sein Gesicht drückten die Vollendung seiner Schöpfung aus, er kam jedem Fehler, jedem Mißverstehen zuvor, kein Hauch war willkürlich, alles war durch die großartige Gegenwart seines Geistes in die besonnenste Thätigkeit versetzt. — Man möchte weissagen, daß ein solcher Geist in späterer Vollendung als Weltherrscher wieder auftreten werde.

Gestern Abend schrieb ich noch alles auf, heute Morgen las ich's ihm vor, er sagte: Hab' ich das gesagt? — nun dann hab' ich einen Raptus gehabt; er las es noch einmal aufmerksam, und strich das oben aus und schrieb zwischen

* Ob dies nicht eine Probe zum Egmont ist, der ja am 24. Mai 1810 zuerst mit Beethovens Musik gegeben ward? In der Ouvertüre des Werkes drückt sich dieser „ungeheure Geist" allerdings deutlich genug aus. Aber könnte Bettina vergessen haben, daß es die Probe zu einem Werke von „ihrem Goethe" war!

die Zeilen, denn es ist ihm drum zu thun, daß Du ihn verstehst.*

Erfreue mich nun mit einer baldigen Antwort, die dem Beethoven beweist, daß Du ihn würdigst. Es war ja immer unser Plan, über Musik zu sprechen, ja ich wollte auch, aber durch Beethoven fühl' ich nun erst, daß ich der Sache nicht gewachsen bin.

Bettine.

Meine Adresse ist Erdbeergasse im Birkenstockischen Hause, noch vierzehn Tage trifft mich dein Brief." **

Wir lassen nun auch die Antwort Goethes folgen. Sein großer Sinn, sein freies Aufnehmen von Dingen, von denen er selbst gesteht, daß sie über sein unmittelbares Verstehen hinausgehen, beweisen erst recht das Ungemeine dieses geistigen Verstehens selbst, welches künstlerische Möglichkeiten vorausnimmt, die erst die heutige Zeit begreift, weil sie dieselben eben erfährt. Nichts in der gesammten älteren ästhetischen Literatur weist mit solchem „Hellsehen" auf die große musikalisch-tragödische Schöpfung unserer Tage in Richard Wagners Bühnenwerken hin als diese Entgegnung Goethe's auf die „rasche Explosion" seines „Kindes". Schon deßhalb, um zu sehen, wie die Ahnung eines Größeren und dauernd Großen die tieferen Geister jener Tage beseligend und verheißungsvoll umspielte, ist es von Werth und Interesse, heute dieses merkwürdige Zeugniß des größten deutschen Dichters sich wieder vorzuführen. Es lautet fast wie Verkündung. Goethe schreibt nämlich:

„Dein Brief, herzlich geliebtes Kind, ist zur glücklichen Stunde an mich gelangt, Du hast Dich brav zusammengenommen, um mir eine große und schöne Natur in ihren Leistungen wie in ihrem Streben, in ihren Bedürfnissen wie in dem Ueberfluß

* Wo dieses Manuscript geblieben, war bisher nicht zu erfahren. — „Wenn Beethoven statt Unterricht zu geben zu der ihn beobachtenden Mutter von Breuning zurückflog oder ähnliche sogenannte Geniestreiche machte, sagte die gute Hausmutter immer mit Achselzucken: Er hat heute wieder seinen Raptus," — so erzählt sein Freund Dr. Wegeler aus der Bonner Zeit.

** Die in der Vorstadt Landstraße gelegene Straße heißt Erdberggasse.

ihrer Begabtheit darzustellen, es hat mir großes Vergnügen gemacht, dieß Bild eines wahrhaft genialen Geistes in mich aufzunehmen; ohne ihn classificiren zu wollen, gehört doch ein psychologisches Rechnungskunststück dazu, um das wahre Facit der Uebereinstimmung da herauszuziehen; indessen fühle ich keinen Widerspruch gegen das, was sich von deiner raschen Explosion erfassen läßt; im Gegentheil möchte ich Dir für einen innern Zusammenhang meiner Natur mit dem, was sich aus diesen mannigfaltigen Aeußerungen erkennen läßt, einstweilen einstehen. Der gewöhnliche Menschenverstand würde vielleicht Widersprüche darin finden; was aber ein solcher vom Dämon Besessener ausspricht, davor muß ein Laie Ehrfurcht haben, und es muß gleich viel gelten, ob er aus Gefühl oder aus Erkenntniß spricht, denn hier walten die Götter und streuen Samen zu künftiger Einsicht, von der nur zu wünschen ist, daß sie zu ungestörter Ausbildung gedeihen möge. Bis sie indessen allgemein werde, da müssen die Nebel vor dem menschlichen Geist sich erst theilen.*

Sage Beethoven das Herzlichste von mir, und daß ich gern Opfer bringen würde, um seine persönliche Bekanntschaft zu haben, wo denn ein Austausch von Gedanken und Empfindungen gewiß den schönsten Vortheil brächte, vielleicht vermagst Du so viel über ihn, daß er sich zu einer Reise nach Carlsbad bestimmen läßt, wo ich doch beinahe jedes Jahr hinkomme und die beste Muße haben würde, von ihm zu hören und zu lernen. *Ihn belehren zu wollen, wäre wohl selbst von Einsichtigern als ich Frevel, da ihm sein Genie vorleuchtet und ihm oft wie durch einen Blitz Hellung gibt, wo wir im Dunkel sitzen und kaum ahnen, von welcher Seite der Tag anbrechen werde.***

* Hier hat der alte Prophet nur zu recht gesehen. Aber daß sie sich allgemach zu theilen begannen, dazu hat neben Beethovens mächtigem Donnern gerade seine eigene sonnige Dichterkraft am meisten gewirkt.

** Ich muß es den Lesern selbst überlassen, sich hier in den betreffenden Kapiteln von „Beethovens Leben" Nachricht über die Begegnung in Teplitz, die in der That im Sommer 1812 stattfand, sowie nähere Auskunft darüber zu verschaffen, auf welche Weise nun Beethoven wirklich in der Weiter-

Sehr viel Freude würde es mir machen, wenn Beethoven mir die beiden componirten Lieder von mir schicken wollte, aber hübsch deutlich geschrieben, ich bin sehr begierig sie zu hören, es gehört mit zu meinen erfreulichsten Genüssen, für die ich sehr dankbar bin, wenn ein solches Gedicht früherer Stimmung mir durch eine Melodie (wie Beethoven ganz richtig erwähnt) wieder aufs neue versinnlicht wird.

Schließlich sage ich Dir noch einmal den innigsten Dank für Deine Mittheilungen und Deine Art mir wohlzuthun, da Dir alles so schön gelingt, da Dir alles zu belehrendem, freudigem Genuß wird; welche Wünsche könnten da noch hinzugefügt werden, als daß es ewig so fortwähren möge; ewig auch in Beziehung auf mich, der den Vortheil nicht verkennt, zu Deinen Freunden gezählt zu werden. Bleibe mir daher, was Du mit so großer Treue warst, so oft Du auch den Platz wechseltest und sich die Gegenstände um Dich her veränderten und verschönerten.

Auch der Herzog grüßt Dich und wünscht nicht ganz von Dir vergessen zu sein. Ich erhalte wohl noch Nachricht von Dir in meinem Carlsbader Aufenthalt bei den drei Mohren.

Am 6. Juni 1810.

G."

Darauf antwortete ihm nun Bettina noch Folgendes, das ebenfalls zu Beethovens Art und Wesen völlig paßt. Denn wirklich großen Dingen und Menschen gegenüber galt auch jetzt und durch das ganze Leben jenes Wort Junkers: „Nur er ist der Bescheidene." Sie schreibt an Goethe:

„Liebster Freund! Dem Beethoven hab' ich Deinen schönen Brief mitgetheilt, so weit es ihn anging, er war voll Freude und rief: Wenn ihm jemand Verstand über Musik beibringen kann, so bin ich's. Die Idee, Dich im Carlsbade aufzusuchen, ergriff er mit Begeisterung, er schlug sich vor den Kopf und sagte: Konnte ich das nicht schon früher gethan haben? — aber

entwickelung seiner Kunst „wie durch einen Blitz Hellung gibt," und verweise in letzterer Hinsicht nur auf Band III Kap. 9 und 10, sowie auf die Schrift „Gluck und Wagner" (München 1870).

wahrhaftig, ich hab' schon daran gedacht, ich hab's aus Timidität unterlassen, die neckt mich manchmal, als ob ich kein rechter Mensch wär', aber vor dem Goethe fürchte ich mich nun nicht mehr. — Rechne daher darauf, daß Du ihn im nächsten Jahr siehst."

Und zum Schluß stehe als Nachhall des tiefen Eindruckes, den diese Erscheinung auf sie gemacht, hier noch folgende Erinnerung in einem Briefe, der wie der oben aus der Gartenlaube in den Juli fällt:

„Vor kurzem war ich noch in der großen Wienstadt, ein Treiben, ein Leben unter den Menschen, als ob es nie aufhören sollte; da wurden in Gemeinschaft die üppigen Frühlingstage verlebt, in schönen Kleidern ging man gesellig umher. Jeder Tag brachte neue Freude und jeder Genuß wurde eine Quelle interessanter Mittheilungen. Ueber das alles hinaus ragte mir Beethoven, der große übergeistige, der uns in eine unsichtbare Welt einführte und der Lebenskraft einen Schwung gab, daß man das eigene beschränkte Selbst zu einem Geisteruniversum erweitert fühlte. Schade, daß er nicht hier ist in dieser Einsamkeit, daß ich über seinem Gespräch das ewige Zirpen jener Grille vergessen möchte, die nicht aufhört, mich zu mahnen, daß nichts außer ihrem Ton die Einsamkeit unterbricht."

XII. Fidelio.

In des Meisters Leben wie in seiner Kunst spielt eine mannigfach bedeutsame Rolle sein „dramatischer Schmerzenreich" Fidelio. Wir werden später dem Moment begegnen, wo sich an diesem Werke der Genius der wahren tragischen Bühnendarstellungskunst selbst entzündete, und dürfen daher doppelt erfreut sein, auch hier über die Entstehung der Sache den Originalbericht eines Zeitgenossen zu besitzen. Es ist Friedrich Treitschke, Onkel des renommirten politischen Historikers von

heute, der jahrelang Regisseur und Theaterdichter an den beiden kaiserlichen Bühnen in Wien war und im Jahre 1841 die folgenden Erinnerungen in dem musikalischen Taschenbuch „Orpheus“ veröffentlichte:

„Es war Ende 1804, als Freiherr von Braun, der neue Eigenthümer des k. k. privilegirten Theaters an der Wien, dem eben in voller Jugendkraft stehenden Ludwig van Beethoven antrug, eine Oper für seine Bühne zu schreiben. Durch das Oratorium: „Christus am Oelberge“ hegte man den Glauben, daß der Meister auch für darstellende Musik, wie seither für Instrumente, Großes zu leisten im Stande sei. Außer einem Honorar bot man ihm freie Wohnung im Theatergebäude. Joseph Sonnleithner übernahm die Besorgung des Textes und wählte das französische Buch: „L'amour conjugal,“ obgleich es schon mit Musik von Gaveaux versehen, auch italienisch als „Leonore“ von Paer componirt, nach beiden Bearbeitungen aber in das Deutsche übersetzt war. Beethoven fürchtete seine Vorgänger nicht und ging mit Lust und Liebe an die Arbeit, die Mitte 1805 ziemlich zum Ende gelangte.*

Indessen zeigten sich für die Aufführung beträchtliche Schwierigkeiten. Nur die weiblichen Rollen konnte man durch Dlle. Milder und Müller genügend besetzen, die Männer ließen desto mehr zu wünschen übrig. Es erschienen ferner manche Mängel in der Einrichtung des Textes, denen doch nicht abgeholfen wurde; — aus der Ferne wälzte sich aber das Ungewitter eines Krieges gegen Wien und raubte den Zuschauern die zum Genusse eines Kunstwerkes erforderliche Ruhe. Doch eben deßwegen bot man das Möglichste auf, die sparsam besuchten Räume des Hauses zu beleben. Fidelio sollte das Beste thun, und so ging die Oper, unter keineswegs glücklicher Constellation, am 20. November in Scene. Mit Bedauern empfanden wir, daß das Werk seiner Zeit vorausgeeilt war und von Freunden und Feinden wenig begriffen wurde. Man gab es

* J. Sonnleithner, seines Studiums Jurist, war Hoftheatersecretär. Er wird uns noch begegnen.

nur drei Tage nach einander und unterließ die Wiederholung bis zum 29. März 1806. Einige unwesentliche Veränderungen, z. B. die, daß das Vorhandene in zwei, statt in drei Aufzüge getheilt war, konnten die bestehende ungünstige Meinung nicht vertilgen. Noch einmal, am 10. April, wurde es gegeben und dann dem Staube der Theaterbibliothek überantwortet. Einige gleichzeitige Versuche damit auf Provinzbühnen hatten keinen bessern Erfolg.

Acht volle Jahre später erhielten die Inspicienten der k. k. Hofoper, Saal, Vogl und Weinmüller, eine Vorstellung zu ihrem Vortheile, wobei ihnen die Wahl eines Werkes, ohne Kosten, überlassen blieb. Das Auffinden war schwierig genug. Neue deutsche Compositionen lagen nicht vorräthig; ältere versprachen keinen besonderen Gewinn. Die letzten französischen Opern hatten, wie im Werthe, so in der Beliebtheit verloren, und den Darstellern fehlte der Muth, sich als Sänger allein in die italienischen Werke zu stürzen, was doch einige Jahre darauf selbstmörderisch geschah. Inmitten dieser Verlegenheiten gedachte man Fidelio's und ging Beethoven um die Herleihung an, der mit der größten Uneigennützigkeit sich bereit erklärte, jedoch zuvor viele Veränderungen ausdrücklich bedingte. Zugleich schlug er meine Wenigkeit zu dieser Arbeit vor. Ich hatte seit einiger Zeit seine nähere Freundschaft erlangt, und mein doppeltes Amt als Operndichter und Regisseur machte mir seinen Wunsch zur theuren Pflicht."

Treitschke führt nun zunächst die technischen Abänderungen an und fährt dann so fort:

„Der zweite Aufzug bot gleich anfänglich große Schwierigkeit. Beethoven seinerseits wünschte den armen Florestan durch eine Arie auszuzeichnen, ich aber äußerte mein Bedenken, daß ein dem Hungertode fast Verfallener unmöglich Bravour singen dürfe.* Wir dichteten Dieses und Jenes; zuletzt traf ich nach

* Es ist dieß, da Treitschke nicht musikalisch war, ein Mißverständniß. Beethoven wollte der Erscheinung Florestans eben mehr musikalisches Relief, d. h. als recht eigentlich dramatisches Gewicht verleihen, und dieß ist ihm ja auch aufs schönste gelungen.

seiner Meinung den Nagel auf den Kopf. Ich schrieb Worte, die das letzte Aufflammen des Lebens vor seinem Erlöschen schildern.

Und spür' ich nicht linde, sanft säuselnde Luft
Und ist nicht mein Grab mir erhellet?
Ich seh', wie ein Engel, im rosigen Duft,
Sich tröstend zur Seite mir stellet.
Ein Engel, Leonoren, der Gattin, so gleich! —
Der führt mich zur Freiheit, — ins himmlische Reich!

Was ich nun erzähle, lebt ewig in meinem Gedächtnisse. Beethoven kam Abends gegen sieben Uhr zu mir. Nachdem wir Anderes besprochen hatten, erkundigte er sich, wie es mit der Arie stehe? Sie war eben fertig, ich reichte sie ihm. Er las, — lief im Zimmer auf und ab, murmelte, brummte, wie er gewöhnlich statt zu singen that — und riß das Fortepiano auf. Meine Frau hatte ihn oft vergeblich gebeten, zu spielen; — heute legte er den Text vor sich und begann wunderbare Phantasien, die leider kein Zaubermittel festhalten konnte. Aus ihnen schien er das Motiv der Arie zu beschwören. Die Stunden schwanden, aber Beethoven phantasirte fort. Das Nachtessen, welches er mit uns theilen wollte, wurde aufgetragen, aber — er ließ sich nicht stören. Spät erst umarmte er mich, und auf das Mahl verzichtend, eilte er nach Hause. Tags darauf war das treffliche Musikstück fertig.

Sobald — gegen Ende März — das Buch beisammen war, sandte ich es Beethoven in Abschrift, und als ehrendes Zeugniß schrieb er mir ein paar Tage darauf, was Ihr hier sehet:

‚Lieber, werther T.! Mit großem Vergnügen habe ich Ihre Verbesserungen der Oper gelesen. Es bestimmt mich, die verödeten Ruinen eines alten Schlosses wieder aufzubauen.

Ihr Freund

Beethoven.'

Die Beneficianten trieben an der Beendigung, um die günstigere Jahreszeit zu benützen; Beethoven aber kam nur langsam vorwärts. Als ich ihn ebenfalls schriftlich bat, entgegnete er ebenso: ‚Die Geschichte mit der Oper ist die müh-

samste von der Welt. Ich bin mit dem Meisten unzufrieden, — und — es ist beinahe kein Stück, woran ich nicht hier und da — meiner jetzigen Unzufriedenheit einige Zufriedenheit hätte anflicken müssen. Das ist aber ein großer Unterschied zwischen dem Falle, sich dem freien Nachdenken oder der Begeisterung überlassen zu können.

Mitte April fingen die Proben an, obwohl noch Manches fehlte. Für den 23. Mai wurde die Vorstellung angekündigt; Tags zuvor war die Hauptprobe, aber die versprochene neue Ouverture (in E-dur) befand sich noch in der Feder des Schöpfers. Man bestellte das Orchester zur Probe am Morgen der Aufführung. Beethoven kam nicht. Nach langem Warten fuhr ich zu ihm, ihn abzuholen, aber — er lag im Bette, fest schlafend, neben ihm stand ein Becher mit Wein und Zwieback darin, die Bogen der Ouverture waren über das Bett und die Erde zerstreut. Ein ganz ausgebranntes Licht bezeugte, daß er tief in die Nacht gearbeitet hatte. Die Unmöglichkeit der Beendigung war entschieden; man nahm für dießmal seine Ouverture aus Prometheus, und bei der Ankündigung: ‚Wegen eingetretener Hindernisse müsse für heute die Ouverture wegbleiben,' errieth die zahlreiche Versammlung ohne Mühe den triftigen Grund.

Was weiter erfolgte, wisset Ihr. Die Oper war trefflich eingeübt, Beethoven dirigirte, sein Feuer riß ihn oft aus dem Takte, aber Kapellmeister Umlauf lenkte hinter seinem Rücken Alles zum Besten mit Blick und Hand. Der Beifall war groß und stieg mit jeder Vorstellung. Die siebente, am 18. Juli, wurde Beethoven zum Vortheile statt eines Honorars überlassen. In diese legte er, zu größerer Zugkraft, zwei Musikstücke, ein Lied für Rocco und eine größere Arie für Leonore; da sie aber den raschen Gang des Uebrigen hemmten, blieben sie wieder aus. Die Einnahme war auch dießmal sehr gut." *

* Die Stücke waren das Liedchen „Gold ist eine schöne Sache" und Leonorens herrliche Arie „Komm Hoffnung, laß den letzten Stern des Müden nicht erbleichen," die übrigens nur umgearbeitet worden war.

XIII. Moscheles.

Der jetzt weiter mit persönlichen Erinnerungen an Beethoven folgt, hat, obwohl selbst seines Zeichens Musiker, zwar durchaus nicht des Meisters hohen Geist erfaßt und kennt gleich seinem bedeutenderen Stammverwandten F. Mendelssohn-Bartholdy im Grunde auch die Musik, d. h. die Poesie der Musik, nur vom Hörensagen. Allein ein einziger persönlicher Zug seines Herzens und Akt seines Lebens macht ihn dennoch völlig würdig, als Bekannter und Verehrer Beethovens dauernd in dessen Sphäre zu verharren: die unverweilte und wirksame Hilfleistung, die hauptsächlich seine zweifellose Liebe und Verehrung dem Meister in der letzten Tagesnoth und auf dem Todesbette bereitete. Wir werden davon das Nähere hören, und eben darum sind uns auch die nachstehenden kleinen persönlichen Aufzeichnungen von Gewinn.

Ignaz Moscheles war 1794 in Prag geboren. Die Neigung führte ihn zur Musik, doch der Zufall, der so oft in Leben und Bildung eine Hauptrolle spielt, entfernte ihn in der ersten Studienzeit am weitesten von dem Meister, der ihre höchste Poesie vertritt. „Wen gibt es denn noch außer Mozart, Clementi, Bach? Lauter verrückte Narren, die den jungen Leuten die Köpfe verdrehen; der Beethoven, geschickt, wie er ist, schreibt auch viel tolles Zeug, — bringt die Leute auf Abwege," — so sagte sein Lehrer Dionys Weber in Prag, auch einer der „alten deutschen Reichscomponisten."

Als anfangs der 40er Jahre Schindlers ‚Biographie L. van Beethovens' erschien, übersetzte Moscheles dieselbe ins Englische und gab also dazu über sich selbst folgende Nachricht:

„Im Jahre 1809 endigte der Unterricht bei meinem Lehrer Weber, und weil ich damals auch vaterlos ward, wählte ich Wien zu meinem Aufenthalt, um mich auf meine künftige musikalische Laufbahn vorzubereiten.

Vor allem sehnte ich mich, den Mann zu sehen und mich mit ihm zu befreunden, der einen so mächtigen Einfluß auf

mich ausgeübt hatte und den ich, obschon ich ihn kaum kannte, blind verehrte. Ich erfuhr, daß bei Beethoven sehr schwer anzukommen sei, daß er außer Ries keine Schüler annehme, und während langer Zeit blieb mein Verlangen ihn zu sehen unbefriedigt. Im Jahr 1810 aber zeigte sich endlich die langersehnte Gelegenheit. Ich befand mich eines Morgens in der Musikalienhandlung von D. Artaria, wo gerade einige meiner ersten Compositionsversuche veröffentlicht worden waren, als ein Mann mit kurzen hastigen Schritten hereintrat und durch einen Kreis von Damen und Musikern, die in Geschäften anwesend waren oder über musikalische Angelegenheiten sprachen, ohne aufzusehen, damit anzeigend, daß er unbemerkt sein wolle, direkt seine Schritte nach Artarias Privatbureau im Hintergrunde des Ladens richtete. Gleich darauf rief mich Artaria herein und sagte: ‚Dieß ist Beethoven' und zu dem Componisten: ‚Dieß ist der junge Mann, von welchem ich schon gesprochen habe.' Beethoven nickte mir freundlich zu und sagte, er habe so eben eine günstige Schilderung von mir gehört. Auf einige bescheiden devote Worte, die ich hervorstammelte, gab er keine Antwort und schien die Unterhaltung abbrechen zu wollen. Ich stahl mich fort, mit noch größerer Sehnsucht nach dem, was ich gesucht, als ich vor dieser Zusammenkunft gefühlt hatte, und dachte bei mir: Bin ich denn wirklich so unbedeutend, daß er nicht einmal eine Frage über Musik an mich richten konnte, noch einen Wunsch aussprechen, um zu erfahren, wer mein Lehrer war oder ob ich einige Kenntniß von seinen Werken hätte? — Die einzige befriedigende Art, die Sache zu erklären und mich zu trösten für diese Nichtbeachtung, war in Beethovens Anlage zur Taubheit zu finden. Denn ich hatte gesehen, daß Artaria ihm ganz ins Ohr sprach.

Ich nahm mir jedoch vor, je mehr ich ausgeschlossen sein sollte von dem Privatverkehr, den ich so ernstlich begehrt hatte, desto eifriger Beethoven in allen Productionen seines Geistes zu folgen. Ich versäumte nie die Schuppanzighschen Quartette, bei welchen er oft zugegen war, oder die entzückenden Concerte im Augarten, wo er seine eignen Sinfonien dirigirte. Ich

hörte ihn auch zu verschiedenen Malen spielen, was er aber nicht sehr oft that, weder in Privatkreisen noch öffentlich. Die Productionen, die den dauerndsten Eindruck auf mich machten, waren seine Fantasie mit Chor- und Orchesterbegleitung und sein Concert in C-moll. Ich traf ihn manchmal bei den Familien Zmeskall und Zizius, zwei seiner Freunde, durch deren musikalische Zusammenkünfte Beethovens Person zuerst [?] zur öffentlichen Aufmerksamkeit gelangte. Doch anstatt näherer Bekanntschaft mit dem großen Manne hatte ich mich meistens für meinen Theil mit einem fernen Gruß zu begnügen."

Wir geben dazu einige erläuternde Bemerkungen.

Der Hofconcipist Zmeskall ist uns durch die Erinnerungen der Frau von Bernhard bekannt. Dr. Zizius aber, geb. 1772 und gleich Moscheles aus Böhmen, war Professor der politischen Wissenschaften und befand sich als Junggeselle in behaglichem Wohlstande. Als eifriger Musikfreund und gewandter Weltmann wußte er nun die vorzüglichsten Künstler und eine sehr gewählte Gesellschaft aus den aristo- und plutokratischen Ständen um sich zu versammeln und seinen Gesellschaften einen so eleganten Anstrich zu geben, daß sowohl die Ausübenden als die Genießenden sich gerne daran betheiligten, erzählt ein eifriger Musikfreund aus Beethovens Tagen, der Wiener Advokat Leopold Sonnleithner nach eigener Anschauung. Doch wissen wir, daß Beethoven nicht erst hier „zur öffentlichen Aufmerksamkeit zu gelangen" brauchte.

Eine weitere Notiz über jene Zeit Beethovens aber enthält, was in dem Buche „Aus Moscheles Leben" nach seinen Tagebüchern veröffentlicht ist:

„Es versteht sich von selbst, daß der große Beethoven der Gegenstand meiner heiligsten Verehrung war. Bei meiner hohen Meinung von ihm konnte ich es nicht begreifen, wie die Damen der Wiener Gesellschaft den Muth fanden, ihn zu ihren musikalischen Vorführungen einzuladen und ihm seine Compositionen vorzuspielen. Ihm muß es aber gefallen haben; denn er war damals oft in solchen Abendunterhaltungen anzutreffen. Sein unseliges Gehörleiden mochte ihm schon damals das Selbstspielen

verkümmern, und so vertraute er diesen Frauenhänden seine neuen Compositionen an. Wie erstaunte ich aber erst, als ich eines Tages beim Hofkapellmeister Salieri, den ich nicht zu Hause traf, einen Zettel auf dem Tische liegen sah, auf welchem in Lapidarschrift zu lesen war: ‚Der Schüler Beethoven war da!‘ Das gab mir zu denken. Ein Beethoven kann noch von einem Salieri lernen? Um wie viel mehr ich. Salieri war der Schüler und wärmste Verehrer Glucks gewesen, nur Mozart und seine Werke wollte er nicht gelten lassen, das wußte man. Aber dennoch ging ich zu ihm, wurde sein Schüler, auch drei Jahre lang sein Adjunct in der Oper, und erhielt dadurch die Befugniß, alle Theater unentgeltlich zu besuchen. Es war ein heiteres vielbewegtes Leben in dem lieben Wien."

Diese letztere Stelle und die praktische Uebung, die daraus resultirte, brachte denn Moscheles auch noch in eine nähere Verbindung mit dem Meister, die er ebenfalls in der englischen Uebersetzung der Schindlerschen Biographie erzählt:

„Als im Jahr 1814 Artaria es unternahm, einen Clavierauszug von Beethovens Fidelio herauszugeben, fragte er den Componisten, ob ich ihn anfertigen dürfe. Beethoven willigte ein, unter der Bedingung, daß er jedes einzelne Stück zu sehen bekomme, ehe es den Händen des Druckers übergeben werde. Nichts konnte mir willkommener sein, da ich dieses als eine längst ersehnte Gelegenheit ansah, mich dem großen Manne mehr zu nähern und durch seine Bemerkungen Vortheil zu gewinnen. Während meiner wiederholten Besuche, die ich durch alle möglichen Entschuldigungen zu vervielfältigen trachtete, behandelte er mich mit der gütigsten Nachsicht. Obgleich seine wachsende Taubheit ein großes Hinderniß bei unsern Unterhaltungen war, gab er mir dennoch viel belehrende Winke und spielte mir selbst solche Theile, die er auf besondere Weise für das Klavier gesetzt zu haben wünschte, vor. Ich hielt es indessen für Pflicht, seine Güte nicht zu sehr auf die Probe zu stellen, indem ich ihn durch meine wiederholten Besuche seiner kostbaren Zeit beraubte. Aber ich sah ihn bei Mälzl, wo er sich öfters über die verschiedenen Pläne und Modelle für einen Metronomen, welchen der

letztere verfertigen wollte, und über die ‚Schlacht von Vittoria,‘ die er auf dessen Vorschlag schrieb, besprach.“ *

Die weiteren Bemerkungen, die er dann über Beethovens Zurückhaltung im Betreff der Aeußerungen über Musik macht, sind uns hier überflüssig. Nur eine Notiz seines Tagebuchs von 1814 kann uns noch etwas gelten, weil sie wieder ganz den Mann zeigt, der einzig auf sich selbst gebaut erschien:

„Als ich früh zu Beethoven kam, lag er noch im Bette; er war heute besonders lustig, sprang gleich heraus und stellte sich, so wie er war, ans Fenster, das auf die Schottenbastei ging, um die arrangirten Stücke durchzusehen. Natürlich versammelte sich die liebe Straßenjugend unter dem Fenster, bis er ausrief: ‚Die verd ..... Jungen, was sie nur wollen?‘ Ich deutete lächelnd auf ihn. ‚Ja, ja, Sie haben recht,‘ rief er jetzt und warf rasch einen Schlafrock über.

Als wir an das große letzte Duett ‚Namenlose Freude‘ kamen und ich den Text: ‚Ret-terin des Gat-ten‘ unterlegt hatte, strich er es aus und schrieb: ‚Rett-erin des Gatt-en;‘ denn auf t könne man nicht singen. Unter das letzte Stück hatte ich ‚fine mit Gottes Hülfe‘ geschrieben. Er war nicht zu Hause, als ich es hintrug; und als er es mir zurückschickte, stand darunter: ‚O Mensch hilf dir selber.“

Wenig Zeilen weiter ist dann von den Schuppanzighschen Quartetten die Rede. „Ich saß neben Spohr, wir tauschten unsere Meinung über das Gehörte aus; Spohr sprach mit vielem Eifer gegen Beethoven und seine Nachahmer“ schreibt Moscheles auf, und dieß bringt uns nun zu dem, was der berühmte Geiger und hoch verdiente Lehrer und Componist sich und der Nachwelt aufgezeichnet. Hat er auch des großen Zeitgenossen Wesen und Bedeutung ebenfalls nicht recht erkannt, so darf ihm doch die Nachwelt nicht vergessen, was er anfangs der 1840er Jahre an dessen wahrem Nachfolger und Geistesschüler R. Wagner gethan. Derselbe erzählt 1851 vom ‚Fliegenden Holländer‘ selbst: „Bereits

* Johann Nepomuk Mälzl, geb. 1772 zu Regensburg, der Erfinder des Metronoms, war auch der Anreger zu der ersten Schlachtmusik Beethovens, aus der nachher sein „Wellingtons Sieg bei Vittoria“ hervorging.

hatte der alte Meister Spohr diese Oper schnell in Kassel zur Aufführung gebracht. Dieß war ohne Aufforderung meinerseits geschehen; dennoch fürchtete ich, Spohr fremd bleiben zu müssen, weil ich nicht einzusehen vermochte, wie meine jugendliche Richtung sich zu seinem Geschmacke verhalten könnte. Wie war ich erstaunt und freudig überrascht, als dieser graue, von der modernen Musikwelt schroff und kalt sich abscheidende, ehrwürdige Meister in einem Briefe seine volle Sympathie mir kundthat und diese einfach durch die innige Freude erklärte, einem jungen Künstler zu begegnen, dem man es in Allem ansähe, daß es ihm um die Kunst Ernst sei! Spohr, der Greis, blieb der einzige deutsche Kapellmeister, der mit warmer Liebe mich aufnahm, meine Arbeiten nach Kräften pflegte, und unter allen Umständen mir treu und freundlich gesinnt blieb." Einem solchen Manne begegnen wir also auch in Beethovens Sphäre immer mit Freude.

XIV. Spohr.

Louis Spohr war im Herbst 1812 nach der Kaiserstadt gekommen und erzählt in seiner Selbstbiographie:

„Nach meiner Ankunft in Wien suchte ich Beethoven sogleich auf, fand ihn aber nicht und ließ deßhalb meine Karte zurück. Ich hoffte nun, ihn in irgend einer der musikalischen Gesellschaften zu finden, zu denen ich häufig eingeladen wurde, erfuhr aber bald, Beethoven habe sich, seitdem seine Taubheit so zugenommen, daß er Musik nicht mehr deutlich und im Zusammenhang hören könne, von allen Musikpartien zurückgezogen und sei überhaupt sehr menschenscheu geworden. Ich versuchte es daher nochmals mit einem Besuche; doch wieder vergebens. Endlich traf ich ihn ganz unerwartet in dem Speisehause, wohin ich jeden Mittag mit meiner Frau zu gehen pflegte. Ich hatte nun schon Concert gegeben und zweimal mein Oratorium aufgeführt. Die Wiener Blätter hatten günstig darüber berichtet.

Beethoven wußte daher von mir, als ich mich ihm vorstellte, und begrüßte mich ungewöhnlich freundlich. Wir setzten uns zusammen an einen Tisch, und Beethoven wurde sehr gesprächig, was die Tischgesellschaft sehr verwunderte, da er gewöhnlich sehr düster und wortkarg vor sich hinstarrte. Es war aber eine sauere Arbeit, sich ihm verständlich zu machen, da man so laut schreien mußte, daß es im dritten Zimmer gehört werden konnte. Beethoven kam nun öfters in dieses Speisehaus und besuchte mich auch in meiner Wohnung. So wurden wir bald gute Bekannte. Beethoven war ein wenig derb, um nicht zu sagen roh; doch blickte ein ehrliches Auge unter den buschigen Augenbrauen hervor.

Nach meiner Rückkunft von Gotha traf ich ihn dann und wann im Theater an der Wien, dicht hinter dem Orchester, wo ihm der Graf Palfy einen Freiplatz gegeben. Nach der Oper begleitete er mich gewöhnlich nach meinem Hause und verbrachte den Rest des Abends bei mir. Dann konnte er auch gegen Dorette und die Kinder sehr freundlich sein. Von Musik sprach er höchst selten. Geschah es, dann waren seine Urtheile sehr streng und so entschieden, als könne gar kein Widerspruch dagegen stattfinden. Für die Arbeiten Anderer nahm er nicht das mindeste Interesse; ich hatte deßhalb auch nicht den Muth, ihm die meinigen zu zeigen. Sein Lieblingsgespräch in jener Zeit war eine scharfe Kritik der beiden Theaterverwaltungen des Fürsten Lobkowitz und des Grafen Palfy. Auf Letzteren schimpfte er oft schon überlaut, wenn wir noch innerhalb seines Theaters waren, so daß es nicht nur das ausströmende Publikum, sondern auch der Graf selbst in seinem Bureau hören konnte. Dieß setzte mich sehr in Verlegenheit, und ich war nur immer bemüht, das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken.*

Das schroffe, selbst abstoßende Benehmen Beethovens in jener Zeit rührte theils von seiner Taubheit her, die er noch nicht mit Ergebung zu tragen gelernt hatte, theils war es

* Spohr war nämlich von Palfy selbst als Kapellmeister für das Theater an der Wien engagirt worden.

Folge seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse. Er war kein guter Wirth und hatte noch das Unglück, von seiner Umgebung bestohlen zu werden. So fehlte es oft am Nöthigsten. In der ersten Zeit unserer Bekanntschaft fragte ich ihn einmal, nachdem er mehrere Tage nicht ins Speisehaus gekommen war: ‚Sie waren doch nicht krank?' — ‚Mein Stiefel wars, und da ich nur das eine Paar besitze, hatte ich Hausarrest,' war die Antwort.

Aus dieser drückenden Lage wurde er aber nach einiger Zeit durch die Bemühungen seiner Freunde herausgerissen. Die Sache verhielt sich so:

Beethovens ‚Fidelio', der 1804 (oder 1805) unter ungünstigen Verhältnissen, während der Besetzung Wiens durch die Franzosen, einen sehr geringen Erfolg gehabt hatte, wurde jetzt von den Regisseuren des Kärthnerthor-Theaters wieder hervorgesucht und zu ihrem Benefice in Scene gesetzt. Beethoven hatte sich bewegen lassen, nachträglich dazu eine neue Ouverture (die in E), ein Lied für den Kerkermeister und die große Arie für Fidelio (mit den obligaten Hörnern) zu schreiben, sowie auch einige Abänderungen vorzunehmen.*

In dieser neuen Gestalt machte nun die Oper großes Glück und erlebte eine lange Reihe zahlreich besuchter Aufführungen. Der Componist wurde am ersten Abend mehrere Male herausgerufen und war nun wieder der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Diesen günstigen Augenblick benutzten seine Freunde, um für ihn ein Concert im großen Redoutensaale zu veranstalten, in welchem die neuesten Compositionen Beethovens zur Aufführung kommen sollten. Alles, was geigen, blasen und singen konnte, wurde zur Mitwirkung eingeladen, und es fehlte von den bedeutenderen Künstlern Wiens auch nicht einer. Ich und mein Orchester hatten uns natürlich auch angeschlossen, und ich sah Beethoven zum erstenmal dirigiren. Obgleich mir schon viel davon erzählt war, so überraschte es

* Wegen der hier gegebenen Notizen vergleiche man oben Nr. XII „Fidelio".

mich doch in hohem Grade. Beethoven hatte sich angewöhnt, dem Orchester die Ausdruckszeichen durch allerlei sonderbare Körperbewegungen anzudeuten. So oft ein sforzando vorkam, riß er beide Arme, die er vorher auf der Brust kreuzte, mit Vehemenz auseinander. Bei dem piano bückte er sich nieder, und um so tiefer, je schwächer er es wollte. Trat dann ein crescendo ein, so richtete er sich nach und nach wieder auf und sprang bei dem Eintritte des forte hoch in die Höhe. Auch schrie er manchmal, um das forte noch zu verstärken mit hinein, ohne es zu wissen.

Seyfried, dem ich mein Erstaunen über diese sonderbare Art zu dirigiren aussprach, erzählte von einem tragi-komischen Vorfalle, der sich bei Beethovens letztem Concert im Theater an der Wien [1808] ereignet hatte.

Beethoven spielte ein neues Pianoforte-Concert von sich, vergaß aber schon beim ersten tutti, daß er Solospieler war, sprang auf und fing an, in seiner Weise zu dirigiren. Bei dem ersten sforzando schleuderte er die Arme so weit auseinander, daß er beide Leuchter vom Klavierpulte zu Boden warf. Das Publikum lachte, und Beethoven war so außer sich über diese Störung, daß er das Orchester aufhören und von Neuem beginnen ließ. Seyfried, in der Besorgniß, daß sich bei derselben Stelle dasselbe Unglück wiederholen werde, hieß zwei Chorknaben sich neben Beethoven stellen und die Leuchter in die Hand nehmen. Der Eine trat arglos näher und sah mit in die Klavierstimme. Als daher das verhängnißvolle sforzando hereinbrach, erhielt er von Beethoven mit der ausfahrenden Rechten eine so derbe Maulschelle, daß der arme Junge vor Schrecken den Leuchter zu Boden fallen ließ. Der andere Knabe, vorsichtiger, war mit ängstlichen Blicken allen Bewegungen Beethovens gefolgt und es glückte ihm daher, durch schnelles Niederbücken der Maulschelle auszuweichen. Hatte das Publikum vorher schon gelacht, so brach es jetzt in einen wahrhaft bacchanalischen Jubel aus. Beethoven gerieth dermaßen in Wuth, daß er gleich bei den ersten Accorden des Solo ein halbes Dutzend Saiten zerschlug. Alle Bemühungen der echten

Musikfreunde, die Ruhe und Aufmerksamkeit wieder herzustellen, blieben für den Augenblick fruchtlos. Das erste Allegro des Concertes ging daher ganz für die Zuhörer verloren. Seit diesem Unfalle wollte Beethoven kein Concert wieder geben.

Das von seinen Freunden veranstaltete hatte aber den glänzendsten Erfolg. Die neuen Compositionen Beethovens gefielen außerordentlich, besonders die Symphonie in A-dur (die siebente); der wundervolle zweite Satz wurde da capo verlangt; er machte auch auf mich einen tiefen nachhaltigen Eindruck. *

Die Ausführung war eine ganz meisterhafte, trotz der unsichern und dabei oft lächerlichen Direction Beethovens. Daß der arme taube Meister die piano seiner Musik nicht mehr hören konnte, sah man ganz deutlich. Besonders auffallend war es aber bei einer Stelle im zweiten Theile des ersten Allegro der Symphonie. Es folgen sich da zwei Halte gleich nach einander, von denen der zweite pianissimo ist. Diesen hatte Beethoven wahrscheinlich übersehen, denn er fing schon wieder an zu taktiren, als das Orchester noch nicht einmal diesen zweiten Halt eingesetzt hatte. Er war daher, ohne es zu wissen, dem Orchester bereits zehn bis zwölf Takte vorausgeeilt, als dieses nun auch, und zwar pianissimo begann. Beethoven, um dieses nach seiner Weise anzudeuten, hatte sich ganz unter dem Pult verkrochen. Bei dem nun folgenden crescendo wurde er wieder sichtbar, hob sich immer mehr und sprang hoch in die Höhe, als der Moment eintrat, wo, seiner Rechnung nach, das forte beginnen mußte. Da dieses ausblieb, sah er sich erschrocken um, starrte das Orchester verwundert an, daß es noch immer pianissimo spielte, und fand sich erst wieder zurecht, als das längst erwartete forte endlich eintrat und ihm hörbar wurde.

Glücklicherweise fiel diese komische Scene nicht bei der Aufführung vor, sonst würde das Publikum wieder gelacht haben.

* Es war auch die „Schlacht von Vittoria“ dabei, von der wir Moscheles oben erzählen hörten.

Da der Saal überfüllt und der Beifall enthusiastisch war, so veranstalteten die Freunde Beethovens eine Wiederholung des Concertes, welche eine fast gleich große Einnahme abwarf. Für die nächste Zeit war daher Beethoven seiner Geldverlegenheiten enthoben; doch soll sie aus gleichen Ursachen noch einigemale vor seinem Tode wiedergekehrt sein.*

Bis zu diesem Zeitpunkte war eine Abnahme der Beethoven'schen Schöpfungskraft nicht zu bemerken. Da er aber von nun an, bei immer zunehmender Taubheit, gar keine Musik hören konnte, so mußte dieß nothwendig lähmend auf seine Phantasie zurückwirken. Sein stetes Streben, originell zu sein und neue Bahnen zu brechen, konnte nicht mehr wie früher, durch das Ohr vor Irrwegen bewahrt werden. War es daher zu verwundern, daß seine Arbeiten immer barocker, unzusammenhängender und unverständlicher wurden? Zwar gibt es Leute, die sich einbilden, sie zu verstehen und in ihrer Freude darüber sie weit über seine früheren Meisterwerke erheben. Ich gehöre aber nicht dazu und gestehe frei, daß ich den letzten Arbeiten Beethovens nie habe Geschmack abgewinnen können. Ja schon die vielbewunderte Neunte Symphonie muß ich zu diesen rechnen, deren drei erste Sätze mir, trotz einzelner Genieblitze, schlechter vorkommen als sämmtliche der acht früheren Symphonien, deren vierter Satz mir aber so monströs und geschmacklos und in seiner Auffassung der Schiller'schen Ode so trivial erscheint, daß ich immer noch nicht begreifen kann, wie ihn ein Genius wie der Beethoven'sche niederschreiben konnte. Ich finde darin einen neuen Beleg zu dem, was ich schon in Wien bemerkt, daß es Beethoven an ästhetischer Bildung und an Schönheitssinn fehle.

Da Beethoven zu der Zeit, wo ich seine Bekanntschaft machte, bereits aufgehört hatte sowohl öffentlich als in Privat-

* Wir werden davon noch hören und dann zugleich vernehmen, daß die Ursachen andere waren als Spohr annimmt. Aus den weiteren Urtheilen aber spricht der befangene Kapellmeister und „alte deutsche Reichscomponist,“ und es ist zumal heutzutage von hohem Interesse, den „Anti-Wagnerianern“ von damals genauer ins Gesicht zu sehen. Denn wir wissen, daß Beethovens weitaus größtes Schaffen erst jetzt erfolgen sollte.

gesellschaften zu spielen, so habe ich nur ein einzigesmal Gelegenheit gefunden, ihn zu hören, als ich zufällig zu der Probe eines neuen [?] Trios (D-dur 3/4 Tact) in Beethovens Wohnung kam. Ein Genuß war's nicht; denn erstlich stimmte das Pianoforte sehr schlecht, was Beethoven wenig kümmerte, da er ohnehin nichts davon hörte, und zweitens war von der früher so bewunderten Virtuosität des Künstlers in Folge seiner Taubheit fast gar nichts übrig geblieben. Im forte schlug der arme Taube so darauf, daß die Saiten klirrten, und im piano spielte er wieder so zart, daß ganze Tongruppen ausblieben, so daß man das Verständniß verlor, wenn man nicht zugleich in die Klavierstimme blicken konnte. Ueber ein so hartes Geschick fühlte ich mich von tiefer Wehmuth ergriffen. Ist es schon für Jedermann ein großes Unglück, taub zu sein, wie soll es ein Musiker ertragen, ohne zu verzweifeln? Beethovens fortwährender Trübsinn war mir nun kein Räthsel mehr."

Wie sehr hier abermals der bloße Techniker urtheilt, davon werden wir uns später noch bei verschiedenen entscheidenden Gelegenheiten überzeugen. Eine letzte Notiz Spohrs aber ist uns hier ebenfalls noch von Werth:

„Als ich den ersten Gedanken zu meiner großen Reise durch Europa faßte, kam mir auch der, ein Album anzulegen, auf dessen Blätter ich Compositionen aller der Künstler, deren Bekanntschaft ich machen würde, einsammeln wollte. Ich begann sogleich mit den Wienern und erhielt auch von sämmtlichen dortigen Componisten meiner Bekanntschaft kleine, eigenhändig geschriebene und größtentheils für mein Album eigens gefertigte Arbeiten. Der werthvollste Beitrag ist mir der von Beethoven. Es ist ein dreistimmiger Canon über die Worte aus Schillers Jungfrau von Orleans: ‚Kurz ist der Schmerz und ewig währt die Freude.‘ Bemerkenswerth ist: 1) daß Beethoven, dessen Schrift, Noten wie Text, in der Regel fast unleserlich waren, dieses Blatt mit besonderer Geduld geschrieben haben muß; denn es ist sauber vom Anfange bis zum Ende, was um so mehr sagen will, da er sogar die Notenlinien selbst und zwar aus freier Hand, ohne Rastral, gezogen hat, 2) daß sodann

nach dem Eintritte der dritten Stimme ein Tact fehlt, den ich habe ergänzen müssen. Das Blatt schließt mit dem Wunsche:

Mögten Sie doch lieber Spohr überall, wo Sie wahre Kunst und wahre Künstler finden, gerne meiner gedenken

Wien, am 3. März 1815.

Ihres Freundes

Ludwig van Beethoven."

Es war dem vom Schicksal so schwer getroffenen Künstler sinnvoll bedeutend genug, was er hier dem trefflichen „Zunftgenossen" zum Gedenken aufschrieb. Ein merkwürdiger Augenblick hatte ihn nicht lange zuvor zum erstenmal auf die volle Höhe seines äußeren Lebens und des Bewußtseins der Macht seines Schaffens gehoben, — jene große Aufführung (Akademie) vom 29. November 1814, die als ein wirklicher Theil der glänzenden Festlichkeiten galt, womit der Wiener Congreß seine ganz Europa befriedende Thätigkeit erleichtert und geschmückt sah. Wir kommen sogleich zu dieser eigentlichen ersten großen Kunstfeier, wo die Musik als solche direkt mitberufen ward, den allwaltenden Empfindungen der Zeit auch außerhalb der Kirche und der Bühne Ausdruck zu leihen. Der Eindruck, der damals auf die Tausende geschah, die im großen Redoutensaal versammelt waren und in gewissem Sinne die Bildung Europas vertraten, war ganz außerordentlich. Beethoven selbst aber erlebte hier die Bedeutung seines Schaffens wie mit eigensten Sinnen, und diese Erfahrung war es eben, was ihn über die Nöthe des Lebens dennoch hoch hinaushob und aus innerster Ueberzeugung Schillers Worte auch in seiner Sprache aussprechen ließ:

„Kurz ist der Schmerz, ewig ist die Freude."

Die nächsten beiden Berichte, von W. Tomaschek und Dr. Weißenbach, führen uns in diese seine äußeren Nöthe und Aergernisse wie in die hocherhabene Art seiner Anschauung und seines künstlerischen Wollens sicher ein.

XV. Beethoven und Meyerbeer.

Zu den Hunderttausenden, die Neugier, Kunstinteresse, Geschäft, Politik oder was sonst damals nach Wien geführt, gehörte auch unser Prager Tomaschek. Er hatte am 9. October ebenfalls den Fidelio gehört. Seine diesmaligen Aufzeichnungen haben außer einem gewissen nächsten Lebensreize für uns Heutige hauptsächlich das Interesse, daß wir einen großen und wahren Propheten seiner Kunst einmal ganz deutlich über einen jener ‚unberufenen Apostel, die sich mit ganz anderen Mitteln als dem Evangelium forthelfen' (Brief vom 23. Februar 1817 an Frau von Ertmann), über Giacomo Meyerbeer deutlich seine Meinung sagen hören. Er erzählt:

„Am 10. Vormittags besuchte ich in Gesellschaft meines Bruders Beethoven. Der Arme hörte außerordentlich schwer an diesem Tage, so daß man mehr schreien als sprechen mußte, um für ihn verständlich zu sein. Das Empfangszimmer, in dem er mich freundlich begrüßte, war nichts weniger als glänzend möblirt, nebstbei herrschte auch darin eine so große Unordnung als in seinem Haare. Ich fand hier ein aufrecht stehendes Pianoforte und auf dessen Pult den Text zu einer Cantate (‚Der glorreiche Augenblick') von Weißenbach; auf der Claviatur lag ein Bleistift, womit er die Skizze seiner Arbeiten entwarf; daneben fand ich auf einem so eben beschriebenen Notenblatte die verschiedenartigsten Ideen ohne allen Zusammenhang hingeworfen, die heterogensten Einzelnheiten nebeneinander gestellt, wie sie ihm eben in den Sinn gekommen sein mochten. Es waren die Materialien zu der neuen Cantate.

So zusammengewürfelt wie diese musikalischen Theilchen war auch sein Gespräch, das er, wie es bei Schwerhörenden der Fall zu sein pflegt, mit sehr starker Stimme führte, dabei fortwährend mit einer Hand um das Ohr herumstreichend, gleichsam als wollte er die geschwächte Gehörkraft aufsuchen. Einiges aus dieser Unterhaltung, bei welcher er mir manches

Zeitwort schuldig blieb, theile ich hier mit, gewisse Namen jedoch übergehend, deren Bezeichnung mir zweckwidrig scheint.

Ich. Herr van Beethoven, Sie werden vergeben, daß ich Sie störe. Ich bin Tomaschek aus Prag, Compositeur bei dem Grafen Buquoy, und nehme mir die Freiheit, Sie in Gesellschaft meines Bruders zu besuchen. —

B. Es freut mich sehr, Sie persönlich kennen — — Sie stören mich nicht im geringsten. —

Ich. Herr Doctor R. empfiehlt sich Ihnen.

B. Was macht er? Schon längst hörte ich nichts von ihm. —

Ich. Er wünscht zu wissen, wie weit Sie mit Ihrem Proceß vorgerückt sind. —

B. Vor lauter Umständlichkeiten kommt man ja nicht vorwärts.*

Ich. Ich hörte, Sie hätten ein Requiem componirt? —

B. Ich wollte ein Requiem schreiben, sobald die Geschichte geendigt wäre. Warum sollte ich eher schreiben, als ich meine Sache habe? —

Nun begann er, mir das Ganze zu erzählen. Er sprach auch hier ohne festen Zusammenhang, mehr rhapsodisch; endlich wandte sich das Gespräch wieder auf andere Gegenstände. —

Ich. Herr van Beethoven scheinen sehr fleißig zu sein. —

B. Muß ich nicht? Was würde mein Ruhm sagen? —

Ich. Besucht Sie mein Schüler Worzischek öfter? —

B. Er war einigemal bei mir, doch habe ich ihn nicht gehört. Letzthin brachte er mir etwas von seiner Composition, das für einen jungen Menschen, wie er brav gearbeitet ist. (Beethoven meinte darunter die zwölf Rhapsodien für das Pianoforte, welche mir gewidmet später im Druck erschienen.)

Ich. Sie gehen wohl selten aus? —

B. Fast nirgends hin. —

* Es handelt sich hier um den Proceß mit der Kinsky'schen Vormundschaft wegen des Gehaltes, von dem wir oben hörten. Kinsky war infolge eines Sturzes vom Pferde plötzlich gestorben.

Ich. Heute wird eine neue Oper von *** gegeben; ich habe keine Lust, eine Musik dieser Art anzuhören.

B. Mein Gott! solche Componisten muß es auch geben, was würde sonst der gemeine Haufe thun? —*

Ich. Man erzählte mir auch, daß sich hier ein junger fremder Künstler aufhält, der ein außerordentlicher Fortepianospieler sein soll. **

B. Ja, auch ich vernahm von ihm, ihn selbst aber hörte ich nicht. Mein Gott! Er soll nur ein Vierteljahr bei uns bleiben, dann wollen wir hören, was die Wiener von seinem Spiel halten. Ich kenne das, wie alles Neue hier gefällt.

Ich. Auch sind Sie wohl nie mit ihm zusammen gekommen? —

B. Ich lernte ihn bei der Aufführung meiner Schlacht kennen, bei welcher Gelegenheit mehrere von den hiesigen Componisten ein Instrument übernahmen. Jenem jungen Mann war die große Trommel zu Theil geworden. Hahaha! Ich war gar nicht mit ihm zufrieden; er schlug sie nicht recht und kam immer zu spät, so daß ich ihn tüchtig heruntermachen mußte. Hahaha! Das mochte ihn ärgern. Es ist nichts mit ihm, er hat keinen Muth, zur rechten Zeit drein zu schlagen.

Ueber diesen Einfall mußte ich und mein Bruder herzlich lachen. Seine Einladung zu Tische ablehnend, empfahlen wir uns mit dem Vorbehalt, ihn vor meiner Abreise noch einmal zu besuchen."

So heißt es dann weiter vom November 1814:

„Am 24. besuchte ich Beethoven, denn ich fühlte ein großes Verlangen in mir, ihn vor meiner Abreise noch einmal zu sehen. Ich wurde von seinem Diener gemeldet und sogleich

* Es ist hier von dem „satirischen Machwerk die Eselshaut" von N. Hummel die Rede.

** Die Allgemeine Musikalische Zeitung vom November 1814 meldet von Wien aus: „Hr. Meyer-Beer hat hier in Privatcirkeln — öffentlich spielte er nie — seinen Ruhm als einen der größten jetzt lebenden Künstler gegründet und ist als solcher allgemein geschätzt und werthgeachtet." Von ihm ist also hier die Rede.

vorgelassen. Wenn es schon bei meinem ersten Besuch in seiner Wohnung unordentlich aussah, so war dieß jetzt noch mehr der Fall. Im zweiten Zimmer lagen auf allen Tischen und Stühlen Bruchstücke von Partituren, die wahrscheinlich von Umlauf, den mir Beethoven aufführte, corrigirt wurden.

Ich. Sie waren doch stets gesund?

B. Wie immer voll Verdruß, es ist nicht mehr zu leben hier.

Ich. Ich sehe, daß Sie mit Ihrer Akademie sehr beschäftigt sind, ich möchte kein Hinderniß sein.

B. Gar nicht, mich freut es Sie zu sehen. Da gibt es so viel Unangenehmes bei einer Akademie und Correcturen ohne Ende!

Ich. Ich las eben die Ankündigung, daß Sie Ihre Akademie aufgeschoben haben.

B. Es war alles falsch copirt. Ich sollte am Tage der Aufführung Probe halten, habe daher die Akademie aufgeschoben.

Ich. Es gibt wohl nichts Aergerlicheres und Gemeineres als die Vorbereitungen zu einer Akademie.

B. Da haben Sie wohl recht, man kommt vor lauter Dummheiten gar nicht vorwärts. Und was man für Geld auslegen muß. Es ist unverantwortlich, wie man jetzt mit der Kunst verfährt. Ich muß ein Drittheil an die Theaterdirektion und ein Fünftheil an das Zuchthaus entrichten. Pfui Teufel! Bis die Geschichten aus sind, werde ich dann nachfragen, ob die Tonkunst eine freie Kunst sei oder nicht? Glauben Sie mir, es ist nichts mit der Kunst in gegenwärtiger Zeit.

Ich. Waren Sie in ***s Oper? — *

B. Nein, sie soll sehr schlecht ausgefallen sein. Ich habe an Sie gedacht; Sie haben's getroffen, als Sie sich von seiner Composition nicht viel versprachen. Ich habe den Abend nach der Produktion mit den Opernsängern im Weinhause gesprochen, wohin sie gewöhnlich kommen. Ich sagte Ihnen geradezu: „Ihr habt Euch wieder einmal ausgezeichnet! Welchen Esel-

* Hier ist abermals von Meyerbeer die Rede, dessen Oper „Die beiden Chalifen" am 20. October trotz vortrefflicher Darstellung, glänzender Decoration und des „gewaltigen Applauses, den die anwesenden Preußen sogleich nach der Ouverture hören ließen," gänzlich durchgefallen war.

streich habt Ihr gemacht! Schämen sollt Ihr Euch, daß Ihr noch nichts versteht, nichts zu beurtheilen wißt, einen solchen Lärm über diese Oper zu schlagen! Ist es erlaubt, ein solches Urtheil von alten Sängern zu erleben? Ich möchte mit Euch darüber reden, aber Ihr versteht mich nicht.'

Ich. Ich war in der Oper, sie fing mit einem Hallelujah an und endete mit dem Requiem.

B. Hahahahaha! So ist es auch mit seinem Spiele. Man hat mich öfter gefragt, ob ich ihn gehört habe; ich sagte nein; doch aus den Urtheilen meiner Bekannten, die so etwas zu beurtheilen verstehen, konnte ich abnehmen, daß er zwar Fertigkeit hat, übrigens aber ein oberflächlicher Mensch ist.

Ich. Ich hörte, daß er vor seiner Abreise nach ** [Paris] bei Herrn *** gespielt und viel weniger gefallen hat.

B. Hahahaha! Was habe ich Ihnen gesagt? Ich kenne das. Er soll sich nur auf ein halbes Jahr hersetzen, dann wollen wir hören, was man über sein Spiel sagen wird. Das heißt Alles nichts. Es ist von jeher bekannt, daß die größten Klavierspieler auch die größten Componisten waren, aber wie spielten Sie? Nicht so wie die heutigen Klavierspieler, welche nur die Klaviatur mit eingelernten Passagen auf und ab rennen, putsch — putsch — putsch — was heißt das? Nichts! Die wahren Klaviervirtuosen, wenn sie spielten, so war es etwas Zusammenhängendes, etwas Ganzes; man konnte es geschrieben gleich als ein gut durchgeführtes Werk betrachten. Das heißt Klavierspielen, das Uebrige heißt nichts! —

Ich. Ich finde es sehr lächerlich, daß ihn ***, der selbst über das Instrument sehr beschränkte Begriffe zu haben scheint, für den größten Klavierspieler erklärt hat. —

B. Er hat gar keine Begriffe von der Instrumentalmusik. Er ist ein erbärmlicher Mensch, ich will es ihm ins Gesicht sagen. Er lobte einmal eine Instrumentalcomposition über die Maßen, aus welcher überall Bocks- und Eselsohren heraussahen; ich mußte über seine Unwissenheit von Herzen lachen. Den Gesang versteht er und dabei soll er bleiben, außerdem aber versteht er von der Composition blutwenig.

Ich. Auch ich nehme eine sehr kleine Idee von ***'s Kenntnissen hier mit.

B. Wie gesagt, außer dem Gesang versteht er gar nichts.

Ich. Der ***, wie ich höre, macht sehr viel Aufsehen.*

B. Mein Gott! Er spielt hübsch, hübsch — außerdem ist er ein — — — Es wird nichts aus ihm. Ich war sonst in meinen Urtheilen vorlaut und machte mir dadurch Feinde — jetzt urtheile ich über Niemand und zwar aus dem Grunde, weil ich Niemand schaden will; und endlich denke ich mir: ist es etwas Ordentliches, so wird es sich trotz alles Anfeindens und Neides aufrecht erhalten; ist es nichts Solides, nichts Festes, so fällt es ohnedieß zusammen, man mag es stützen, wie man will.

Ich. Dieß ist auch meine Philosophie. — Unterdessen hatte B. sich angekleidet und zum Ausgehen fertig gemacht."

Endlich erlebte Tomaschek auch noch die Probe zu der berühmten Congreß-Akademie. Er hatte tags zuvor nichts gesehen, nichts gehört und erzählt nun:

„Desto interessanter aber war mir der 28., der mich um die elfte Stunde des Vormittags in den großen Redoutensaal brachte, wo die Probe von Beethovens Akademie Statt fand. Ich traf dort Spohr und den Regierungsrath von Sonnleithner [Verfasser des Fideliotextes] an und blieb bis zu Ende der Probe in ihrer Nähe. Des Letztern lebhafter Geist und gewandter Witz bildeten zu Spohrs Ruhe und Gleichmäßigkeit einen sehr anziehenden Contrast. Probirt wurde die Symphonie in A-dur, mit der ich mich durchweg nicht befreun-

* Der hier Verschwiegene ist vermuthlich der junge Moscheles, den Tomaschek am 15. November ebenfalls gehört hatte. Denn er schreibt: „Jetzt setzte sich Moscheles zum Pianoforte und phantasirte, so stand es wenigstens am Anschlagezettel, ich aber merkte bei seinem reinen und brillanten Spiel keine Spur von Phantasie, denn ein kurzes nichts sagendes Adagio als Einleitung, an die sich ein Motiv aus der Oper Fidelio mit ein paar bravourmäßigen Variationen knüpfte, und der ganze Fingerspectakel mit dem Finale aus Fidelio endigte, kann doch als Phantasie, wie sie eine augenblickliche Begeisterung des Künstlers schafft, nicht betrachtet werden. Dem Virtuosen wurde ein reicher Beifall, besonders von Damenhänden zu Theil."

den konnte, worauf dann die neue Cantate folgte, in welcher Beethovens Genie sich nicht verleugnete, doch die Declamation und die organische Stimmführung!! — Die Lösung dieser musikalischen Aufgabe lag, wie gesagt, ganz außer der Grenze seines Genies. Die colossale Stimme der Mad. Milder durchdrang alle Räume des Saales; dagegen klang ohnmächtig das Violin-Solo, das von Herrn Mayseder rein und nett vorgetragen wurde. Beethoven verrechnete sich gewaltig, als er die Violine für einen so riesigen Saal mit einem Solo bedachte. Die Cantate wollte und konnte nicht ansprechen, denn ihre Gebrechen sind der Art, daß sie weder durch Genie, noch durch Berühmtheit verdeckt werden konnten. Als Schluß der Akademie folgte „Die Schlacht bei Vittoria," worüber die größere Zahl der Zuhörer außer sich gerieth, ich dagegen sehr schmerzlich berührt wurde, einen Beethoven, dem die Vorsehung im Tonreiche vielleicht den höchsten Thron angewiesen, unter den gröbsten Materialisten zu finden. Man erzählte mir zwar, daß er selbst das Werk für eine Dummheit erklärte und es ihm nur insofern lieb war, als er damit die Wiener total schlug. Ich glaube vielmehr, daß Beethoven nicht durch die Schlacht, sondern durch seine herrlichen Werke sich der Gunst von Wien nach und nach bemächtigte. Als das Orchester in dem heillosen Lärm von Trommeln, Rasseln und Pochen beinahe ganz unterging, und ich mein Mißfallen über den tobenden Beifall gegen den Herrn von Sonnleithner äußerte, bemerkte er im spöttischen Tone, daß es der Mehrzahl lieber noch wäre, wenn man auf ihr Timpanum so schlüge. Die Akademie ging unter Umlaufs Direction vor sich, Beethoven stand ihm zur Seite und taktirte mit, aber seiner Taubheit wegen meist unrichtig, das jedoch keine Störung nach sich zog, denn das Orchester behielt nur Umlaufs Direction im Auge. Von dem Katarakt ganz betäubt, war ich froh, als ich wieder ins Freie kam."

Dennoch sind wir mit dieser Erzählung wieder ganz in Beethovens eigener Sphäre angelangt und begegnen nun einer ganz neuen Erscheinung.

XVI. Dr. Aloys Weißenbach.

Wir vernahmen wiederholt von der Cantate „Der glorreiche Augenblick.“ Sie feierte die Begrüßung der zur Friedensstiftung in Wien anwesenden hohen Potentaten. Ihr Text war von dem Arzte Dr. Aloys Weißenbach aus Salzburg verfertigt, und es hatte Beethoven wegen seiner mangelhaften Versifikation einen „heroischen Entschluß“ gekostet denselben in Musik zu setzen.

Wie Weißenbach selbst Beethoven gegenüberstand, sagt uns ein in Privathänden befindlicher Brief vom 15. November 1819, worin er in allerdings etwas überschwänglichen Worten, aber in aufrichtigster Verehrung den „Herzensfreund“ nach Salzburg einlädt. „Tausendmal hab' ich hier schon an Sie und Ihr verkanntes, von der großen Welt erdrücktes Herz gedacht,“ schreibt er, und den Ausgangspunkt und Anlaß dieser persönlichen Zuneigung erfahren wir nun weiter aus seinen 1816 veröffentlichten und jetzt längst vergriffenen Aufzeichnungen „Meine Reise zum Congreß. Wahrheit und Dichtung.“

Die „reine Lust zu schauen vor allem die kronentragenden Häupter alle, die sich hier zusammenfinden,“ hatte ihn nach Wien geführt. Loyalität war überhaupt ein Grundzug seines Wesens, er zeigt darin den gebornen Tyroler. Ebensowenig aber fehlte ihm die Empfindung für jedes andre Hohe und Schöne in der Welt. Er war 1766 im Oberinnthal geboren, hatte seine ersten Studien in Klöstern gemacht und zu Wien seine Ausbildung als Arzt erhalten, als welcher er im Türkenkriege und in den ersten Revolutionszügen gewirkt hatte. Seit 1804 lebte er als Arzt in Salzburg. Hier vor allem scheint ihm dann Muße zur Ausübung seiner Neigung für die Kunst und zu eigenen literarischen Arbeiten geblieben zu sein. Die genannte Schrift gibt uns zugleich näheren Aufschluß über seine gesammte Anschauungsweise.

Zunächst heißt es da von der früheren schöneren Zeit Kaiser Josephs II.:

„In den herrlichen Stiftern Oesterreichs, wohinein die Welt ihre Geld und Gold suchende Wünschelruthe nicht gesteckt, haben sich Welt und Kloster wechselseitig nicht aufgehoben, sondern in einander organisch eingebildet, so daß der Geist, der uns dort begegnet, in allem Anbetracht eine Erscheinung ist, vor der wir uns gern fromm begrüßend verneigen.... Wissenschaft, Literatur und Kunst grüßen uns von den Altären, von den Wänden und Gewölben der Kirche, Bibliotheken herab und aus dem Gemüthe und Worte des Religiosen. Züchtigkeit der Sitte, der Rede und Geberde, die in den Sammelkreisen der großen und sogenannt feinen Welt als Tölpelhaftigkeit oder mit etwas mehr Schonung als nonnenhafte Ziererei wenn nicht verschrieen, doch ausgeflüstert wird, hat sich eben doch, was man auch dagegen sage, in diese geweihten Hallen geflüchtet.... Und wo fände das beschauliche Leben, das die Wissenschaft in der höchsten Potenz fordert, eine heimathlichere Stätte? Wo das junge, überhaupt das menschliche Gemüth, das sich der Weihe der höhern Bildung hinzugeben bestimmt wird, eine gedeihlichere Abgeschiedenheit von den irdischen Berührungen als in der Mitte dieser Kreise, die sich wenigstens nicht wie die unsrigen um die Lust der Sinne als ihre Sonne bewegen?... Und ich möchte es gerade jetzt in die Welt hineinrufen und in die hohe Versammlung, welche die umgeworfene Weltkugel wieder auf ihren Ruhepunkt zu stellen zusammentritt: der alte heilige Glaube muß wieder erstehen in dem Menschengeschlechte, wenn es selig werden soll hier und dort. Gerade darum sind wir unglücklicher als unsere Väter, weil wir ungläubiger und daher schlechter geworden sind, für das Heilige und Ewige der Sinn in uns erstarrt ist."

Klingt dies nun auch äußerlich sehr „katholisch", so ist die hier zu Grunde liegende Empfindung doch eine echt menschlich wahre und zumal in jener Zeit nur zu begreifliche. Das wahrhaft religiöse Gefühl war nur zu sehr erstarrt, in der einen wie in der andern Kirche. Und was steht da in Beethovens eigenem Tagebuch, als die Feierlichkeit seiner Congreßaufführung — denn so hatte es jeder der Anwesenden empfun-

den — vorüber war und ihm selbst erst ganz den Geist seiner Kunst wie den Geist und das tiefste Bedürfen seiner Zeit und aller Menschheit zu Sinne gebracht hatte? Er ruft sich zu:

„Alles was Leben heißt, sei der erhabenen geopfert und ein Heiligthum der Kunst! — Laß mich leben, sei es auch mit Hülfsmitteln, wenn sie sich nur finden — — die Ohrenmaschinen womöglich zur Reife bringen, alsdann reisen — dieses bist du dir, den Menschen und ihm dem Allmächtigen schuldig — nur so kannst du noch einmal alles entwickeln, was in dir alles verschlossen bleiben muß — — und ein kleiner Hof — — eine kleine Kapelle — — von mir in ihr der Gesang geschrieben, angeführt, zur Ehre des Allmächtigen — des Ewigen, Unendlichen — — — So mögen die letzten Tage verfließen — — und der künftigen Menschheit — —."

Und daß er dieses Gelübde seiner Seele auch heilig gehalten, es sagen es eben die künstlerischen Thaten dieser „letzten Tage," — jene erhabenen Werke, von denen zu seinem hundertjährigen Geburtsfeste mit Grund geurtheilt ward, daß „aus ihrem Geiste unsere Civilisation neu beseelt und aus der hierdurch sich gestaltenden neuen seelenvolleren Civilisation uns auch die sie durchdringende neue Religion zugeführt werden könne."

Wer so empfand, der vermochte, wie Goethe bei Bettinens „rascher Explosion", auch bei solchen Aeußerungen wie die obigen von Dr. Weißenbach herauszuverstehen, „was er sagen wollte und was wahr ist." Kam ferner dazu, daß diesem Manne ein tiefes Gefühl für sein Vaterland und seine Nation eigen, daß ihm Napoleon der „Zwingherr," der „Wütherich," der „Leichentreter" war, so begreifen wir auch unseres Meisters persönliches Hinneigen zu einem solchen Freunde: er übersah das Extravagante dieser Empfindungen, weil ihr Kern echt war, in dem Vaterlandsgefühle wie in dem höhern Gefühl des Religiösen.

Nun aber gar wie tritt uns dieser Mann im zehnten Kapitel, „Fidelio von L. van Beethoven" überschrieben, entgegen! „Ich ging heute in das Hoftheater und kam in den Himmel.

Man gab die Oper Fidelio von L. van Beethoven," beginnt er und skizzirt dann ein Gespräch über Kunst, das er im Theater selbst gehabt. „Ich hüte mich immer, große herrliche Eindrücke an der Schranke des Verstandes anzuhalten, ehe sie eingelassen werden in das Gemüth," sagt er.... „Die ästhetische Kritik hat es beinahe immer gemacht mit dem Kunstwerke wie das Kind mit der schönen Blume: es zerzaust sie in ihre Blätter." Und wie tief mit diesem Gemüth er in die Kunst dringt und dadurch zugleich beweist, wie wahr und frei denn doch im Grunde auch sein religiöser Sinn ist, das sagt uns eine Aeußerung wie diese: „Gibt es ein anderes, an dem unsere göttliche Abkunft sicher wird, als der Trieb und die Kraft das Schöne zu genießen und zu zeugen?"

Wer das Wesen der Kunst und der Religion so als ein gleiches, ja als Eins empfand, wie nahe mußte der einem Beethoven stehen! Und dem entspricht, wie er nun von der Kunst selbst denkt, und vor allem, daß sein Gefühl so sicher für die Weihe der griechischen Welt ist, von der er im Hinblick auf die Erstehung der Musik im innern Leben seines eigenen österreichisch-deutschen Volkes sagt: „Nur das Gemüth des griechischen Volkes war die Wiege und Amme der griechischen Poesie." Wir müssen hier zunächst seine Anschauungen darüber vernehmen. Ist es auch wie die Stimme des Predigers in der Wüste, so war es doch vor allen Beethoven, der ihm solche hohe Anschauung persönlich bestätigte. Es klingt zudem mannigmal, als wäre es für unsere Tage, die Tage, die endlich heute auf Grundlage der Musik wieder eine tragische Kunst erstehen sehen, geschrieben. Er sagt:

„Daß Homers Gesang im Munde der Rhapsoden die Thür des Hauses im ganzen Lande und alle Herzen in jedem Kreise zu öffnen gewiß war, daß der Dichter bei dem olympischen Feste dem gesammten Volke seine Muse zur Verherrlichung vorführen durfte, ist eine Begünstigung, die nur auf das öffentliche Leben des Schönen und Großen eingesetzt ist.

Freilich sind auch die Alten ganz mit anderm Sinne und Gemüthe vor das Kunstwerk, also auch vor die Scene hinge-

treten, so wie sie auch wohl dort ganz etwas anderes gefunden haben, als wir. Die Götter begegneten ihren Blicken, die Sprache, wie sie die Olympier reden, vernahmen sie, das furchtbare Schicksal gewahrten sie in dem Begebnisse des Drama. In dem Chor nur sahen und hörten sie sich selbst, das ist: das menschliche Gemüth, den Göttern, dem Schicksal gegenübergestellt, schaudernd, frohlockend, jammernd, in die Wogen der Freude und des Schmerzes getaucht, von dem Blitz des Entzückens und des Schreckens getroffen. Ich mag die ekle Antwort nicht hören auf die Frage: was hören, sehen und gewahren wir? Zu solchen Anschauungen nun traten sie mit einer Weihe, mit der wir kaum mehr vor das Heilige in unseren Kirchen zu treten gewohnt sind, mit gläubigem Gemüth, voll der zartesten Empfänglichkeit für alle Anregungen des Schönen und Großen, mit schaudererfülltem Gemüthe vor dem geheimen, aus der Scene herausgreifenden Arm des Verhängnisses, schon bei dem Eintritt tief sich verneigend vor dem götterverwandten Genius des dichtenden und mimischen Künstlers. Ich mag wieder nicht fragen: wie treten wir ein? Wir wollen um unsere Kreuzer etwas Genußbares oder wenn dieß nicht geboten wird, wenigstens das Recht und die Lust haben, zu gähnen, zu schwatzen, zu klatschen, zu zischen oder wie zu Hause zu thun.

Darum sind auch die Anregungen, die das Kunstwerk an uns macht, keine elektrischen Schläge, die unser ganzes Inneres durchzucken, sondern nur so ein elektrischer Hautkitzel, der allenfalls die Drüse im Augenwinkel einiger Tropfen entladet oder prickelnd das Zwergfell überfährt. Statt der Götter und Heroen sehen wir unsere Freunde und Nachbarn oben, wir lassen sie vor unserer Kritik vorübergehen und richten, ob sie sich wohl bewegen und in der rechten Art reden, wie es unser einem ziemt, wie der gute Ton und die rechte Manier der Zeit und des Standes will. Statt des Schicksals, das die Griechen mit furchtbarem Schritte durch ihr Drama und über die Bühne schreiten sahen, sehen wir jetzt oben die windige Intrigue Briefe herumtragen. Statt des Kampfes der Freiheit mit der Nothwendigkeit sehen wir die Tugend mit dem Laster zu Tisch und

zu Bette gehen. Statt des Chors haben wir das niedrige Volk der Bedienten eingesetzt, und die große Kunst des neuen dramatischen Dichters ist, das Ungefähr, dessen er nicht entbehren kann, so natürlich als möglich zu machen, d. i. zu motiviren; was ungefähr so viel sagen will, als das Schicksal einen französischen Menuet tanzen zu lassen... Das Göttliche im Kunstwerke aber kann nur durch das Gemüth gefühlt werden, ein Geschmack anderswoher, ein sogenannter einstudirter, ist nur ein cynischer, er kann das Kunstwerk nur beschnüffeln und — beflecken."

Wir werden sogleich von Beethoven selbst näher vernehmen, wie er über die Kunst seiner und sagen wir nur aufrichtig unserer gesammten Tage dachte, und glauben auch in dem Weitern die Stimme desjenigen Künstlers wiederzuhören, dessen besonderer Jünger R. Wagner, von dem wir schon oben ein so entscheidendes Wort über die Bedeutung von Beethovens Musik vernahmen, die Gesammtausgabe seiner Schriften und Dichtungen mit der Ueberzeugung einleitete: daß die wahre Musik, als das Leben der Kunst, auch die einzige wirkliche Kunst der Gegenwart und der Zukunft sei: Weißenbach fährt also fort:

„Die Tonkunst allein hat sich vor dieser Entheiligung der Zeit bewahrt. Daß sie noch im Gemüthe des Volkes lebe, haben wir schon erwähnt; diese Begünstigung ist kein unerklärliches Räthsel. Sie stellt ihre Gebilde hin vor den verborgensten aller Sinne, das Gehör, und die ganze horchende Menge schmilzt sie in ein Herz zusammen. In keinem andern Kunstwerke hat der Verstand weniger darein zu reden. Lange noch nachher, wenn wir schon weggetreten sind von ihrem Gebilde, sind wir immer noch in den Genuß desselben versunken, klingen noch die zauberischen Töne in unserm Innern nach, und es geht oft lange her, bis sie ganz verklungen sind. Die Töne sind das Allgemeinste von allen Kunstgebilden; nicht durch die Besonderheit der Sprache und der Form gefesselt, gehören dieselben schon von der Geburt aus nicht einem Volk, einem Stamme, sondern der ganzen Menschheit an. Indem die Musik mit der Sprache das Organ theilt, hat sie auch die Wiege mit

derselben gemein; es ist sogar wahrscheinlich, daß der Mund eher gesungen als geredet, ja daß in den Sprachen die Musik nur auseinandergegangen und in die Völkerstämme sich vertheilt habe ...

Wie sie die erstgeborne unter den neun Töchtern des Zeus ist, wird sie auch wohl die älteste werden. Weil sie am wenigsten in den Besonderheiten befangen ist, also ihr im höchsten Maße die Freiheit und die Würde der Allgemeinheit zukömmt; weil sie die Darstellung eines Kunstwerkes einem Grundorgane anvertraut, das allen Menschen gegeben ist; weil sie am wenigsten an den irdischen Stoff gewiesen ist; weil ihr Reich, in welchem sie herrscht und gestaltet, das Unermeßlichste, das ganze Gebiet der Herzen und nur der Herzen umfaßt; weil in ihren Schöpfungsacten der Verstand als solcher durchaus keine Stimme hat; weil sie ihres Elements leichter sich ermächtigt und der Unendlichkeit desselben eine größere Mannigfaltigkeit abgewinnt, als es jede andere Kunst in dem ihrigen zu thun vermag: darum und wohl auch aus zehn andern, hier nicht berührten Gründen lebt sie immerfort ein öffentliches Leben, im Gemüthe des Volkes. ...

Aber auch darin ist der Grund zu suchen, warum dieser Genius, so oft er in einem Meister wieder kömmt, niemals beim ersten Erscheinen erkannt, ja oft wohl gar verkannt wird; daß er gleichsam die Strahlen seiner Herrlichkeit mit Gewalt durch das Volk drängen muß ... Dem Genie ist ja wie dem moralischen Gut und Recht wie allem Göttlichen auf Erden überhaupt der Sieg von Anbeginn an verheißen, und Don Juan und Fidelio sind zwei Orione, deren Licht allerdings einen weiteren Weg bis zu unserm Planeten hinab gehabt, aber einmal da angekommen, nimmermehr erlöschen wird."

Und nun schließt er mit dem Ausdruck seiner Empfindungen beim Anhören des Fidelio selbst in folgender schönen Weise:

„So redeten wir hin und her, bis die Einleitung (Ouverture) begann. Man kann nicht mehr reden, wenn Beethoven singt. Ich will meine Gefühle nicht sammt der Oper zerstückeln.

Alle tragischen Empfindungen, die mir bisher nur der Altmeister des Kothurnus, Aeschylos angeschlagen hatte, brachen aus dem Innersten der Seele hervor und wogten übereinander und schmolzen ineinander und lösten sich wieder auseinander. Wie in Goethe's Wahlverwandtschaften nach dem Ausdrucke eines geistreichen Kopfes die Lust, fährt in Beethovens Fidelio der Schmerz gen Himmel. Von derselben Gewalt sah ich nun auch die ganze Menge der Zuschauer ergriffen. Bei dem Chor der Gefangenen fallen die Töne ins Getriebe der Herzen und halten die Pulse inne, bis die andern kommen, die sie wieder vorwärts treiben, das Versäumte einzuholen. Welche Schauer schwirren aus der Einleitung in den Jammergesang Florestans im dritten Act! Ich gestehe, nie in meinem Leben von einem Tonwerk so ergriffen worden zu sein. Eine Frau versicherte mir, eine zweite Produktion würde sie nicht mehr ertragen, so weit weg haben ihr diese Töne, wie sie sich ausdrückte, die Seele entführt. Es gehört die Allmacht eines solchen Genius dazu, einem Stoffe, wie dieser Fidelio ist, ein solches überirdisches, hohes, an alle Herzen, die da menschlich fühlen, gebundenes Leben einzuhauchen. . . ."

Dieser Mann hatte in der That mit freiem Sinn das schöpferische Vermögen wie das tragische Wesen der Musik erkannt, deutlicher erkannt als mancher ungleich größere Geist seiner Zeit, und so verstehen wir selbst die Ueberschwänglichkeit, in der er nun von der persönlichen Begegnung mit einem wahren Priester dieser Kunst redet. Mag die Schilderung an einzelnen Stellen ausschweifend erscheinen, sie ist im entscheidenden Ganzen richtig: es sind in der That wie er es nennt „charakteristische Züge" Beethovens und manchmal tief genug erfaßt. So ertragen wir auch leichter das Störende der Redeweise, die allerdings gerade hier oft wie auf Stelzen geht. Er sagt also:

„Ganz von der Herrlichkeit des schöpferischen Genius dieser Musik erfüllt, ging ich mit dem festen Entschluß aus dem Theater nach Hause, nicht aus Wien wegzugehen, ohne die persönliche Bekanntschaft eines so ausgezeichneten Menschen gemacht

zu haben; und sonderbar genug, als ich nach Hause kam, fand ich Beethovens Besuchkarte auf dem Tische mit einer herzlichen Einladung, den Kaffee morgen bei ihm zu nehmen." Er berührt nun die „Abgötterei," die er in frühester Jugendzeit mit genialischen Geistern getrieben, wie er um Goethe und Schiller nur von Angesicht zu sehen, zu Fuß von Prag gegangen „und wahrlich mit vollerem Herzen als Beutel," — und bekennt, daß ihn von solcher Empfindung auch der Herbst des Lebens noch nicht ganz losgelöst habe. So heißt es denn weiter:

„Und ich trank den Kaffee mit ihm, und seinen Kuß und Händedruck empfing ich! Ja, ich habe den Stolz, öffentlich sagen zu dürfen: Beethoven hat mich mit dem Zutrauen seines Herzens beehrt. Ich weiß nicht, ob diese Blätter je in seine Hände kommen werden; er wird sie (ich kenn' ihn und weiß, wie sehr er auf sich selbst beruht) sogar nicht mehr lesen, wenn er erfährt, daß sie seinen Namen lobend oder tadelnd aussprechen, auch hierin die Selbständigkeit seines Genies bewährend, dem der Herr Wiege und Thron nicht auf diese Erde gestellt hat. Aber sein Name gehört nicht ihm allein mehr, er gehört dem Jahrhundert an, und die Nachwelt fordert von der Mitwelt das Bild ihrer Herrlichen ... Ich glaube in die Natur meines Geweihten geschaut und charakteristische Züge erfaßt zu haben.*

Beethovens Körper hat eine Rüstigkeit und Derbheit, wie sie sonst nicht der Segen ausgezeichneter Geister sind. Aus seinem Antlitze schaut Er heraus. Hat Gall, der Kranioskop, die Provinzen des Geistes auf dem Schädelbogen und -boden richtig aufgenommen, so ist das musikalische Genie an Beethovens Kopf mit den Händen zu greifen. Die Rüstigkeit seines Körpers jedoch ist nur seinem Fleische und seinen Knochen eingegossen: sein Nervensystem ist reizbar im höchsten Grade und kränkelnd sogar. Wie wehe hat es mir oft gethan, in diesem Organismus der Harmonie die Saiten des Geistes so

* Der Name Weißenbachs kommt noch in den Conversationen von 1819 vor, ein Beweis, daß er auch in Beethovens Erinnerung fortlebte.

leicht abspringen und verstimmbar zu sehen. Er hat einmal einen furchtbaren Typhus bestanden; von dieser Zeit an datirt sich der Verfall seines Nervensystems, und wahrscheinlich auch der ihm so peinliche Verfall des Gehörs.* Oft und lange hab' ich darüber mit ihm gesprochen; es ist mehr ein Unglück für ihn als für die Welt. Von ihm kann man sagen, was Lessing den Maler Conti von Raphael sagen läßt: ‚Auch ohne Arme geboren, wäre er der größte Maler der Welt gewesen.' Die Töne gehen von ihm heraus, ohne daß sie in ihn hineingehen mußten .... Ohne Unterlaß gebärt er sich selbst, treibt die Gebilde hervor, die er nicht durch das Gehörorgan, sondern von Gott empfing. Bedeutsam ist es jedoch, daß er vor der Erkrankung unübertrefflich zart- und feinhörig war und daß er auch jetzt noch allen Uebellaut schmerzlich empfindet; wahrscheinlich darum, weil er selbst nur der Wohllaut ist. Uebrigens ist die Ertödtung dieses hohen Sinnes von einer andern Seite kläglich für ihn. Die Natur hat ihn ohnehin nur durch zarte und sparsame Fäden mit der Welt in Berührung gesetzt; der Mangel des Gehörsinns isolirt ihn noch mehr, wodurch dann er auch noch mehr auf sich zurückgewiesen und in die Nothwendigkeit gedrängt wird, den ewig heitern Genius der Kunst von dem hypochondrischen Hunde anbellen zu lassen.

Sein Charakter entspricht ganz der Herrlichkeit seines Talents. Nie ist mir in meinem Leben ein kindlicheres Gemüth in Gesellschaft von so kräftigem und trotzigem Gemüth begegnet. Wär' ihm auch sonst nichts von dem Himmelreich zugefallen, er wäre schon dadurch Einer, vor dem gar Viele aufstehen und sich verneigen müßten. Inniglich hängt es an allem Guten und Schönen durch einen angebornen Trieb, der weit alle Bildung überspringt.** In dieser Hinsicht haben mich oft

* Beethoven war wie wir oben hörten, mehrmals schwer krank gewesen. Da aber hier ausdrücklich der Typhus genannt wird, so ist die Krankheit vom Sommer 1796 zu verstehen, mit deren Folgen die ersten Spuren des Gehörleidens eintrat.

** Hier erkennt man an unserem Verfasser selbst jene Totalität des geistigen Auffassungsvermögens, die ebenfalls „weit alle Bildung überspringt"

Aeußerungen dieses Gemüths wahrhaft entzückt. Entheiligung dessen, was es liebt und ehrt, durch Gesinnung, Wort und Werk kann es zu Zorn, Wehre und auch Thränen bringen. Darum ist es mit der gemeinen Welt, die wie der Dichter sagt mit dem Guten und Schönen ewig Krieg führt, auf ewig zerfallen ....

Für das moralische Recht ist es so heiß erglüht, daß es sich Dem nicht freundlich mehr zuzuwenden vermag, an dem es eine böse Befleckung erschauen hat müssen. Nichts in der Welt, keine irdische Hoheit, nicht Reichthum, Rang und Stand bestechen es; ich könnte hier von Beispielen reden, deren Zeuge ich gewesen bin. Diese hohe Reizbarkeit des Gemüths und der mächtige Trieb des Kunstgenius in ihm machen sein Glück und sein Unglück aus .... An ihm ließe sich nachweisen, wie Goethe mit seinem Tasso so ganz aus dem innersten Leben heraus diesen Gegensatz der genialen Natur mit der Welt herauszugreifen wußte .... Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß das Geld keinen andern Werth für ihn hat, als den der Nothwendigkeit. Nie weiß er, wieviel er bedarf und wieviel er hingiebt. Er könnte reich sein oder reich werden, umgäb' ihn nur ein Aug' oder ein Herz, das liebend auf ihn sähe und redlich mit ihm theilte. So sehr ihn also sein Humor vor der Welt warnt und davon wegtreibt, so giebt ihn doch in vielen Fällen die Unschuld des Gemüthes bösen Streichen preis. Er hat mit seinem Lose durch bittere Erfahrungen hindurch müssen; aber so sehr ist seine Natur abgewendet von allem Getriebe der Welt, unerfahren darin und aller Sorge ledig, daß er in alle Tücke wie ein Kind arglos und unbefangen hineinlächelt.

Dieses Gemüth hat jedoch nicht weniger Tiefe als Kindlichkeit. Wer seine Töne gehört und in seine Partituren geschaut hat, wird wohl erkennen, daß diese Harmonien nicht oben auf der Fläche schwimmen. Auch frage ich: könnte denn

und mit der Einfachheit und Intactheit des eigenen Wesens tiefer dringt als aller „Verstand der Verständigen." Man wird unwillkürlich an die unmittelbaren Ergüsse des „Kindes" Bettina oben Nr. XI. erinnert.

die Kraft jenes Trotzes anderswo gründen als im tiefen Schooße? Ich glaube überhaupt das musikalische Genie habe die größte Tiefe .... Seine Ansichten von dem Wesen, den Formen, den Gesetzen der Musik, ihren Beziehungen zu der Dichtkunst, zum Herzen u. s. w. haben nicht weniger das Gepräge der Originalität, als sein Tonsatz. Sie sind bei ihm im wahrsten Sinne eingeborne Ideen, nicht einstudirte Aphorismen. Ich weiß, daß Goethe, dessen persönliche Bekanntschaft er in Karlsbad [Teplitz] machte, ihn auch von dieser Seite schätzen gelernt hat.*

Seine moralische Sitte ist in einer bessern Zeit geprägt, sie zeigt mit der Kindlichkeit die Unschuld Hand in Hand von der einen Seite, von der andern eine tiefe Scheu gegen alles Nichtswürdige in der Welt. In Hinsicht auf die Sünde der Lust ist er unbefleckt, daß er wohl Bürgers Lied von der Manneskraft allen Männern der Haupt- und Residenzstadt zurufen kann.** Seine sogenannte Weltsitte hat man als roh ausgeschrieen, wahrscheinlich darum, weil er seinen Genius nicht beim Tanzmeister geholt und ihn nicht den Großen in die Vorzimmer schickt, ... weil — er sein will, der er ist .... Uebrigens wird es wohl auf die Nachwelt kommen, daß diesen Meister die Zeit erkannt und die Besten geehrt haben. Ich nenne einen seiner Schüler, der für alle gelten mag: Erzherzog Rudolph von Oesterreich. Immer spricht Beethoven diesen Namen mit kindlicher Verehrung, wie keinen anderen aus.

Von den Großen, in deren Kreisen er in früheren Jahren mehr gewesen, nahm er einen Vertrauten in seine Zurück-

* Weißenbach konnte über die Dinge um so mehr ein Urtheil gewinnen, als ja Beethoven mit ihm selbst den Text ihres gemeinsamen Werkes besprechen mußte, und auch hier zeigt er sich intuitiver, d. h. verstehender als alle sog. objective Beobachtung. Die Bestätigung des Verständnisses, das Beethoven bei einem wirklichen und größten Dichter, bei Goethe gefunden, ist uns hier ebenfalls von Bedeutung.

** Daß hier Weißenbach in seinem Enthusiasmus etwas übers Ziel schießt, darüber lese man „Beethovens Leben“ selbst nach. Und doch wird sich gerade da wieder erweisen, wie innerlich Recht dieser Mann trotzdem hat.

gezogenheit mit: den Grafen Lichnowsky, einen Edlen in der edelsten Bedeutung. Sie lieben sich und erwärmen sich beide an dem ewig heißen Busen der Kunst.*

Seine Lebensweise, insoferne dabei auf die Eintheilung der Tagesstunden, an die Abfertigung der Bedürfnisse und Geschäfte gedacht wird, ist allerdings etwas regellos. Es ist natürlich, daß einer der im Dienste eines Gottes steht, losgesagt sei von dem Gebote der Zeit und der Welt. Von der Zeit scheint er kaum eine andere Notiz zu nehmen, als die ihm die Sonne oder die Sterne mittheilen .... Diese Regellosigkeit erreicht den höchsten Grad in der Zeit der Production. Da ist er oft mehrere Tage abwesend vom Hause, ohne daß man weiß, wohin er gegangen. Er will der großen Welt entrinnen und läuft hinaus vor die Stadt in das Freie ... Ich schrieb ihm bei solcher Gelegenheit folgendes Lied an die Thüre:

Wo ist er, sagt mir, hingegangen,
Der Meister hoher Tön' und Lieder?
Die Thür ist zu drei Tage schon,
Ich höre nicht der Saiten Ton,
Der sonst die Kommenden empfangen;
Er ist nicht da! er ist davon!
Die Stiege ruf' ich auf und nieder:
Wo ist der Meister hin der Lieder?

Schon dreimal komm' ich anzufragen:
Wo ist er hin? Wann kommt er wieder?
Ach! ist er zu den Sternen hin,
Ins Reich der ew'gen Harmonien?
Der Diener weiß nur das zu sagen:
O seiet nicht besorgt um ihn.
Er gehet fort, und kehret wieder
Und bringet süße Tön' und Lieder.

Wo ist das schöne Land gelegen
Wo er die Töne holt und Lieder?"

* Auch hier ist übertrieben, allein es ist die Wahrheit, was übertrieben ist. Graf Moritz war der Bruder des Fürsten Karl Lichnowsky.

Hier sei mit der Poesie abgebrochen, die allerdings beweist, daß Einsicht und Gefühl für das Schöne noch nicht die Fähigkeit geben es auch selbst zu bilden, und wir glauben gern an den „heroischen Entschluß" Beethovens gegenüber der Cantate. Zum Schluß weist er darauf hin, daß Beethovens Brust von Orden ungeschmückt geblieben sei, — sie blieb es auch zeitlebens — und dann daß, wenn die Muse nach Einem frage, der wie Goethe über alle seine Kunstgenossen hinausrage, das Vaterland auf ihn hinweisen könne, auf Ludwig van Beethoven.

XVII. Ein Besuch im Jahre 1816.

Ganz entgegengesetzt dem etwas extravaganten, aber ehrlichen und substanzhaltigen Enthusiasmus des tief gemüthvollen Tyrolers ist die nüchtern pretentiöse Kunstbegeisterung eines nordischen Aufgeklärten, den der Zufall hier sogleich folgen läßt.

Jener treue kurländische Freund Amenda hatte nämlich einen jungen Landsmann, der das „Ausland" besuchte, den Dr. Karl von Bursy, auch zu Beethoven gesandt. Derselbe, 1791 geboren, also jetzt 24 Jahre alt, war ebenfalls Arzt, dilettirte wie Weißenbach in Poesie und sogar in Musik und starb als Medicinalinspektor, wie jener als Oberwundarzt des Salzburger Johannisspitals. Der ihn empfohlen, Karl Amenda, damals Pfarrer in Talsen, war Beethovens Herzen nahe gestanden wie nur je ein Freund; an ihn ist einer seiner tiefsten Leidensergüsse gerichtet, der Brief vom 1. Juni 1801, in welchem er ihm sein Lebensschicksal, die beginnende Taubheit klagt. Jetzt wo die Berichte vom Wiener Congreß auch die fernsten Freunde wieder auf den großen Mann aufmerksam gemacht, hatte er sich demselben ebenfalls „nach langem schuldvollem Schweigen" wiedergenähert und zwar mit jenem Operntext „Bacchus" von seinem Freunde Berge.

So war der Empfang des jungen Mannes bei Beethoven

von vornhinein sehr freundlich, — nur daß er selbst trotz aller Verehrung und Begeisterung das Große dieser Erscheinung etwas kleinlich beurtheilte. Gleichwohl darf auch diese Erinnerung nicht fehlen: sie führt uns in die völlige Enttäuschung ein, die Beethoven nach dauernder Wiederbegründung des Friedens mit aller Welt zu theilen hatte. Es begann die Zeit der Restauration des Alten durch die „heilige Allianz," und namentlich Wien hatte in socialer wie in materieller Hinsicht nach dem berauschenden Moment des Congresses mit seinen Verschwendungen und Ausschweifungen viel zu leiden. Hier erblicken wir nun allerdings nur die heftige Zornsaufwallung des für das moralische Recht und jedes Gute und Schöne so „heiß erglühten" Meisters, — seine hohen Ideen, seine Ideale erschauen wir hier nicht, nicht einmal in dem leisen Schatten einer Gesprächsandeutung, was wiederum ein bezeichnendes Licht auf den prosaischen Erzähler selbst wirft. Und doch ist es in diesem Jahre 1816, wo Beethoven so vor sich hingesagt hatte: „Mir schweben ganz andere Dinge vor," und wo wirklich auf Anregung von außen und ungleich mehr aus innerm Trieb jenes hohe tragödische Werk, die wahre Dichtung seines Lebens und des Wesens der Menschheit überhaupt, die Neunte Symphonie nach ihrem entscheidenden Wurfe entstand. Von den mächtigen Schlägen gegen das Geschick und das Elend der Welt, die darin erklingen, hören wir aber doch wenigstens etwas auch hier wiederertönen. „Gift und Galle wüthet in ihm, allem trotzt er, mit allem ist er unzufrieden und flucht besonders über Oesterreich und namentlich über Wien," sagt unser dermaliger Zeuge. Doch hören wir ihn völlig selbst, es ist ein Kapitel seines regelmäßig geführten Reisetagbuchs was er schreibt und lautet:

„Wien, am 1sten Juni.

Wie sollte ich den Tag nicht bemerken und auszeichnen, an dem ich Beethoven kennen gelernt? Schon gestern suchte ich ihn und fand ihn nicht, denn sein Logis hatte mir H. Riedl [Musikhändler] falsch angegeben. Er wohnt auf der Seilerstadt Nr. 1056, und auch nicht, wie Madame Nannette Streicher mir aufgeschrieben, 1055. Ich hatte durchaus die Idee, Beet-

hoven müsse in einem der fürstlichen Schlösser hausen und im Schutze eines Mäcenaten seiner hohen Kunst leben. Wie sehr befrembete es mich, als mich ein anwohnender Häringskrämer in das Haus neben sich wies, mit den Worten: „Ich glaube, der Herr v. Beethoven wohnt hier dicht bei, denn ich habe ihn öfters da hinein gehen sehen.‘ Parterre fragte ich nach und hörte, Beethoven wohne im dritten Stock, drei Treppen hoch. Also ganz wider mein Erwarten! Ein elendes Haus, und nun noch drei Treppen hoch! Enge führten die steinernen Stiegen hinan in das Zimmer, worin ein Beethoven wirkt und schafft. Ich kann gestehen, daß ich beengt im Herzen war, als stehe mir etwas Großes bevor. Freilich war es auch nichts Alltägliches, was ich sehen sollte, kein Mensch der Alltagswelt, mit dem ich zu sprechen hoffte; denn gewiß konnte ich's mir noch nicht versprechen. Eine kleine Thür, zu deren Eröffnung ich die Klingel zog, führte mich in ein kleines Vorhaus, das eins war mit der anstoßenden Küche und Kinderstube. Da empfing mich der Bediente, der mit seiner Familie zu Beethovens Hausgeräthe zu gehören scheint. Er wollte mich gleich herein lassen, allein ich gab ihm meinen Brief von Amenda und wartete nun mit bangem Gemüth auf Antwort. ‚Treten Sie gütigst herein,‘ rief mir endlich der rückkehrende Diener zu, und hinter einer dichten wollenen Thürgardine trat ich in das Arbeitszimmer. Aus dem Nebenzimmer kam mir Beethoven entgegen. Es war mir schwer und unnatürlich, dem Meister meiner Kunst nur ein fernes und fremdes Compliment zu machen. Seine Hand hätte ich fassen und darauf den Kuß der innigsten Verehrung drücken mögen.

Wenn Jean Paul meinem Gedankenbilde ganz widersprach, so stimmte Beethoven ziemlich gut damit. Klein, etwas stark, zurückgestrichenes Haar, worunter schon viel graues zu sehen ist, ein etwas rothes Gesicht, feurige Augen, die zwar klein aber tiefliegend und voll ungeheuren Lebens sind. Beethoven hat, besonders wenn er lacht, sehr viel Aehnlichkeit mit Amenda. Nach diesem erkundigte er sich vor allem, und äußerte Gefühle der wahren Freundschaft gegen ihn. ‚Er ist ein sehr guter

Mensch,‘ sagte er. ‚Ich habe das Unglück, daß alle meine Freunde von mir fern sind und ich nun allein stehe in dem häßlichen Wien.‘ Er bat mich, laut mit ihm zu sprechen, weil er gerade jetzt wieder besonders schwer höre, daher er auch im Sommer nach Baden und aufs Land wolle. Ueberhaupt ist er seit lange her nicht gesund und hat nichts Neues componirt. Ich fragte ihn nach dem Operntext von Berge und er sagte, er sei recht gut und schicke sich mit einigen Abänderungen wohl zur Composition. Bis jetzt habe seine Krankheit noch nicht eine solche Arbeit erlaubt, und er wolle selbst an Amenda deßwegen schreiben. Ich schrie ihm ins Ohr, man müsse zu solcher Arbeit wohl vollkommene Zeit und Muße haben. ‚Nein,‘ sagte er, ‚ich mache nichts so fort und fort ohne Unterbrechung. Immer arbeite ich an mehrerem zugleich, bald nehme ich dann dieß, bald das vor.‘ Er mißverstand mich sehr oft, und mußte, wenn ich sprach, die größte Aufmerksamkeit anwenden, mich zu verstehen. Das genirte und störte mich natürlich sehr. Auch er fühlt das Drückende und spricht selbst um desto mehr, und zwar sehr laut.

Er erzählte mir viel von Wien und seinem Leben hier. Gift und Galle wüthet in ihm. Allem trotzt er; mit allem ist er unzufrieden, und flucht besonders über Oesterreich und namentlich über Wien. Er spricht schnell und mit großer Lebhaftigkeit. Oft schlug er mit der Faust auf sein Klavier so heftig, daß es laut im Zimmer wiederhallte. Zurückhaltend ist er nicht, denn schnell führte er mich in seine persönlichen Verhältnisse ein und erzählte mir viel über sich und die Seinigen. Das ist gerade das signum diagnosticum der Hypochondrie. Mir war diese Hypochondrie ganz erwünscht, denn nun erfuhr ich aus seinem eignen Munde so viel über sein Leben. Ueber die jetzigen Zeiten klagt er, und zwar aus mehreren Gründen. Die Kunst steht nicht mehr so hoch über das Gemeine, ist nicht mehr so geachtet, und besonders nicht so geschätzt in Bezug auf die Belohnung. Beethoven klagt über schlechte Zeiten auch in pecuniärer Hinsicht. Sollt man es glauben, daß ein Beethoven Veranlassung zu solcher Klage hat? O, ihr Reichen! wie

arm seid ihr, wenn ihr nichts habt, was ihr für Beethoven erübrigen könnt! Er schwimme in Ueberfluß und dann seid auch ihr ohne Mangel. Gebt ihm hier einen Theil der Schätze, die ihr verpraßt, und euer Leben wird reich werden an Thaten. Jeden Kummer, jede Sorge, die ihr einem Beethoven vom Haupte nehmet, dankt euch die späteste Nachwelt, denn frei von irdischer Sorge und Aengstlichkeit muß Beethoven sein, wenn er der Welt genug thun will. Er hat zu ungeheure Kräfte in sich, um nicht mit jeder Minute und von jeder Minute einer ihn verehrenden Künstler-, Mit- und Nachwelt Fruchtrechenschaft darlegen zu müssen.

‚Warum bleiben Sie in Wien, da jeder ausländische Herrscher Ihnen einen Platz bei seinem Hofe anweisen würde?‘ ‚Mich fesseln Verhältnisse hier,‘ sagte er, ‚aber es geht hier lumpig und schmutzig zu. Es kann nicht ärger sein. Niemanden kann man trauen. Was man nicht schwarz auf weiß hat, das thut und hält kein Mensch. Sie wollen, man soll arbeiten, und bezahlen wie die Lumpe, und nicht einmal das Verabredete.‘ Beethoven hat zur Congreßzeit eine Casual-Cantate componirt. Und dennoch kam's nicht einmal zur bestimmten Aufführung. Nach vielen Kabalen gab er eine Akademie im Redoutensaal. Nur der Kaiser von Rußland bezahlte sein Billet mit 200 Dukaten. Daß der General-Intendant der kaiserlichen Schauspiele, Graf Palfy, bei dieser Gelegenheit einen tüchtigen Wischer bekommen, freute ihn sehr. Diesem will er besonders nicht wohl. *

Fürs Geld scheint Beethoven sehr importirt, und ich muß es gestehen, das macht ihn menschlicher, d. h. es bringt ihn uns näher. Es zeigt ihn nur als irdischen Staubbewohner, und dadurch als einen Verwandten, da er als Künstler nicht

* Es handelt sich hier um die Dinge, über die Beethoven auch gegen Tomaschek oben klagte. Und wegen Palfys erinnere man sich an Spohrs Mittheilungen. Doch ist die Notiz über die Remuneration bei jener Production nicht ganz richtig, da im Gegentheil aus diesen Geschenken das kleine Stammcapital herrührte, das sich, für den Neffen bewahrt, in seinem Nachlaß fand. Wir werden davon hören.

der Erde angehört. Ich fühlte mich ihm näher, als er so von dem Haupterforderniß des Erdenlebens sprach. Traurig genug, aber wahr. Ich muß das frei gestehen; die weniger ideale Seite des idealen Künstlers brachte mich ihm näher. So gemein ist der gemeine Mensch! Von Musik sprach ich nicht viel mit dem, der so unendlich hoch über mir steht. Etwa aus Eitelkeit? — Nein! — Den vollendeten Künstler nicht in meine niedere Sphäre blicken zu lassen und seinem Auge die gemeine Aussicht zu ersparen, darum schwieg ich.

Daß sein Fidelio so oft mit solchem Beifall in Berlin gegeben ist, das erfreute ihn. Den Verlust der Milder-Hauptmann bedauerte er. ‚Ihre Stelle ist uns unersetzt,‘ sagte er, ‚was sie singt, singt keine der hiesigen Sängerinnen ihr nach. Wir konnten sie nicht bezahlen, darum that sie wohl nach Berlin zu gehen. Die Musik ist hier sehr im Verfall. In Wien thut man nichts für die Kunst, und das Publikum nimmt mit allem vorlieb.‘

Beethovens Bruder ist kürzlich gestorben und die Erziehung des hinterbliebenen Neffen hat er übernommen. Darüber sprach er viel; tadelte bei der Gelegenheit die hiesigen Schulen, in die er den Kleinen geschickt, aber aus denen er ihn auch wieder genommen. ‚Der Knabe muß Künstler werden oder Gelehrter, um ein höheres Leben zu leben.‘ Er sprach hier herrliche Ansichten aus über das Leben. Sobald er schwieg, so runzelte sich seine Stirn, und er hat ein düsteres Ansehen, daß man Scheu vor ihm haben könnte, wüßte man nicht, daß der Grund einer solchen erhabenen Künstlerseele schön sein muß. Vertrauen einflößend erlaubte er mir, ihn recht oft zu besuchen, da er nur ab und zu nach Baden reisen würde; ich möchte mich an ihn wenden, wenn er mir behülflich sein könnte. Meine Wohnung schrieb er sich auf und sagte mir beim Abschiede die herzlichen Worte: ‚Ich werde Sie schon einmal holen lassen!‘

So habe ich denn ihn gesehn, den ich so über alles schon seit Jahren geschätzt, geliebt, verehrt. Wäre Beethoven nicht so schwerhörig, ich würde mir gewiß seine Zuneigung und

seinen vertrauteren Umgang erwerben. Ungeachtet seiner scheinbaren Härte und Kälte, macht ihn doch ein Gemüth weich und warm, das sich ihm ganz hingibt, ohne seiner als einer Stütze zu bedürfen. Seine Wohnung ist freundlich, sieht nach der grünen Bastei, und ist ziemlich ordentlich und sauber eingerichtet. Das Vorzimmer hat auf einer Seite sein Schlafcabinet, auf der andern sein Musikcabinet, worin ein verschlossener Flügel steht. Noten sah ich nur wenig, einige Flick Notenpapier lagen auf dem Schreibtisch. Zwei gute Oelportraits hängen an der Wand, ein männliches und ein weibliches.*

Beethoven selbst war nicht, wie Jean Paul, in Lumpen gehüllt, sondern ganz in Galla. Das bestätigt mir, was ich schon von ihm gehört, daß er eitel sei, und deßwegen auch seine Taubheit ihm besonders lästig wird. Daher vielleicht seine Entschuldigung gegen mich, daß er sonst besser höre, als gerade jetzt. Uebrigens finde ich die Aussage, er sei zuweilen wahnsinnig, nicht bestätigt, nach den Erkundigungen, die ich über ihn einziehe. Herr Riedl versichert mir, er sei es durchaus nicht, und habe nur allein den sogenannten Künstlerspleen. Darunter denkt ein jeder was besonderes. Riedl z. B., als Kunsthändler und Verleger mehrerer Beethovenschen Werke, hält wahrscheinlich den theuren Preis, den er auf seine Manuscripte setzt, für solchen Spleen, denn wirklich sagte er mir, daß Beethoven ungeheuer theuer mit seinen Arbeiten sei. Meine Begriffe von Künstlerspleen nähern sich diesen kaufmännischen. Wenn ein Mann wie Beethoven, der vollendet dasteht, sich selbst hochstellt und hochschätzt, seinen Werth hoch anschlägt, wenn er im Menschen nur den Menschen liebt und achtet, nicht den Titel und das Kleid; wenn er daher stolz ist gegen die Stolzen, hochmüthig gegen die Hochmüthigen, die so tief unter ihm stehen, dann ist er im Falle, wo ich ihm einen Künstlerspleen zurechne, der ihn mir noch mehr achtungswerth macht. Fühlte Beethoven

* Das eine Gemälde muß das seines Großvaters, das andere das der Gräfin Therese Brunswick gewesen sein, beide heute in Besitz der Gattin des Neffen, Frau Wittwe Karl van Beethoven in Wien.

nicht seinen Werth, er wäre nicht Beethoven, wäre nicht der große Künstler, den ich jetzt in ihm verehre.*

Am 25. Juli bemerke ich nur einen Gang zu Beethoven um 10 Uhr. Um von seinem Versprechen Gebrauch zu machen, ging ich zu ihm mit meinem Exemplar des Fidelio, damit er's mir weihe zum heiligen Andenken des Meistersängers durch seine Handschrift. Er war nicht zu Hause. Der Bediente führte mich in sein Zimmer, und ich schrieb meinen Morgengruß und meine Bitte an ihn auf einen kleinen Zettel. Mir war ganz sonderbar zu Muthe, als ich mit seiner Feder in sein Dintenfaß tauchte. Mich umwehte es wie Parnassenluft und der Kiel schien mir aus Pegasus goldnem Flügel genommen. Während der Bediente einen Augenblick ins Nebenzimmer trat, faßte mich's wie mit Teufelskrallen, einen Diebstahl zu begehen. Einen Augenblick rang mein besserer Wille dagegen, und ich widerstand der Lockung. Doch der böse Geist wußte sich Sieg zu erkämpfen. Ich blieb noch länger allein, und die Lockung reizte mit zunehmender Gewalt. Der schwache Wille lag ohnmächtig darnieder, und der Frevel war geschehen. Wie Faust seinen Teufelsbund nicht verheimlichen konnte, sondern an der Hand zunächst dem Herzen gebrandmarkt ward durch die blutige Wunde, so zeugt auch an meinem reinen Kleide, gerade wo das Herz darunter seinen Secundenschlag übt, ein schwarzer Fleck den Sieg des schwarzen Höllengeistes. Beethovens Schreibfeder, stark gebraucht und in ihrer Construction den innersten Causalgrund seiner charakteristischen Schriftzüge enthaltend, ward für mich die heiße, lockende Frucht, die mir die Schlange lockend reichte; ich griff rasch zu und die Sünde war geschehen, begangen der — Diebstahl. Das corpus delicti liegt nun in meinem Schreibepult, und bleibt mir immer ein Denkmal einer schwachen Stunde.

Am 27. Juli, früh um 7 Uhr, ging ich zu Beethoven. Ich fand ihn zu Hause und verplauderte eine gute halbe Stunde

* Die gleiche thörichte Nachrede von der zeitweiligen Geistesstörung werden wir bald in einem andern Berichte wiederfinden. Sie ist zu natürlich bei einem Geiste, der so über alles Maß des Gewohnten hinausgeht und keiner Gegenwart angehörte.

recht angenehm mit ihm. Vorzüglich sprach er viel gegen Wien und zwar mit Ingrimm. Er wünscht sich aus Wien, und ihn hält hier zum Theil auch sein Bruderssohn, ein Knabe von zehn Jahren, den er gern zur Musik erziehen will, wenn er nur irgend was Eminentes leisten kann. Er soll schon recht brav Klavier spielen. Jetzt nimmt er ihn zu sich ins Haus, und will ihm einen Erzieher geben. Beethoven war sehr herzlich, und sein Händedruck beim Abschied machte mich mir selbst werther, erhob mich aus der gemeinen Sphäre des alltäglichen Lebens.*

Ich fand Beethoven beim Schreibtisch an einem Notenblatt und vor einem gläsernen Kolben, in dem er sich seinen Kaffee kochte. Seine beiden Pianoforte sah ich noch nie geöffnet. Ich fragte ihn nach dem Operntext von Berge. ‚Es lohnt hier nicht, Operncomponist zu sein, denn die Theaterdirektion bezahlt uns nicht.' Auf die Notenhändler schimpft er, daß sie ihm durch ihre Nachstiche solche Verwirrung in seinen Werken machen. Sie geben die Nummern nach ihrer Willkür. So hatte Mollo neulich die Trio-Variationen aus Es-dur nachgestochen, und Op. 82 darauf gesetzt, da für diese Nummer vier Lieder gehören und jene Variationen eine weit frühere Zahl haben. Es ist wirklich recht gemeine Spitzbüberei, und alles was zum Buchhandel gehört, hat hier den Anstrich der höchsten Gemeinheit. Durchaus kein Ernst in diesem Geschäft."**

* Beethoven hatte in das Fidelio-Exemplar Bursy's geschrieben:
„Komm Hoffnung, laß den letzten Stern des Müden nicht erbleichen,
O komm, erhell sein Ziel, sei's noch so fern!
Ludwig van Beethoven
am 29 [27] ten Juli 1816."
Es war diese Stelle aus Leonorens großer Arie ein schönes Symbol seines eigenen Daseins von damals und ein Gebet, das er mehr für sich als für den jungen Mann da sprach.

** Die XIV Variationen Op. 44, erschienen 1804, waren von dem kürzlich entstandenen Geschäfte von Steiner in der jetzt verschwundenen Paternostergasse am Graben als Op. 82 nachgestochen worden, und diese „Paternostergäßler" sind es denn auch, auf die er und zwar mit vollem Recht hier so gewaltig schimpfte. Doch hatte ihm Mollo früher ähnliche „Streiche gemacht," und er wird auch davon erzählt haben, daher die Verwechslung in Bursy's Erinnerung wohl begreiflich ist.

XVIII. Maler Klöber.

Die nachstehenden Aufzeichnungen sind im Jahre 1864 gemacht und zuerst in der Allgemeinen Musikalischen Zeitung veröffentlicht worden. Professor A. Klöber ist der Maler des anmuthigen Vorhangs im Berliner Opernhause. Sein Portrait Beethovens faßt ihn nach einer Schilderung in der Wiener Zeitschrift von 1818 in der herrlichen Landschaft der Brühl bei Mödling, „den Blick voll heiligen Ernstes zu jenen Regionen erhoben, von wannen er die himmlischen Zaubertöne herniederlockt zur Wonne der erstaunten Hörer"; der Wind spielt in den nachlässigen Locken des unbedeckten Hauptes; seitwärts unter dem Baume lagert ein Knabe, Beethovens Neffe, dessen Hut neben sich. Der Kopf, den Klöber im Jahre 1842 nach seiner Originalzeichnung lithographiren ließ, ist weitaus das verbreitetste Bild Beethovens. Es ist in Lichtdruck auch meiner kleinen Jubiläumsgabe „Beethovens Brevier" beigegeben. Professor Klöber erzählt nun von dieser Begegnung aus dem Sommer 1818, wo Beethoven so eben die Idee gefaßt, zur Installation seines Schülers und Freundes, des Erzherzogs Rudolph als Erzbischof von Olmütz eine feierliche Messe, die Missa solennis zu schreiben, und damit seiner eigenen tief religiösen Stimmung entgegenkam, das Folgende, das uns aufs neue den ganz in sein Schaffen versunkenen Künstler vorführt:

„Nach den Feldzügen von 1813 und 1814 trat ich aus der Armee und setzte meine künstlerischen Studien in Wien fort, wo damals schon die reichen Gallerien der Fürsten zum Studium der Malerei volle Gelegenheit boten, welche hier in dem damals noch kunstarmen Berlin nicht zu finden waren.

Ein jetzt längst verstorbener Schwager von mir, Baron von Skrbensky (Gutsbesitzer in österreichisch Schlesien), bat mich, ihm ein Bild Beethovens zu einer Gallerie berühmter Wiener Künstler der Zeit zu malen.

Die Bekanntschaft Beethovens zu machen, besonders aber ihn zum Sitzen zu bewegen, war eine schwierige Aufgabe. Die

glückliche und zufällige Bekanntschaft eines Freundes Beethovens, des Violoncellisten Dont beim kaiserlichen Hof-Operntheater, half mir glücklich darüber hinweg, besonders da derselbe sich selbst sehr für diese Sitzung interessirte. Dont rieth mir, bis zum Sommer zu warten, da Beethoven gewöhnlich seinen Sommeraufenthalt in Mödling nähme und dann am gemüthlichsten und zugänglichsten sei. Durch einen Brief des Freundes wurde Beethoven von meiner Ankunft daselbst benachrichtigt und auch auf meinen Wunsch, ihn zeichnen zu wollen, vorbereitet. Beethoven war darauf eingegangen, doch nur unter der Bedingung, daß er nicht zu lange sitzen müsse.

Ich ließ mich am frühen Morgen bei ihm melden. Seine alte Haushälterin ließ mich wissen, daß er bald kommen würde, er wäre nur noch beim Frühstück, hier wären aber Bücher von Goethe und Herder, womit ich mich unterdeß unterhalten möchte. Endlich kam Beethoven und sagte: ‚Sie wollen mich malen, ich bin aber sehr ungeduldig.‘ Er war schon sehr taub und ich mußte ihm, wenn ich etwas sagen wollte, dasselbe entweder aufschreiben oder er setzte das Rohr an, wenn nicht sein Famulus, ein junger Verwandter von etwa 12 Jahren zugegen war, welcher ihm dann die Worte in das Ohr schrie.

Beethoven setzte sich nun und der Junge mußte auf dem Flügel üben, der ein Geschenk aus England war und mit einer großen Blechkuppel versehen war. Das Instrument stand etwa 4—5 Schritte hinter ihm und Beethoven corrigirte dem Jungen trotz seiner Taubheit jeden Fehler, ließ ihn Einzelnes wiederholen 2c.

„Beethoven sah stets sehr ernst aus, seine äußerst lebendigen Augen schwärmten meist mit einem etwas finsteren gedrückten Blick nach oben, welchen ich im Bilde wiederzugeben versucht habe. Seine Lippen waren geschlossen, doch war der Zug um den Mund nicht unfreundlich. — Er sprach gern von der anmaßenden Eitelkeit und dem verkehrten Geschmack der Wiener Aristokratie, auf die er niemals gut zu sprechen war, denn er fand sich eigentlich zurückgesetzt oder nicht genugsam verstanden.

Nach ungefähr $3/4$ Stunden fing er an unruhig zu werden; nach dem Rathe Donts wußte ich nun, daß es Zeit sei, aufzuhören und bat ihn nur, morgen wiederkommen zu dürfen, da ich in Mödling selbst wohne. Beethoven war damit sehr einverstanden und sagte: ‚Da können wir ja noch öfter zusammenkommen, denn ich kann nicht lange hinter einander sitzen; Sie müssen sich auch in Mödling ordentlich umsehen, denn es ist hier sehr schön und Sie werden doch als Künstler ein Naturfreund sein.' Bei meinen Spaziergängen in Mödling begegnete mir Beethoven mehreremale, und es war höchst interessant, wie er ein Notenblatt und einen Stummel von Bleistift in der Hand öfters wie lauschend stehen blieb, auf- und niedersah und dann auf das Blatt Noten verzeichnete. Dont hatte mir gesagt, daß wenn ich ihm so begegnen würde, ich ihn nie anreden oder bemerken sollte, weil er dann verlegen oder gar unangenehm würde. Das einemal, als ich gerade eine Waldpartie aufnahm, sah ich ihn mir gegenüber eine Anhöhe aus dem Hohlwege, der uns trennte, hinaufklettern, den großkrempigen grauen Filzhut unter den Arm gedrückt; oben angelangt, warf er sich unter einen Kieferbaum lang hin und schaute lange in den Himmel hinein.

Jeden Morgen saß er mir ein kleines Stündchen. Als Beethoven mein Bild sah, bemerkte er, daß ihm die Auffassung der Haare auf diese Weise sehr gefalle, die andern Maler hätten sie bis jetzt immer so geschniegelt wiedergegeben, so wie er vor den Hofchargen erscheinen müsse, und so wäre er gar nicht. — Ich muß noch bemerken, daß das Oelbild für meinen Schwager größer als die Lithographie ist und daß er dort ein Notenblatt in der Hand hat und der Hintergrund in einer Landschaft aus Mödling besteht.

Beethovens Wohnung in Mödling war höchst einfach, so wie überhaupt sein ganzes Wesen; seine Kleidung bestand in einem lichtblauen Frack mit gelben Knöpfen, weißer Weste und Halsbinde, wie man sich damals trug, doch war alles bei ihm sehr negligirt. Seine Gesichtsfarbe war gesund und derb, die Haut etwas pockennarbigt, sein Haar hatte die Farbe blau an-

gelaufenen Stahls, da es bereits aus dem Schwarz etwas ins Grau überging. Sein Auge war blaugrau und höchst lebendig. Wenn sein Haar sich im Sturm bewegte, so hatte er wirklich etwas Ossianisch-Dämonisches. Im freundlichen Gespräch nahm er dagegen einen gutmüthigen und milden Ausdruck an, besonders wenn ihn das Gespräch angenehm berührte. Jede Stimmung seiner Seele drückte sich augenblicklich in seinen Zügen gewaltsam aus. Noch fällt mir ein, daß er mir selbst erzählte, daß er fleißig in die Oper gehe und zwar gerne ganz hoch oben, theils wohl wegen seiner steten Neigung, sich abzuschließen, theils aber auch, wie er selbst sagte, weil man oben die Ensembles besser höre."

XIX. Dernière pensée musicale.

Im Jahre 1824 erschien in der Berliner Allgemeinen musikalischen Zeitung ein kleines Klavierstück mit der Aufschrift: „Auf Aufforderung geschrieben nachmittags am 14. August 1818 von Beethoven." Dasselbe ist später — natürlich irrig — als Dernière pensée musicale herausgegeben und hat dadurch besonderes Interesse gewonnen. Die Zeitung selbst aber gibt dazu die nachfolgende Erläuterung, die uns den Meister in der geistvoll feinen Art des echten Künstlers zeigt:

„Von der Terrasse des Jagdschlosses in Baumgarten bei Prag beobachtete ich nicht ohne Neugierde zwei junge Damen auf der nächsten Ruhebank zu meiner Linken in lebhafter Unterhaltung über Papiere, die mir zu groß für Damencorrespondenz und zu klein für Musterzeichnungen schienen. Eben sprang ein munterer Knabe unten in den Baumgang; auf seinen Zuruf: der Vater, der Vater! rafften die jungen Schönen schnell ihre Blätter zusammen und eilten freudig dem Knaben nach. Ein zurückgebliebener Bogen lockte mich zu dem verlassenen Sitze; und siehe, auf einem ziemlich unscheinbaren Notenblatte fand ich die in der Beilage mitgetheilte Composition, die auch ohne

Ueberschrift ihren Verfasser nennt. Bald kehrten meine Schönen zurück. Blick und Schritt belebten sich, als sie das vermißte Blatt in meinen Händen wahrnahmen. ‚O, mein Herr!‘ redete mich die eine schon in der Entfernung an, ‚Sie sind gütig, Sie haben mir meinen Liebling zurückgeführt.‘ Eine so artige Mahnung mußte mir noch unabweislicher sein als das unbestreitbare Eigenthumsrecht der jungen Dame, in der ich jetzt eine zartaufgeschossene Brünette sah mit geistreichem Kopfe und einem seltsamen Zug fast schmerzlichen Lächelns um den feinen Mund. Unmöglich konnte ich den schönen Augenblick so schnell entfliehen lassen. Von meiner schönen Schwärmerin erfuhr ich, jene Composition habe Beethoven für eine ihm fremde Dame auf deren dringendes Bitten geschrieben und die glückliche Besitzerin es ihr zur Ansicht mitgetheilt. ‚Und eben,‘ fuhr sie lebhafter fort und das bisher überschattete dunkle Auge entzündete sich auf seinem innersten Grunde, ‚eben war ich mit meiner Begleiterin — erst jetzt sah ich mit Wohlbehagen ein blauaugiges, von Gesundheit und Frohsinn strahlendes Blondköpfchen — recht ernstlich darüber zerfallen, als wir unterbrochen wurden.‘ ‚Cölestina,‘ lächelte Blondchen, ‚kann es mir nicht vergeben, daß ich bei ihrem Notenblatte nicht einige Thränenbäche geweint.‘ ‚Uebertreibung ohne Grenzen,‘ unterbrach sie lieblich schmollend Cölestina: ‚wenn auch keine Thräne der Liebe für den heiligen Geist des Künstlers dein Auge, Clara, benetzte, so mußtest du doch das Walten seines Geistes auch in diesen wenigen Melodien ahnen, mußtest verstehen, wie jeder seiner Gedanken sich in Tönen hervorringt. Wie, mein Herr — Sie sind Musiker, ich sehe es an Ihrem Antheil — erkennen Sie nicht, wie der göttliche Sänger, aufgestört durch den kühnen Wunsch meiner Freundin, unwillig und doch verlockt, hingezogen von seinem leicht erregbaren Genius, die vorüber fliehenden Gedanken, ja die Zerstreuung selbst in Noten festhält, sehen Sie nicht, wie er es der Dame übergibt, wohl gar in leiser, gutmüthig verborgener Ironie sagt: nur dein Wunsch hat diese Töne hervorgerufen.‘ — ‚O, sehen Sie nicht,‘ fiel lustig Clara ein, ‚in dieser etwas breit ausgelaufenen Viertelspause die schwermüthigen Gedanken des

unvergleichlichen Einsiedlers in Wien, hören Sie im Schlusse nicht den bedeutungsvollen Seufzer, mit dem er das Blatt weggibt und finden Sie es nicht bewunderungswerth, daß selbst seine Zerstreuung bei meiner Cölestine so ordentliche Bedeutung gewinnt?'

Der Streit der jungen Schönen war an sich zu reizend, als daß ich ihn hätte entscheiden und damit enden sollen. Und hatte nicht jede nach ihrer Eigenthümlichkeit Recht? Ich versprach, die Sache vor höhere Richter zu bringen und gewann damit eine Abschrift der Composition.

Vier Musikern legte ich die Frage vor, was diese wohl andeuten möge? Sie erfuhren über die Entstehung und ihren Weg in meine Hände nichts, als daß Beethoven die Composition auf den Wunsch einer fremden Dame für diese geschrieben habe. Zweimal wurde das Tonstück vorgetragen, kein Wort darüber gewechselt; dann schrieb jeder abgesondert (ohne die Noten anzusehen) seine Meinung nieder. Einem fünften Musiker wurde von den Resultaten dieses Versuchs nichts gesagt und nur was jenen über die Veranlassung der Composition eröffnet worden. Er gab nach dreimaligem Anhören seine Meinung ebenfalls schriftlich ab.

Hier folgen die fünf Gutachten, buchstäblich abgedruckt, wie sie — in Eilfertigkeit — niedergeschrieben worden sind:

1.

Beethoven drückt anfangs den lästigen Wunsch einer Dame aus, ihr etwas ins Stammbuch zu schreiben, überlegt, entschließt sich in wenigen Takten, sie los zu werden, zeigt gleichgültige Galanterie gegen dieselbe und sagt am Ende: man wird doch immer von dem schönen Geschlechte genirt.

2.

Beethoven wundert sich, von einer fremden Dame, die er nicht kennt, aufgefordert zu werden, etwas ins Stammbuch zu schreiben; entschließt sich rasch, scheint es etwas zudringlich zu finden, thut es aber dennoch, den Wunsch einer Dame zu erfüllen.

3.

Was soll ich dahin schreiben? So viel ich sinne, es will sich nichts gestalten. Nehmen Sie aus dem Gewirre den guten Willen, das warme Gemüth heraus.

4.

Sinnt ihr dem Geiste des Künstlers an, euch zu dienen? Hinweg! Sehe ich doch das feine Gewebe, das ihr schlau und listig um mich schlingt, könnte es zerreißen und fühle mich dennoch verlockt? Denn ist es nicht die Sehnsucht nach jenen fremd und fern herüberwehenden Anklängen, die meinen Geist unwiderstehlich nach sich ziehen und die der eure in ungekräftigterem Drange in sich aufzunehmen glüht? Und so wallen wir fremd und doch verbunden, geknüpft an einander durch Eine Beziehung der Seele, weiter.

Aber — versteht ihr mich?

5.

Also ich soll componiren? Nun ja, ich will dir etwas schreiben. Ihr Großen glaubt freilich, daß ihr nur befehlen dürft, daß euer gnädiges Lächeln uns entzücke, uns erhebe! Ha, wie viel höher steht der Künstler, der die Welt beherrscht, euch mit! Das Heiligste ist ihm erschlossen und die Liebe. Ja die Liebe! Kennt ihr sie wohl? — So, nun hab' ich dir etwas componirt."

XX. Ein schwedischer Dichter.

Die folgenden Notizen sind wie ein rasch hingeworfenes Crayon von einem besonderen Lebensmomente eines bedeutenden Menschen. Die juridische Facultät in Wien gab am 17. Januar 1819 zum Besten ihrer Wittwen und Waisen eine große Akademie. Beethovens stets geübte mildthätige Gesinnung hatte auch dazu seine herrlich festliche und sosehr beliebte A-dur-Symphonie hergeliehen, ja er dirigirte sie selbst und das Werk wurde wie immer mit jauchzendem Beifall aufgenommen.

Diesem Moment wohnte der schwedische Dichter Per Daniel Amadeus Atterbom bei. Seine Aufzeichnungen erschienen im Jahre 1867 auch in Deutschland, und es folge daraus die Schilderung des Eindrucks, den bei jener Gelegenheit unser Meister auf ihn machte:

„Beethoven habe ich auch bei einem Privatconcert gesehen. Der Mann ist kurz gewachsen, aber stark gebaut, hat tiefsinnige, melancholische Augen, eine hohe, gewaltige Stirn und ein Antlitz, in dem sich nun keine Spur von Lebensfreude mehr lesen läßt. Seine Taubheit trägt hierzu in bedeutender Weise bei, denn er ist jetzt was man nennt stocktaub. Dieß macht auch, daß er am liebsten in der tiefsten Einsamkeit lebt und selten ein Wort spricht. Er lebt von einer fürstlichen Pension und schafft mit rastlosem Feuer und Fleiße allerhand musikalische Arbeiten; gleichzeitig erzieht er einen armen Brudersohn mit vieler Liebe und Sorgfalt. Man sagt, und dieß will ich gerne glauben, daß er von Gemüth und Charakter herzlich, redlich, uneigennützig und kraftvoll sei.

Er dirigirte selbst das Concert, bei dem ich ihn sah; man führte nur Stücke von ihm oder von Meistern auf, die er hinlänglich kannte, um deren Musik innerlich zu hören, denn daß er mit dem äußeren Ohre von ihnen nichts hörte, obwohl sein scharfes Auge die Art ihrer Ausführung fast immer gewahrte, sah ich besonders bei einer großen, obwohl kurzen Taktverwirrung der Spielenden und dann bei einem Piano, welches dieselben in der Hast nicht als solches ausdrückten. Beethoven merkte nichts von Allem. Er stand wie auf einer abgeschlossenen Insel und dirigirte den Flug seiner dunklen dämonischen Harmonien in die Menschenwelt mit den seltsamsten Bewegungen. So z. B. commandirte er Pianissimo damit, daß er leise niederkniete und die Arme gegen den Fußboden streckte, beim Fortissimo schnellte er dann wie ein losgelassener elastischer Bogen in die Höhe, schien über seine Länge hinauszuwachsen und schlug die Arme weit aus einander, zwischen diesen beiden Extremen hielt er sich beständig in einer auf- und niederschwebenden Stellung."

XXI. Der alte Zelter.

Wer kännte nicht, wenn er irgend in der Goethe-Literatur bewandert, den Briefwechsel Goethe's mit dem Berliner Musiker Zelter? Liegt hier auch keine der würdigsten Hinterlassenschaften des großen Dichters vor, da ja dieser ehemalige Maurergeselle niemals völlig den Horizont des Handwerks, selbst in seiner speziellen Kunst überschritt, so hat doch seine Nachricht über Beethoven ebenfalls manches Charakteristische, und wir werden weiter unten vernehmen, daß er selbst in späterer Zeit doch wenigstens eine sichere Ahnung von dieser Künstlererscheinung gewann.

Er hatte Beethoven im Jahr 1796 in Berlin kennen gelernt, wo derselbe in der Singakademie wiederholt phantasirt hatte. Jetzt war er selbst Direktor dieses Instituts und als solcher natürlich für Beethoven immerhin ein respektabler Fachcollege. Er befand sich auf einer Reise durch Oesterreich und schreibt nun zunächst am 29. Juli 1819 von Wien aus an seinen großen Freund in Weimar:

„Beethoven, den ich gern noch einmal in diesem Leben gesehen hätte, wohnt auf dem Lande und Niemand weiß mir zu sagen: wo? Ich war Willens, ihm zu schreiben, man sagt mir aber, er sei fast unzugänglich, weil er fast ganz ohne Gehör sei. Vielleicht ist es besser, wir bleiben, wie wir waren, da es mich verdrießlich machen könnte, ihn verdrießlich zu finden."

Es war eine Zeit der allertiefsten Abgeschiedenheit, in der Beethoven damals mit der Composition der großen Messe beschäftigt lebte. Zelter konnte also zunächst nur noch von der Sphäre melden, in der der Meister athmete:

„Mit der Musik weiß man sich hier was, und das in Betracht gegen Italien, das sich für die allein seligmachende Kirche hält. Sie sind aber hier wirklich tief gebildet. Sie lassen sich zwar alles gefallen, doch nur das Beste bleibt sitzen. Sie hören gern eine mittelmäßige Oper, die gut besetzt ist, aber ein treffliches Werk, wenn es auch nicht zum Besten besetzt ist, bleibt ihnen aufgehoben. Beethoven ist bis an den Himmel erhoben, weil

er es sich wirklich sauer werden läßt und weil er lebt; doch wer ihnen den nationalen Humor wie eine unvermischte Quelle, die keinen andern Strom aufnimmt, vorüberführt, das ist Haydn, der in ihnen wohnt, weil er aus ihnen kommt. Sie scheinen ihn alle Tage zu vergessen und täglich lebt er ihnen wieder auf."

Am 16. August hat er dann Folgendes von des Künstlers eigenen Person zu berichten:

„Beethoven ist aufs Land gezogen und Niemand weiß, wohin? An eine seiner Freundinnen hat er eben hier aus Baden geschrieben und er ist nicht in Baden. Er soll unausstehlich maussade sein. Einige sagen, er ist ein Narr. Das ist bald gesagt. Gott vergeb' uns allen unsere Schuld! Der arme Mensch soll völlig taub sein. Weiß ich doch, wie mir zu Muthe ist, wenn ich hier das Fingeriren ansehe und mir armem Teufel ein Finger nach dem andern unbrauchbar wird. Letzthin ist Beethoven in ein Speisehaus gegangen; so setzt er sich an den Tisch, vertieft sich und nach einer Stunde ruft er den Kellner: Was bin ich schuldig? — Ew. Gnaden haben noch nichts gessen, was soll ich denn bringen? — Bring', was du willst und laß mich ungeschoren!

Der Erzherzog Rudolph soll sein Gönner sein und ihm 1500 Gulden Papier jährlich geben. Damit muß er sich denn freilich einrichten, wie hier alle Musenkinder. Diese sind hier wie Katzen gehalten, wer sich nicht aufs Mausen versteht, spart so leicht nichts. Dabei sind sie jedoch alle so rund und vergnügt, wie die Wieseln."

Der Erzherzog gab Beethoven jährlich 600 fl. C.-M. = 1200 Mark. Die Gehälter von Kinsky und Lobkowitz waren, wie wir oben hörten, durch das Finanzpatent von 1811 auf 480 und 280 fl. herabgesunken. Es war dieß aber seine einzige sichere Einnahme, von der er zugleich die Erziehung jenes jungen Neffen zu bestreiten hatte. Seine pecuniäre Lage blieb bis zum letzten Ende eine mißliche und übte manchen Druck auf sein künstlerisches Schaffen.

Zelter schreibt nun weiter:

„Wien, den 14. September 1819. Vorgestern habe ich Beethoven in Mödling besuchen wollen. Er wollte nach Wien und so begegneten wir uns auf der Landstraße, stiegen aus, umarmten uns aufs Herzlichste. Der Unglückliche ist so gut als taub und ich habe kaum die Thränen verhalten können. Ich fuhr indessen fort nach Mödling, wie er nach Wien. Die Gegend ist unaussprechlich reizend; die Brühl und die noch ziemlich erhaltene Burgfeste des fürstlich Lichtenstein'schen Hauses wurde näher besehen. Schöne Gobelins, gute alte Hausgeräthschaften und wohlerhaltene Bilder der Familie sind betrachtenswürdig. Einen Spaß, der mich nicht wenig kitzelt, kann ich nicht unterdrücken.

Ich hatte auf dieser Fahrt den Musikverleger Steiner bei mir, und da sich auf der Landstraße mit einem Tauben nicht viel verkehren läßt, so wurde auf Nachmittag um vier Uhr eine ordentliche Zusammenkunft mit Beethoven in Steiners Musikladen verabredet. Nach dem Essen fuhren wir sogleich nach Wien zurück. Matt wie ein Dachs und müde wie ein Hund lege ich mich nieder und verschlafe die Zeit dermaßen, daß mir auch gar nichts einfällt. So geh' ich ins Theater und als ich von fern den Beethoven erblicke, fährt mir's wie ein Donnerschlag in die Glieder. Das Nämliche nun geschieht ihm, indem er mich sieht, und hier war nicht der Ort, sich mit einem Gehörlosen zu verständigen. Die Pointe nun folgt:

Trotz des mannigfaltigen Tadels, dessen Beethoven sich schuldig macht oder nicht, genießt er eines Ansehens, das nur vorzüglichen Menschen zugeht. Steiner hatte sogleich bekannt gemacht, daß Beethoven in seinem engen Laden, der etwa sechs bis acht Personen faßt, um vier Uhr zum erstenmale in eigener Person erscheinen werde, und gleichsam Gäste gebeten, so daß in einem bis auf die Straße überfüllten Raume ein halbes Hundert geistreicher Menschen ganz und gar vergeblich warteten. Das Eigentliche erfuhr ich selbst erst andern Tages, indem ich ein Schreiben von Beethoven erhielt, worin er sich (für mich aufs Beste) entschuldigt: denn er hatte, so wie ich, das Rendezvous glücklich verschlafen."

Zelter irrt hier vor Allem darin, daß er Beethoven zum erstenmal im Paternostergäßl erscheinen läßt: um so sicherer zeugt in der That die große Anzahl der Besucher für sein persönliches „Ansehen." Und der Zettel Beethovens, der vom 18. September datirt ist, finde hier um so mehr Platz, als er in „Beethovens Briefen" fehlt:

„Mein verehrter Herr!

Es ist nicht meine Schuld, Sie neulich, was man hier heißt, angeschmiert zu haben; unvorhergesehene Umstände vereitelten mir das Vergnügen, einige schöne genußreiche und für die Kunst fruchtbare Stunden mit Ihnen zuzubringen. Leider höre ich, daß Sie übermorgen schon Wien verlassen, mein Landlebe nwegen meiner geschwächten Gesundheit ist eben nicht so zuträglich heuer für mich wie gewöhnlich. Es kann sein, daß ich übermorgen wieder herein komme, und sind Sie alsdann Nachmittags noch nicht von hier, so hoffe ich Ihnen mündlich mit aller wahren Herzlichkeit zu sagen, wie sehr ich Sie schätze und wünsche Ihnen nahe zu seyn. —

in Eil

Ihr ergebenster Freund

Beethoven."

Da nun diese freundliche Aufnahme für Zelter Mitanlaß wurde, im Jahr 1825 den jungen Literaten L. Rellstab an ihn zu empfehlen, und dann dieser Gelegenheit gewann, uns den Meister in seiner ganzen Existenz von damals vorzuführen, so muß auch die obige an sich wenig bedeutende Erinnerung für uns immer von Werth bleiben.

XXII. Aus dem Morgenblatt.

Eine Correspondenz aus dem damals so viel gelesenen Stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Stände“ führt uns ebenfalls in das Dasein des Meisters während der Zeit der Composition der großen Messe ein und gibt zugleich Nachricht von seinem Thun und Treiben außerhalb der Musik. Sie stammt aus dem October 1819 und lautet so:

„Unser Beethoven, der ebenso gut schlechthin der Musiker, wie Goethe vorzugsweise der Dichter genannt werden kann, hat für den hiesigen Musikverein die Composition einer Cantate übernommen, deren Verfasser der geschmackvolle Herr Bernard ist, sein vieljähriger und vertrauter Freund, Redacteur der Wiener Zeitung, zugleich auch der Wiener Zeitschrift. Dem Vernehmen nach ist diese Arbeit für kurze Zeit durch eine andere unterbrochen worden, da der Erzherzog Rudolph eine neue Messe von unserm Künstler zu haben wünscht.*

Noch immer genießt Beethoven das ermunternde Wohlwollen dieses edlen Pflegers der Tonkunst; eine so wahre, tiefempfundene Annäherung auf beiden Seiten kann die Zeit nicht aufheben, nur immer fester begründen, zum Ruhme des Fürsten wie des Künstlers. Seitdem der Erzherzog Fürsterzbischof von Olmütz ist, dürfen die Freunde der Kirchenmusik um so eher auch in dieser Gattung noch manchen neuen Genuß von dem hohen Meister erwarten.

Es ist unmöglich, das freie, einfache, fest abgeschlossene Leben desselben nach Verdienst zu schildern. Er gehört ganz seiner Kunst, die Gesellschaft besitzt ihn nur, insofern er sie durch seinen Genius entzückt. Er verschmäht deshalb keineswegs

* Die Cantate ist das Oratorium „Der Sieg des Kreuzes,“ das der „Verein der Musikfreunde des Oesterreichischen Kaiserstaates“ bestellt und auch zum Theil bereits bezahlt hatte, das jedoch nie fertig ward. Daß der Erzherzog die Messe „gewünscht“, vernehmen wir nirgend anderswo. Im Gegentheil war es Beethovens freier Entschluß gewesen, diese schönste Lebensfeier seines hohen Freundes mit der ganzen Fülle seines Könnens festlich zu begehen.

trauliche Unterhaltung in einem engen Kreise, und wußte diese, so lange es ihm sein Gehör erlaubte, durch fröhliche Unbefangenheit, treffenden, oft beißenden Witz und ein freimüthiges Urtheil zu würzen. Mit väterlicher, unermüdeter Liebe hängt er an seinem Neffen, von dem er sich viel verspricht. Die Zukunft wird lehren, ob er sich darin nicht geeirrt hat. Auf jeden Fall bleibt dieses Vertrauen ein Zeichen seiner warmen Empfindung, die auch sonst aus manchen Aeußerungen hindurch bricht, troß der etwas anderes versprechenden Außenseite.

Neben der Musik beschäftigt ihn das Lesen classischer Werke aus den verschiedenen Zeiten der Literatur, besonders soll er die alten Geschichtsschreiber sehr lieben. So seltsam er auch dem flüchtigen, blos neugierigen Beobachter, zumal dem oberflächlichen Volke der gewöhnlichen Reisenden vorkommen muß, die von jedem berühmten Manne nichts Höheres wollen als ein paar Zeilen für ihr Stammbuch, so hart er auch wegen seines unherkömmlichen Betragens oft von solchen Leuten ist getadelt worden und noch getadelt wird, die ohne das Leben selbst zu kennen, allzuviel von der Lebensart reden, so verschwindet doch jeder Verdacht eines angenommenen Wesens, eines einstudirten Egoismus bei einer längern Bekanntschaft. Beethoven ist durchaus Kind der Natur. Für die große Zahl seiner enthusiastischen Verehrer ist es jederzeit ein Fest, wenn er irgendwo in der Kraft und der Weihe des Orpheus auftritt. Leider geschah das selbst früher nur selten! zum großen Nachtheile der Kunst, denn wäre er mehr mit dem Publikum in Berührung gekommen, so hätte sich das schlechte Princip in der Musik, zurückgedrängt von der Macht seiner gesetzgebenden Gegenwart, unmöglich soweit verbreiten können, als es jetzt sichtbar ist.“

Die darauf folgende Klage über die zunehmende „Aftercultur,“ über die „Fiedler“ und „Klaviertrommler“ ist wenn auch nur zu wahr und zudem ganz in Beethovens eigenem Sinne, uns hier zunächst überflüssig.

XXIII. Dr. W. C. Müller.

Den Dr. Müller kennen wir bereits aus den Notizen über Beethovens Knabenjahre. Er war über vierzig Jahre „Erzieher und Lehrer in der Hansestadt Bremen“ gewesen und kam im Sommer 1820 „nach funfzigjährigem Wünschen und Hoffen in den ahndungsreichsten Jahren“ zu einer Reise in dasjenige Land, „von dem alle politische, christliche und ästhetische Cultur verbreitet ist,“ nach Italien. Auf dieser Reise mit seiner Tochter Elise sahen sie auch ihren musikalischen „Liebling“ Beethoven, dessen Musik gerade durch sie schon seit Jahren in Bremen einen förmlichen Cultus gefunden hatte. Müller veröffentlichte dann im Jahre 1824 seine „Briefe an deutsche Freunde,“ und uns ist daraus der nachfolgende von Wien am 26. October 1820 an den Conferenzrath Gaehler in Altona von Interesse:

„Unglaublich ists, wie weit die Liebhaberei für Musik und besonders für Fertigkeit auf dem Fortepiano geht. In jedem Hause ist ein gutes Instrument. Beim Banquier Gaymüller fanden wir fünf von verschiedenen Meistern. Besonders spielen die Frauenzimmer viel. Hummel sagte mir, daß in Wien hundert Frauenzimmer mehr spielten als er. In Rücksicht der Fingergelenkigkeit mag's wahr sein; aber wo bleibt seine Kraft und phantastische Produktion? — Wir hörten mehrere Damen — z. B. Frau von Mosel ꝛc. Die Baronin Ertmann, welche bei Beethoven gelernt hat, schien uns in Rücksicht des Vortrags alle zu übertreffen. Andere schnurren mit hexenmäßiger Schnelligkeit die schwierigsten Notenmassen ab; aber der Geist der Compositionen, selbst der Charakter bleibt ihnen fremd; sie wirken weder auf Rührung noch Phantasie.*

Wir haben auch die größten Klavier-Virtuosen: Czerny,

* Gerade diese Wendung des Klavierspiels zur spielenden Virtuosität ist es gewesen, was Beethoven schließlich ganz von der Klaviermusik entfernte. Erst an Czerny's Schüler Liszt fand dieselbe ihre Schranke und zwar durch Verwendung solcher Fertigkeit zu höchsten künstlerischen Wirkungen.

Pixis, Halm gehört. Der höher gelobte Moscheles war auf Reisen. Nur der erste war zu bereden, Beethovens letzte große Sonate mit der Schlußfuge (Op. 106) zu spielen. — Halm ist ein liebenswürdiger Mensch. Wir sind mehrere Abende traulich in seiner Familie gewesen. Er war in den letzten Kriegen Officier. Aus Liebe zur Musik hat er die Kanonen mit dem Fortepiano verwechselt. Ich glaube, daß er schon 50 Werke geschrieben, worunter sich seine vierhändige Sonate auszeichnet. Er setzt in Beethovens Styl, zwar weniger genialisch, aber geregelter, als dieser größte aller jetzt lebenden Musiker.

Beethoven ist vielleicht auch der größte ästhetische Künstler. Seine tiefempfundenen Werke gehen ihrem Zeitalter weit voraus; so wie Seb. Bachs Werke jetzt nach hundert Jahren wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen werden, wird man nach solchem Zeitraum auch jene wieder aus dem Grabe erwecken. Manche seiner früheren Werke hat die feingebildete Welt verstanden. In Wien versteht man ihn vielleicht weniger, als bei uns oder hat ihn schon wieder vergessen.

Da ich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, Beethoven mit Bach zu vergleichen gewagt habe, so werden Sie etwas Näheres von diesem seltsamen Genie lesen wollen. Meiner E. war viel daran gelegen, diesen ihren Liebling wenigstens zu sehen — denn ihn zu sprechen, dazu war wenig Hoffnung, da er, wie Sie wissen taub ist. Seine Werke haben uns so unendliches Vergnügen gemacht, daß wir Wien nicht verlassen konnten, ohne auch die äußere Form des phantasiereichen Geistes zu sehen. Er hatte uns schon vor einigen Jahren eingeladen geradezu ihn zu besuchen, ohne uns durch die Urtheile der Wiener irren zu lassen, die ihn für unklug hielten. Freilich fällen die Wiener über seine Eigenheiten und Sonderlingsmanieren ungünstige Urtheile. Daß er ein Genie sei, geben sie alle zu, aber nur wenige kennen ihn. Welche seinen gesunden Verstand, sein untadeliges Herz kennen, bezeugen die reinste Freundschaft für ihn. So viel ist gewiß, er kennt die Welt, den Hof, die Politik, die Verstellung nicht. Er lebt in seiner eigenen Kunstwelt, im Reiche der Töne als Monarch.



Niemand wußte, wo er wohnte. Er war im Sommer in Mödling, einem schön gelegenen Dorfe drei Stunden von Wien. Als wir ihn da aufsuchten, sagte seine Haushälterin, er sei früh spazieren gegangen, er könne am Abend, aber auch erst in drei Tagen zurückkehren. Zwischen den Felsen hinter dem Orte, mit überhängenden Fichten, lieblichen Bergwiesen am rauschenden Bache — rief ich laut: ‚So muß es sein, wo sich Beethoven aufhält; das ist sein Charakter!' — Wir erfuhren nach einigen Tagen, daß er in die Stadt gezogen, und eilten zu ihm. Er entschuldigte sich mit seinem Ausziehen, sprach von den verkehrten Dingen in der Welt, von schlechtem Geschmack in der Musik und mit beißendem Witz über die Politik. Auf meine Frage über seine Pension erzählte er, daß als er nach Kassel zum Kapellmeister gerufen sei, ihm drei Große 2000 Gulden versprochen, wenn er in Wien bliebe. Einer derselben habe aber banquerott gemacht, der andere den Hals gebrochen — der dritte, der Erzherzog Rudolph sein Schüler, bezahle ihm bisher seinen Drittel. Sein Erspartes hat er bei seinem Bruder verloren, dennoch hat er dessen Sohn zu sich genommen, und erzieht ihn wie ein Vater.*

Durch eine Verkältung hat er sein Gehör verloren; wahrscheinlich weil es durch den unendlichen Gebrauch der gereizteste, also schwächste Theil seines Körpers war. Er meinte, die Hörröhren hätten ihm den Rest des Gehörs vollends zerstört. — Was kann der Mensch, dessen ganzes Leben, Genießen, Denken nur in Tönen besteht, mehr verlieren als das Gehör? Er hört nicht mehr die Wirkung seiner eigenen Tongebilde, nicht die Töne der Natur, die ihm so manche Kunstthemate eingaben — auf den Felsen, in den Birkenwäldchen zu Mödling — wie wir in seinen Sinfonien hören. In diesen schönen Ge-

* Die Berichtigung der kleinen Irrungen hier ergeben sich von selbst. Von den 4000 fl. waren wie mehrfach erwähnt nach dem Finanzpatent 1360 fl. geblieben und zwar nach längerem Prozeß. „Sein Erspartes" hatte er an seinen jüngeren Bruder Karl allerdings zum Theil dadurch eingebüßt, daß er, um ihm in seiner schweren Todeskrankheit „das Leben leichter zu machen," ihm wohl 10,000 Gulden Wiener Währ. gegeben hatte.

filden habe ich selbst jenes Hauptthema: g̈ g̈ g̈ — ë! den Ruf eines bekannten Vogels gehört.*

Er führte uns zu seinem prächtigen Fortepiano, mit dem Jubel, daß ihm die philharmonische Gesellschaft in London dasselbe zum Geschenk gemacht habe. Das sei ein ehrenwerthes Volk, das nicht blos die Kunst zu schätzen, sondern auch zu belohnen wisse — und noch allein die Freiheit der Rede und Schrift, selbst gegen den König und mächtigsten Minister verstatte, die keine Censoren und Zöllner hindern. — Er schalt sich selbst einen Thoren, daß er die Einladung der englischen Kunstfreunde nicht angenommen, aus Anhänglichkeit an Wien, wo man die Kunst wahnsinnig als eine Mode treibe, ohne die wahre Kunst zu verstehen, noch zu schätzen oder zu belohnen. — ‚Mir entfällt,‘ setzte er hinzu, ‚manchmal ein herzliches, freies Wort; dafür hält man mich für toll.‘**

Um ihn von seinem finstern Kapitel zu entfernen, forderten wir ihn zum Phantasiren auf. Er war aber nicht zu bereden. Wahrscheinlich weil er den Ausdruck seines Spiels nicht hören kann und wohl daher meinte unsere große Achtung vor ihm zu verlieren. E. mußte etwas spielen. Er fragte sie, ob sie nicht componire? Als sie äußerte, es fehle ihr an einem Lehrer der Composition, erwiderte er: ‚Sie haben ja Riem, das ist ein tüchtiger Mann.‘***

Er ladete uns auf übermorgen zum Kaffee ein, unterdessen er seine über einander liegenden Möbeln in Ordnung bringen wollte. Als wir aber wiederkamen, herrschte dasselbe Chaos noch auf den Zimmern. Er nimmt keine Hülfeleistungen von

* Dr. Müller meint hier jenes Motiv der Cmoll-Symphonie, von dem Beethoven selbst gesagt: „So pocht das Schicksal an die Pforte.“ Der letzte Ton ist aber selbstverständlich es (nicht wie Müller aufschreibt e).

** Die Aeußerungen über Wien wie über England sind wahrheitsgemäß genug; der Flügel aber war ihm von dem berühmten Fabricanten Broadwood in London geschenkt worden und befindet sich heute im Besitze von Franz Liszt in Weimar.

*** Friedrich Wilhelm Riem war Organist und Director der Singakademie in Bremen. Beethoven hat später auch wegen der Missa solennis an ihn einen Brief gesandt.

Freunden, so wie auch keine Einladungen zum Essen, um nicht abhängig zu werden. Freiheit ist sein höchstes Gut.

Eigenthümlich sind alle seine Aeußerungen, immer gemischt mit satyrischem Humor, sie scheinen sonderbar, weil sie vom Schlendrian der Welt abweichen. Bei unserm einstigen Zusammensein will ich manches Interessante von diesem seltenen Geiste erzählen.

In seinem Aeußeren ist alles kräftig, manches rauh — wie der knochige Bau seines Gesichts, mit einer hohen breiten Stirne, einer kurzen eckigen Nase, mit aufwärts starrenden in groben Locken getheilten Haaren. — Aber er ist mit einem zierlichen Munde und mit schönen sprechenden Augen begabt, worin sich in jedem Momente seine schnell wechselnden Gedanken und Empfindungen abspiegeln, — graziös, liebevoll, wild, zorndrohend, schrecklich. — Wie treffend sind oft seine Aeußerungen über die Welt in politischer, moralischer und ästhetischer Hinsicht!

Beethoven gehört zu den Menschen, denen die Kunst genügt. Der kleine Kreis, in dem er sich bewegt, ist ihm eine Welt! Das übrige Leben scheint ihm eine Wüste und freudenleer. Solche Menschen, sagt der Phantasie-Hoffmann, bleiben immer Kinder, stellen sich in kleiner Pedanterie oder linkisch dar, setzen sich der Verspottung der Unverständigen aus. Im Innersten solcher Geister brennt oft die Naphtaflamme höherer Erkenntniß, fremd im irren Treiben des bunten Erdenlebens ist das Werk, dem sie in Liebe einzig ergeben sind, ihnen Alles."

Aus diesem Briefe hat nun der Verfasser auch die Hauptnachrichten zu jenem Nekrolog in der Allgemeinen Musikalischen Zeitung von 1827 genommen, jedoch manche unrichtige Zuthaten hinzugethan. Während diese letzteren sich nach dem Obigen von selbst berichtigen, fügen wir noch ein ein paar charakteristische Züge bei, die er dort aus späterer Erinnerung aufgezeichnet hat:

„Wie wenig er von der Welt wußte und sich um conventionelle Formen und irdische Dinge bekümmerte, zeigte sein

Aeußeres in der Zeit, wo er am meisten componirte. Die Mode zum Beispiel, Hemdkrausen zu tragen, kannte er nicht. Eine Freundin, die ihm, damit er ordentlicher bei seinen Schülerinnen erschiene, hatte Oberhemden machen und mit dieser Verzierung besetzen lassen, fragte er: Wozu denn dieß? — Ach ja, zum Warmhalten! antwortete er sich selbst, und stopfte diesen Putz unter die Weste."

Eine Ergänzung der kleinen Andeutung oben dann ist das Nachfolgende:

„Dieser Sinn einer weltbürgerlichen Freiheit und diese Schonung Anderer mochte wohl Ursache sein, daß er in Speisehäusern, wo er zuweilen sein frugales Mittagsmahl nahm, stets das angesponnene Gespräch fortführte und frei und unbefangen über Alles, auch über die Regierung, über die Polizei, über die Sitten der Großen kritisch oder satyrisch sich aussprach. Die Polizei wußte es, aber man ließ ihn, sei es nun als einen Phantasten oder aus Achtung für sein glänzendes Kunstgenie, in Ruhe. Darum war auch seine Meinung und Behauptung: nirgends könne man freier reden als in Wien. Sein Ideal einer Verfassung war jedoch die englische. Nach ihrer Form prüfte er jede politische Erscheinung."

Die nachstehende letzte Anekdote aber hat Dr. Müller ohne Zweifel von Frau Streicher, die damals Beethovens beste Freundin in solchen Hausdingen war:

„In Rücksicht seiner Sittlichkeit stand er wohl in jener luxuriösen Stadt hoch über dem größten Theile seiner Kunst- und Lebensgenossen. Um nur ein Beispiel seiner eigenthümlichen, strengmoralischen Denkweise anzuführen! Er jagte seine — sonst gute — Haushälterin aus dem Dienst, weil sie, ihn zu schonen, eine Unwahrheit gesagt hatte. Einer Freundin, welche ihm diese gute Person besorgt hatte und ihn dieser Härte wegen befragte, antwortete er: Wer eine Lüge sagt, ist nicht reines Herzens, und eine solche Person kann auch keine reine Suppe kochen!"

XXIV. Friedrich Starke.

Das Nachstehende ist für eine Biographie Beethovens aufnotirt, welche in den 1840er Jahren der Hofmusikdirektor Dr. F. S. Gaßner in Karlsruhe zu schreiben gedachte. Starke, der sich uns nach seiner äußeren Stellung selbst vorführen wird, ist der weiteren musikalischen Welt bekannt geworden durch seine Pianoforteschule, zu der auch Beethoven ihm Beiträge geliefert. Er war 1774 in Sachsen geboren und offenbar zum Theil durch sein gutmüthig liebenswürdiges Wesen, mehr aber durch seine tüchtige Kenntniß der Blasinstrumente bei Beethoven gern gesehen und häufig sein Mittagsgast. Denn Beethoven liebte gerade in solchen Stunden der Ausspannung von seiner Arbeit die Besprechung über das rein Technische seiner Kunst. Sind es auch nur Anekdoten, was Starke hier überliefert hat, so sind dieselben doch ebenso charakteristisch wie authentisch. Wir lassen sie der Zeitfolge nach folgen.

1.

„Ein musikalisches Frühstück im Jahr 1812.

Starke, Friedrich, als erster Kapellmeister im k. k. Infanterieregiment Hieronymus Colloredo, war so glücklich die Zuneigung des Beethoven zu gewinnen und erhielt damals von ihm so manche Composition für Militärmusik. Auch mußte Starke damals Beethoven die Grenze aller Blasinstrumente und zugleich den Effect u. s. w. von jedem Instrument aufsetzen. Beethoven war nichts weniger als stolz, er war vorzüglich herablassend und herzlich gegen diejenigen, wo er Redlichkeit und gutes Herz fand; er äußerte sehr oft auf die erste Frage: wie gehts? — ‚wie's einem armen Musikanten gehen kann.' Starke ward oft zum Mittagsessen geladen und hatte nach dem oft das Seelenvergnügen Beethoven phantasiren zu hören. Das merkwürdigste und angenehmste war die Einladung zu einem Frühstück, es war für Starke ein wahres Seelenfrühstück. Beethoven logirte damals 1812 auf der

Mölkerbastei.* Nachdem das Frühstück, welches in sehr gutem Kaffee bestand (und den Beethoven in einer gläsernen Maschine selbst zu machen pflegte) eingenommen war, bat Starke noch um ein Frühstück für Seele und Herz, und Beethoven phantasirte in drei verschiedenen Stylen, erstens in gebundenem, zweitens in fugirtem, wo ein Thema mit Sechzehntel-Noten göttlich und auf die wunderbarste Weise durchgeführt wurde, und drittens im Kammerstyl, worin Beethoven die größten Schwierigkeiten mit seiner besonderen Laune zu verbinden wußte.

Starke hatte, um auch seine Hochachtung gegen Beethoven zu bezeugen, sein Horn mitnehmen lassen und machte ihm den Antrag, die F-Sonate mit Horn [Op. 17] mit ihm zu spielen. Beethoven sagte mit Vergnügen zu, es fand sich aber bei der Stimmung, daß das Fortepiano gerade um einen halben Ton zu tief stand, Starke sagte, er wollte sein Horn um einen halben Ton tiefer stimmen, Beethoven erwiderte mit dem Bemerken, daß der Effect leide, lieber wolle er um einen halben Ton höher transponiren (also anstatt F- Fis-dur spielen). Es wurde angefangen und Beethoven spielte es bewunderungswürdig schön; die Passagen rollten so deutlich und schön, daß man gar nicht glauben konnte, er transponire. Beethoven ertheilte auch Starke das Lob, daß er die Sonate nie mit der Schattirung gehört habe, vorzüglich zog er das pp. vor. Das Ganze war ein göttliches Frühstück."

Die nachfolgende Begebenheit muß vor dem Jahre 1815 geschehen sein, denn in diesem Jahre starb Beethovens jüngerer Bruder Karl, der Vater des Neffen. Sein Namenstag ist der 25. August.

2.

„Nachtmusik.

Starke bezeigte seine Achtung manchmal zu seinem Namensfeste durch eine militärische Nachtmusik. Die merkwürdigste war

* In derselben Wohnung war auch Bettina. Er nannte sie seine „Sternwarte," weil man von dort einen weiten Blick über das Glacis und die Höhen des Wiener Waldes hatte.

die bei seinem Bruder, welcher in der Alsergasse bei den drei Läufern sein Häuschen hatte; es war Beethoven eine angenehme Ueberraschung. Nach der Militärmusik mußte Starke an den andern Vergnügungen Theil nehmen, mit dem Militärcapellmeister Delange (ein Italiener), der damals mitwirkte und vorzüglich sich freute, Beethoven zu sehen und vielleicht zu hören. Starke bat Beethoven nur ein wenig zu phantasiren. ‚Das Fortepiano ist sehr schlecht, war die Antwort, aber wenn ich Ihnen ein Vergnügen verschaffen kann, so bin ich bereitwillig.‘ Beethoven fing mit einem Thema an, welches einer kindischen Tändelei gleichte, es bestand ungefähr in folgendem Anfang $\frac{3}{8}$ | ꝛc., ward aber so interessant durchgeführt, daß man es eine Stunde hätte anhören können, er kam bei dieser Phantasie in ein schwebendes Spiel, wo gleichsam die Töne nur hingehaucht wurden ppp., und man hörte doch einen jeden Ton. Göttlicher Abend für Starke, aber der Kapellmeister Delange blieb kalt — —.“

Die dritte wie die fünfte Anekdote hat Gaßner selbst nach Starke's Erzählung aufgeschrieben. Erstere muß in die Zeit von ungefähr 1816—18 fallen, wo Beethoven noch zuweilen bei Streichers musizirte. Die feinere Empfindung, die der Neffe hier für Musik bewies, bestimmte den Onkel ihm später oftmals neuerfundene Themen und Weisen mitzutheilen und ihm sogar an der Entscheidung über ihre Verwerthung eine Art von Antheil zu gewähren. Der Knabe war im Jahr 1807 geboren, also jetzt 9 oder 10 Jahre alt.

3.

„Im Streicherschen Hause war gewöhnlich wöchentlich musikalische Unterhaltung in einem eigens dazu akustisch gebauten Saale, wo in den Jahren .... Beethoven selten dabei fehlte. Es wurden meist Compositionen für Pianoforte vorgetragen. Bei dieser Gelegenheit hatte Beethoven oft seinen Neffen Karl mitgenommen. Einst schlief der Knabe, damals im .... Jahre, auf Beethovens Schooße vor dem Klaviere während der Aufführung eines Tonstückes ein. Es wurde

darauf von Beethoven etwas vorgetragen und beim ersten Accord erwachte Karl schnell und blickte freundlich auf. Man frug ihn wie er schlafen konnte und um die Ursache seines jähen Erwachens, ob er auch wüßte, von wem dies Tonstück sei; und er antwortete hastig: ‚Das ist Musik von meinem Onkel.‘ Nicht wenig trug dies Benehmen des Knaben bei, daß ihn Beethoven stets lieber gewann.“

Das nachfolgende anziehende Begebniß setzt zwar Starke ausdrücklich ins Jahr 1820. Da aber Beethoven damals nicht in Döbling war, so ist das Jahr 1821 anzunehmen, wo Beethoven noch mit der Composition der großen Messe beschäftigt war. Ein anderes Jahr paßt in keiner Weise.

4.

„Das Mittagmahl 1821.

Starke wie schon gesagt hatte die Zuneigung, er ward der Klavierlehrer seines Neffen Karl van Beethoven, ward sehr oft zum Mittagsessen bei Beethoven eingeladen, besonders merkwürdig ist das Döblinger Mittagmahl. Beethoven hatte damals sein Sommerlogie in Unter-Döbling, Starke besuchte ihn oft, einmal traf er nur seine Köchin zu Hause, Starke hinterließ seine Hochachtung und versprach Nachmittag seine Aufwartung zu machen. Als Beethoven zu Hause kam, fragte er die Köchin, wo ich hingegangen; die Köchin konnte es nicht sagen, weil sie's nicht wußte. Beethoven vermuthete, daß ich im Wirthshaus „Zum Finger“ essen würde (weil sich beide dort sehr oft fanden) und fand mich dort im Lusthaus bei der Suppe; der Kellner wollte das Rindfleisch bringen, Beethoven wies ihn zurück und sagte zu mir: ‚Das Rindfleisch essen Sie in einer Stunde bei mir.‘ Wir gingen zusammen bis zur Johanneskapelle, da blieben wir stehen (Beethoven hatte Starke schon früher erzählt, daß er als Knabe schon Orgel gespielt habe). Starke damals als guter Bekannter von dem Herrn von Albert, dem diese Kirche gehört, war es leicht die Schlüssel zur Kirche und Orgel zu bekommen. Starke benutzte die schöne Gelegenheit, bat Beet-

hoven ihm eine Seelenspeise vor dem Essen auf der Orgel zu geben.

Beethoven fand sich bereitwillig und spielte beinahe eine halbe Stunde. Diese Orgelproduktion bestand aus zwei Preludien, das erste con amore mit angenehmem Register (Beethovens Gehör war damals in dem Zustand, daß er dieses Piano auf der Orgel noch hörte), das zweite bestand aus fugirten Sätzen, es war ein Freudenfest für Starke. Schade daß diese Töne der Nachwelt nicht übertragen werden konnten, sie verschwanden und blieben Niemanden im Andenken als nebst den Bälgetretern Starke und dem k. k. Regierungsrath Herrn d'Arailza, der damals im Herrn v. Albertischen Hause im zweiten Stock (welcher mittelst eines Gangs vom Zimmer ins Chor führt) logirte und zufälligerweise zu Hause war und sich für diesen Zufall glücklich preiste."

Die letzte kleine Aufzeichnung ist ebenfalls noch mittheilenswerth, sie zeigt die ganze Schaffensversunkenheit des glücklich unglücklichen Tauben in diesen letzten Lebensjahren.

5.

„Ich kam einst eines Morgens zu ihm und von der Magd als Bekannter hineingelassen, ging ich von einem Zimmer in das andere ohne ihn zu finden, endlich im letzten seinem Schlafcabinet war er. Da das Pochen stets unnütz war, so mußte man gewöhnlich unangemeldet eintreten. Mit großem Erstaunen aber fand ich Beethoven in der Mitte des Zimmers im Hemd . . . . sitzend und zum Ueberfluß hatte er sich des Abends eingeseift und vergessen sich zu barbiren. Es war wirklich ein theils lächerlich theils bedauerungswürdiger Anblick seine Zerstreutheit. Die Seife war nämlich über Nacht getrocknet und sah ohngefähr aus wie Pappe, die an Kinn und Wangen klebte. Ohne jedoch sich stören zu lassen, deutete er nur auf die Thüre um mich einstweilen zu entfernen, bis er sich accommodire; indeß kam er schon in einigen Minuten aus dem Zimmer."

XXV. J. Russel.

J. Russels „Reisen durch Deutschland“ in den Jahren 1820—1822 erschienen im Jahre 1825 auch im Deutschen. Der Engländer hat die Eigenthümlichkeit Beethovens im ganzen gut aufgefaßt, doch bemerkt man den Ausländer und Nichtmusiker. Die Zeit ist wahrscheinlich der Herbst 1821, wo Beethoven nach Vollendung der Hauptarbeit an der großen Messe sich auch dem äußern Leben wieder zuwandte. Auch die Leipziger Musikzeitung meldet im Frühjahr 1822, wie er „bereits einigemale in einem geselligen Cirkel ganz meisterlich zur allgemeinen Freude phantasirt und bewiesen habe, daß er noch immer sein Instrument mit Kraft, Lust und Liebe zu behandeln verstehe.“ Einen solchen Abend schildert Russel, derselbe fand aller Vermuthung nach bei dem Großhändler Puthon statt, dessen Frau sehr musikalisch war.

„Beethoven ist der berühmteste unter den jetzt lebenden Componisten Wiens, und in gewissen Fächern auch der vorzüglichste seiner Zeit. Wundersam ist die Stärke, wodurch er sich in der Harmonie auszeichnet. Ob er gleich noch nicht alt ist, so ist er doch wegen seiner außerordentlichen Taubheit für die Gesellschaft ganz verloren, und er ist durch dieses Unglück ganz ungesellig geworden. Die Vernachlässigung seines Aeußern gibt ihm ein etwas verwildertes Ansehen. Seine Gesichtszüge sind kräftig und hervorstechend; sein Auge ist ausdrucksvoll; sein Haar, welches seit Jahren weder Kamm noch Scheere berührt zu haben scheint, überschattet seine breite Stirn in einer Fülle und Unordnung, mit welcher nur die Schlangen um das Medusenhaupt verglichen werden können. Zu diesem anspruchslosen Aeußern paßt sein Benehmen im ganzen genommen nicht übel. Freundlichkeit und Gesprächigkeit liegen nicht in seinem Charakter, ausgenommen daß er sich dann eher hingibt, wenn er im Kreis vertrauter Freunde sich befindet. Der gänzliche Verlust seines Gehörs hat ihn aller Freuden beraubt, welche der gesellschaftliche Umgang gewährt, und wahrscheinlich zu seinem

mürrischen Wesen viel beigetragen. Er pflegte sonst einen besondern Keller zu besuchen, wo er den Abend in einem Winkel völlig geschieden von dem Geschwätz und den Zänkereien öffentlicher Versammlungsörter zubrachte, Wein und Bier trank, Käse und Bücklinge aß, und in den Zeitungen las. Eines Abends setzte sich Jemand neben ihn, dessen Aeußeres ihm gar nicht gefiel. Er sah den Fremden sich an und spuckte sodann auf die Erde, als hätte er eine Kröte gesehen, hierauf sah er bald auf's Zeitungsblatt, bald wieder auf den ungebetenen Gast, und spuckte von neuem aus, wobei sich sein Haar allmählig noch wilder und struppiger hinansträubte, bis er endlich den Wechsel von Ausspucken und Anstarren mit dem schönen Ausrufe beschloß: ‚Was für eine schändliche Fratze!' und aus dem Zimmer lief.

Selbst unter seinen ältesten Freunden muß ihm wie einem eigensinnigen Kinde aller Wille gethan werden. Er führt beständig ein kleines Schreibbüchelchen bei sich, und die ganze Unterhaltung geschieht mit ihm schriftlich. In dieses Büchelchen zeichnet er sogleich, ob es gleich nicht liniirt ist, jede musikalische Idee auf, die ihm gerade einfällt. Für einen andern Virtuosen dürften diese Noten an und für sich durchaus unverständlich sein, um so mehr, da sie so keinen verhältnißmäßigen Werth haben. Nur er allein weiß in seinem Gedächtniß den Zusammenhang zu bewahren, mit welchem er aus diesem Labyrinth von Punkten und Cirkeln die köstlichsten und bewundernswerthesten Harmonien zu entwickeln versteht. In dem Augenblick, da er sich an das Pianoforte setzt, weiß er sicher nicht, daß irgend etwas in der Welt außer ihm und seinem Instrument existirt, und wenn man bedenkt, wie taub er ist, so scheint es ganz unmöglich zu sein, daß er Alles hören sollte, was er spielt. Wenn er folglich auf dem Pianoforte spielt, so bringt er oft auch nicht eine Note heraus. Er hört sie nur mit den Ohren des Geistes. Während sein Auge und die fast unmerkliche Bewegung seiner Finger andeutet, daß er den Satz in seiner Seele durch alle seine sterbenden Abstufungen verfolgt, daß das Instrument in der That fast eben so stumm, als der Spieler taub ist.

Ich hörte ihn spielen; allein es so weit zu bringen, er=

fordert in der That einige Feinheit, so groß ist sein Abscheu gegen Alles, was einer ausdrücklichen Aufforderung dazu ähnlich sieht. Hätte man ihn geradezu gebeten, der Gesellschaft diese Gefälligkeit zu erzeigen, so würde er sie rund abgeschlagen haben; man mußte ihn mit List dazu bringen. Jedermann verließ das Zimmer, ausgenommen Beethoven und der Herr des Hauses, einer seiner vertrautesten Bekannten. Beide führten vermittelst des erwähnten Schreibbüchelchens ein Gespräch mit einander über Bankactien. Der Herr berührte wie ganz durch Zufall die Tasten auf dem offenstehenden Pianoforte, neben welchem sie saßen, fing allmählig an, eine von Beethovens eigenen Compositionen zu durchlaufen, machte dabei tausend Schnitzer, verstümmelte in aller Geschwindigkeit eine Passage so arg, daß sich der Componist herabließ, seine Hand auszustrecken und ihn zurecht zu weisen. Nun war's gut; die Hand war einmal auf dem Pianoforte, sein Freund verließ ihn sogleich unter einem Vorwand, und begab sich zu der übrigen Gesellschaft, die in dem nächsten Zimmer, von wo aus sie alles hören und sehen konnten, geduldig den Ausgang dieser langweiligen Verschwörung erwarteten.

Beethoven, allein gelassen, setzte sich nun selbst an das Pianoforte. Anfangs that er nur dann und wann einige kurze und abgebrochene Griffe, gleichsam als befürchtete er bei einem Bubenstück ertappt zu werden; aber nach und nach vergaß er alles Andere um sich her, und verlor sich ungefähr eine halbe Stunde lang in eine Phantasie, deren Styl äußerst abwechselnd war und sich besonders durch plötzliche Uebergänge auszeichnete. Die Liebhaber waren hingerissen, für den Uneingeweihten war es um so interessanter zu bemerken, wie sich die Musik aus des Mannes Seele in seinem Gesichte ausdrückte. Er schien mehr Gefühl für das Kühne, Gebietende und Stürmische zu haben, als für das Sanfte und Schmachtende. Seine Gesichtsmuskeln schwollen an, und seine Adern traten hervor; das ohnehin wilde Auge rollte noch einmal so heftig, der Mund zuckte und Beethoven hatte das Ansehen eines Zauberers, „der sich von den Geistern überwältigt fühlt, die er selbst beschwor."

XXVI. Friedrich Rochlitz.

Friedrich Rochlitz, der erste feiner gebildete Beurtheiler der Musik und der Musiker, der vor allem durch seine Allgemeine musikalische Zeitung, wie Beethovens Ausdruck über seinen Nachfolger und Schüler A. B. Marx lautete, „das bloße Sylbenzählen etwas in Abnahme brachte,“ — Rochlitz ist den Musikfreunden aus Mozarts Leben bekannt, und noch auf dem Todesbette hat unser Meister ihn sogar zum Biographen erwählt. So ist es von doppeltem Werth, den Anlaß dieser besondern Schätzung kennen zu lernen, der außer jenen musikalischen Besprechungen eben in der persönlichen Bekanntschaft lag, die er im Sommer 1822 mit Rochlitz machte. Rochlitz hat dieselbe ziemlich ausführlich und in den entscheidenden Zügen ohne Zweifel auch wahrheitsgetreu in jener Sammlung von Aufsätzen niedergelegt, die er um die 1830er Jahre unter dem Titel „Für Freunde der Tonkunst“ herausgab. Daraus erfahren wir denn, daß ein näherer Zweck seiner Reise nach Wien darin lag, die beiden berühmten Wiener Meister Salieri und Beethoven zu einer Composition für die Leipziger Musikhandlung Breitkopf & Härtel zu bestimmen, und zwar den letztern zu einer — Musik zum Faust.

Steht nun auch Rochlitz Beethoven gegenüber nicht auf der entsprechenden Höhe weder der künstlerischen noch der geistigen Beurtheilung, so war es doch gerade der Umstand, daß er mit einem solchen Vorschlage kam, was Beethoven gegen den an sich geistig angeregten und musikverständigen Mann zugänglicher und „aufgeknöpfter“ sein ließ, und so kommt hier ebenfalls manches „echt Beethoven'sche“ ans Licht. Rochlitz schreibt also von Baden den 9. Juli „In mein Haus,“ d. h. zunächst an seine Frau:

„Jetzt zu dem zweiten jener musikalischen Flügelmänner, zu Beethoven, und auch von ihm nur, was ich selbst mit ihm erlebt hatte. Ist das auch wenig, so scheint es mir doch bezeichnend genug.

Ich hatte Beethoven noch nie gesehen: um so mehr wünschte

ich, daß es möglich bald geschähe. Ich sprach schon am dritten Tage meiner Anwesenheit darüber mit †, seinem vertrauten Freunde.* ‚Er wohnt auf dem Lande,‘ sagte dieser. ‚So fahren wir hinaus.‘ ‚Das wohl, aber seine unglückliche Taubheit hat ihn nach und nach ganz menschenscheu gemacht. Er weiß, daß Sie hieher haben kommen wollen; er wünscht Ihre persönliche Bekanntschaft: gleichwohl sind wir nicht sicher, daß er nicht, siehet er uns ankommen, davonläuft; denn, wie zuweilen die frischeste Fröhlichkeit, so überläuft ihn öfters die heftigste Verstimmung, urplötzlich, ohne Grund, und ohne daß er widerstehen könnte. Aber er kömmt in die Stadt, wöchentlich wenigstens einmal, und dann jederzeit zu uns, weil wir ihm seine Briefe und dergleichen besorgen. Dann ist er meist guter Dinge und dann haben wir ihn fest. Wenn Sie daher der guten, gequälten Seele so weit nachgeben wollten, sich gefallen zu lassen, daß wir es Ihnen sogleich meldeten, und Sie — es sind ja nur wenige Schritte — dann wie von ungefähr kämen . . .‘

Allerdings nahm ich das herzlich gern an. Den nächsten Sonnabend Morgens kommt der Bote; ich ging und traf Beethoven munter zu † sprechend. Diesen ist er gewohnt und verstehet ihn ziemlich, indem er die Worte aus den Bewegungen des Gesichtes und der Lippen lieset † stellte uns einander vor. Beethoven schien sich zu freuen, doch war er gestört. Und wär' ich nicht vorbereitet gewesen: sein Anblick würde auch mich gestört haben. Nicht das vernachlässigte fast verwilderte Aeußere; nicht das dicke schwarze Haar, das struppig um seinen Kopf hing u. dergl., sondern das Ganze seiner Erscheinung. Denke dir einen Mann von etwa fünfzig Jahren, mehr noch kleiner als mittler, aber sehr kräftiger stämmiger Statur, ge-

* Der hier Verschwiegene ist ohne Zweifel Tobias Haslinger, Compagnon der Steinerschen Firma; wie denn auch die Zusammenkunft nachher im Paternostergäßl geschieht. Er war Beethoven stets zu jedem Dienste bereit, daher auch von ihm gern gesehen und als guter Freund behandelt. Von „Vertrautheit“ jedoch konnte einem solchen echten Wiener „Faijaken“ gegenüber bei Beethoven nicht die Rede sein.

drängt, besonders von starkem Knochenbau — ungefähr wie Fichte's, nur fleischiger und besonders von vollerem runderem Gesicht; rothe, gesunde Farbe; unruhige, leuchtende, ja beim fixirten Blick fast stechende Augen; keine oder hastige Bewegungen; im Ausdruck des Antlitzes, besonders des geist- und lebensvollen Auges eine Mischung oder ein zuweilen augenblicklicher Wechsel von herzlichster Gutmüthigkeit und von Scheu; in der ganzen Haltung jene Spannung, jenes unruhige besorgte Lauschen des Tauben, der sehr lebhaft empfindet; jetzt ein froh und frei hingeworfenes Wort, sogleich wieder ein Versinken in düsteres Schweigen; und zu alle dem, was der Betrachtende hinzubringt und was immerwährend mit hineinklingt: das ist der Mann, der Millionen nur Freude bringt — reine geistige Freude! —

Er sagte mir in abgebrochenen Sätzen einiges Freundliche und Verbindliche; ich erhob die Stimme nach Möglichkeit, sprach langsam, accentuirte scharf und bezeugte ihm so aus der Fülle des Herzens meinen Dank für seine Werke und was sie mir sind, auch lebenslang bleiben werden; führte einige meiner Lieblinge besonders an und verweilte dabei; erzählte, wie man in Leipzig seine Symphonien musterhaft aufführt, wie man jedes Winterhalbjahr sie sämmtlich und zum lauten Entzücken des Publikums zu Gehör bringt ꝛc. Er stand hart an mir, bald mit Spannung mir ins Gesicht blickend, bald das Haupt senkend; dann lächelte er vor sich hin, nickte zuweilen freundlich mit dem Kopfe, sagte aber kein Wort. Hatte er mich verstanden? Hatte er's nicht? Endlich mußte ich ja wohl aufhören, da drückte er mir heftig die Hand und sagte kurzab zu †: ‚Ich habe noch einige nothwendige Gänge!' Und indem er ging, zu mir; ‚Wir sehen uns wohl noch!' Jetzt kam † zurück. Hat er mich verstanden? fragte ich. † begleitete ihn hinaus. Ich war innig bewegt und angegriffen. † zuckte die Achseln: ‚Nicht ein Wort.' Wir schwiegen eine lange Weile, und ich will nicht sagen, wie bewegt ich war. Endlich fragte ich: ‚Warum wiederholten Sie ihm nicht wenigstens Einiges, da er Sie ziemlich versteht?' — ‚Ich wollte Sie nicht unterbrechen und er wird leicht empfindlich,

Auch hoffte ich wirklich, er würde Manches verstehen; aber das Geräusch auf der Straße, Ihre ihm ungewohnte Sprache, und vielleicht selbst seine Hast, Alles zu verstehen, weil er Ihnen wohl ansah, daß Sie ihm Angenehmes sagten ... Er war so traurig!' — Ich kann es nicht beschreiben, in welcher Stimmung ich wegging. Derselbe, der alle Welt mit seinen Tönen erquickt, hört keinen, und auch nicht den Ton dessen, der ihm seinen Dank bringen will; ja, dieser wird ihm zur Qual! Ich war fest entschlossen, ihn nicht wieder zu sehen und Herrn Härtels Auftrag schriftlich an ihn gelangen zu lassen.

Etwa vierzehn Tage darauf will ich eben zu Tische gehen: da begegnet mir der junge Compositeur Franz Schubert, ein enthusiastischer Verehrer Beethovens. Dieser hatte zu ihm von mir gesprochen. ‚Wenn Sie ihn unbefangener und fröhlich sehen wollen,' sagte Schubert, ‚so dürfen Sie nur eben jetzt in dem Gasthause speisen, wohin er alleweile in derselben Absicht gegangen ist.' — Er brachte mich hin. Die Plätze waren meist besetzt: Beethoven saß umgeben von Mehreren seiner Bekannten, die mir fremd waren. Er schien wirklich froh zu sein. So erwiderte er meinen Gruß; aber absichtlich ging ich nicht zu ihm. Doch fand ich einen Platz, wo ich ihn sehen und, weil er laut genug sprach, auch großentheils verstehen konnte. Es war nicht eigentlich ein Gespräch, das er führte, sondern er sprach allein, und meistens ziemlich anhaltend, wie auf gut Glück ins Blaue hinaus. Die ihn Umgebenden setzten wenig hinzu, lachten bloß oder nickten ihm Beifall zu. Er — philosophirte, politisirte auch wohl, in seiner Art. Er sprach von England und Engländern, wie er nämlich beide in unvergleichlicher Herrlichkeit sich dachte — was zum Theil wunderlich genug herauskam. Dann brachte er mancherlei Geschichten von Franzosen aus der Zeit der zweimaligen Einnahme Wiens. Diesen war er gar nicht grün. Alles trug er vor in größter Sorglosigkeit und ohne den mindesten Rückhalt; Alles auch gewürzt mit höchst originellen naiven Urtheilen oder possirlichen Einfällen. Er kam mir dabei vor, wie ein Mann von reichem, vordringendem Geist, unbeschränkter, nimmer rastender Phan-

tasie, der als heranreifender, höchstfähiger Knabe mit dem, was er bis dahin erlebt und erlernt hätte oder was an Kenntnissen ihm sonst angeflogen wäre, auf eine wüste Insel wäre ausgesetzt worden, und dort über jenen Stoff gesonnen und gebrütet hätte, bis ihm seine Fragmente zu Ganzen, seine Einbildungen zu Ueberzeugungen geworden, welche er nun getrost und zutraulich in die Welt hinausrufte.

Jetzt hatte er seine Mahlzeit beendigt, stand auf und kam zu mir. ‚Na, geht's gut im alten Wien?' sagte er freundlich. Durch Zeichen bejahte ich, trank auf sein Wohl und forderte ihn auf, es zu erwidern. Er nahm's an, winkte mir aber nach einem kleinen Seitenzimmer. Das war mir eben recht. Ich nahm die Flasche und folgte. Hier waren wir nun allein, bis auf zuweilen einen Gucker, der aber bald wieder abtrollte. Er bot mir ein Täfelchen, worauf ich schreiben sollte, was er aus meinen Zeichen nicht verstand. Er begann mit dem Lobe Leipzigs und seiner Musik, nämlich dessen, was zur Aufführung in Kirche, Concert und Theater gewählt wird: sonst kennt er Leipzig nicht und ist nur als Jüngling, als er nach Wien ging [?], durchgereist. ‚Und wenn darüber nichts gedruckt würde, als die dürren Register; ich läse es doch mit Vergnügen,' sagte er. Man sieht doch: es ist Verstand darin, und guter Wille gegen Alle. Hier hingegen . . .' Nun ging's los und derb, auch ließ er sich gar nicht Einhalt thun. Er kam auf sich: ‚Von mir hören Sie hier gar nichts.' — ‚Jetzt im Sommer!' schrieb' ich. ‚Nein, rief er, im Winter auch. Was sollten Sie hören? Fidelio? Den können sie nicht geben und wollen ihn auch nicht hören. Die Symphonien? Dazu haben sie nicht Zeit. Die Concerte? Da orgelt Jeder nur ab, was er selbst gemacht hat. Die Solosachen? Die sind hier längst aus der Mode, und die Mode thut Alles. Höchstens sucht der Schuppanzigh manchmal ein Quartett hervor u. s. w.'*

* Hier liegt ein Gedächtnißfehler vor. Schuppanzigh war seit 1816 von Wien abwesend und kam erst 1823 zurück. Wohl aber gab Joseph Böhm damals Quartettproductionen. Ebenso ist unrichtig, daß Beethoven auf der Reise nach Wien Leipzig passirte; er war vielmehr 1796 dort.

So viel Uebertreibung darin ist: ohne Grund und Wahrheit ist es nicht. Endlich hatte er sich ausgeschüttet und kam auf Leipzig zurück. ‚Aber, sagte er, Sie leben ja wohl eigentlich in Weimar?‘ Er mochte nach meiner Adresse sich das gedacht haben. Ich schüttelte. ‚Da kennen Sie auch den großen Goethe nicht?‘ Ich nickte, und das tüchtig. ‚Ich kenn' ihn auch, fuhr er fort, indem er sich in die Brust warf, und helle Freude aus seinen Zügen sprach. ‚In Karlsbad [Teplitz] hab' ich ihn kennen gelernt, vor — Gott weiß wie langer Zeit. Ich war damals noch nicht so taub wie jetzt, aber schwer hörte ich schon. Was hat der große Mann da für Geduld mit mir gehabt! was hat er an mir gethan!‘ Er erzählte vielerlei Geschichtchen und höchst erfreuliche Details. ‚Wie glücklich hat mich das damals gemacht! Todtschlagen hätt' ich mich für ihn lassen, und zehnmal. Damals, als ich so recht im Feuer saß, hab' ich mir auch meine Musik zu seinem Egmont ausgesonnen; und sie ist gelungen, nicht wahr?‘ Was ich nur von Bewegungen zum Ausdruck der Freude wußte, machte ich ihm vor.*

Dann schrieb ich auf, daß wir diese Musik nicht nur zu jeder Vorstellung des Egmont, sondern auch fast jedes Jahr einmal im Concerte geben, mit einer Art Erläuterung, meistens aus jenen Scenen des Gedichts, worauf sich die Musik zunächst bezieht, zusammengerückt. ‚Ich weiß! ich weiß!‘ rief er. ‚Seit dem Karlsbader Sommer lese ich im Goethe alle Tage — wenn ich nämlich überhaupt lese. Er hat den Klopstock bei mir todtgemacht. Sie wundern sich? Nun lachen Sie? Aha, darüber, daß ich den Klopstock gelesen habe! Ich habe mich Jahre lang mit ihm getragen; wenn ich spazieren ging und sonst. Ei nun: verstanden hab' ich ihn freilich nicht überall. Er springt so herum; er fängt auch immer gar zu weit von oben herunter an; immer Maestoso! Des-dur! Nicht? Aber er ist doch groß und hebt die Seele. Wo ich ihn nicht verstand, da rieth ich doch — so ungefähr. Wenn er nur nicht

* Die Musik zu Egmont war wie wir wissen schon 1810 geschrieben. Beethoven konnte leicht den Eindruck der ersten näheren Vertrautheit mit dem Dichter mit der nachfolgenden persönlichen Bekanntschaft verwechseln.

immer sterben wollte! Das kömmt so wohl Zeit genug. Nun, wenigstens klingt's immer gut u. s. w. Aber der Goethe: der lebt, und wir Alle sollen mitleben. Darum läßt er sich auch componiren. Es läßt sich Keiner so gut componiren, wie er. Ich schreibe nur nicht gern Lieder ...'

Hier, lieber Härtel, hatte ich nun die schönste Gelegenheit, jene Idee und Ihren Auftrag anzubringen. Ich schrieb den Vorschlag und Ihre Zusage auf, indem ich ein möglichst ernstes Gesicht machte. Er las. ‚Ha!' rief er aus und warf die Hand hoch empor. ‚Das wär' ein Stück Arbeit! Da könnt' es 'was geben!' In dieser Art fuhr er eine Weile fort, malte den Gedanken sich sogleich und gar nicht übel aus und sah dabei, zurückgebeugten Hauptes, starr an die Decke. ‚Aber,' begann er hernach, ‚ich trage mich schon eine Zeit her mit drei andern großen Werken. Viel dazu ist schon ausgeheckt; im Kopfe nämlich. Diese muß ich erst vom Halse haben: zwei große Symphonien, und jede anders; jede auch anders als meine übrigen, und ein Oratorium. Und damit wird's lange dauern; denn sehen Sie, seit einiger Zeit bring' ich mich nicht mehr leicht zum Schreiben. Ich sitze und sinne und sinne; ich hab's lange: aber es will nicht aufs Papier. Es graut mir vor'm Anfang so großer Werke. Bin ich drin: da geht's wohl ...' Und so fuhr er noch lange fort. Da zweifle ich nun. Doch wollen wir hoffen, weil ihn der Gedanke reizt und er einmal über das andere versichert, ihn nicht außer Acht lassen zu wollen.*

Unsere dritte Zusammenkunft war die heiterste von allen. Er kam hieher, nach Baden, und zwar dießmal ganz nett und sauber, ja elegant. Doch hinderte ihn dieß nicht (es war ein heißer Tag), bei einem Spaziergange im Helenenthal — und das heißt, auf dem Wege, den Alles, selbst der Kaiser und sein hohes Haus geht, und wo Alle auf meist schmalem Pfade

* Die Symphonien waren die Neunte mit Schillers „Freude, schöner Götterfunken!" und jene unvollendete Zehnte mit ihrer geistig noch höher gehenden Idee: der Vereinigung der modernen, christlichen Welt mit dem antiken Mythos. Das Oratorium war „Der Sieg des Kreuzes."

hart an einander vorbei müssen — den feinen schwarzen Frack auszuziehen, ihn am Stocke auf dem Rücken zu tragen und blosarmig zu wandern. Er blieb von ungefähr Vormittags zehn bis Nachmittags sechs Uhr. Jener sein Freund und Gebauer waren mit ihm. Diese ganze Zeit über war er überaus fröhlich, mitunter höchst possirlich, und Alles, was ihm in den Sinn kam, mußte heraus. („Ich bin nun einmal heute aufgeknöpft'; so nannte er's, und bezeichnend genug.) Sein ganzes Reden und Thun war eine Kette von Eigenheiten, und zum Theil höchst wunderlichen. Aus allen leuchtete aber eine wahrhaft kindliche Gutmüthigkeit, Sorglosigkeit, Zutraulichkeit gegen Alle, die ihm nahe kamen, hervor. Selbst seine keifenden Tiraden — wie jene gegen die jetzigen Wiener, deren ich oben gedachte — sind nur Explosionen der Phantasie und augenblicklichen Aufgeregtheit. Sie werden ohne allen Hochmuth, ohne alles Erbitterte und Gehässige der Gesinnung — sie werden mit leichtem Sinn, gutem Muthe, in wirrig humoristischer Laune herausgepoltert, und damit ist's aus.

Auch beweiset er im Leben — und für seine Subsistenz nur allzuoft und allzuentscheidend, — daß er demselben, der ihn schwer verletzt und gegen den er in der einen Stunde am heftigsten geeifert, in der zweiten den letzten Thaler hingibt, wenn dieser ihn nöthig hat. Da nun zu alledem noch das froheste Anerkenntniß fremder, wenn nur wahrhaft ausgezeichneter und zugleich wahrhaft selbständiger Verdienste kömmt (wie spricht er von Händel, Bach, Mozart!) da er über die größern seiner Arbeiten sich zwar nicht meistern läßt (und wer hätte auch dazu das Recht?), aber wahrlich sie nicht überschätzt, und die kleinern lachend mehr preisgibt, als vielleicht irgend ein Anderer; da überdieß, ist er einmal in Bewegung gesetzt, derbschlagende Witzworte, possirliche Einfälle, überraschende, aufregende Combinationen und Paradoxien ihm immerfort zuströmen, so behaupte ich in vollem Ernst, er erscheint selbst liebenswürdig, oder erschrickst du hier vor diesem Worte, so sage ich: der dunkle, ungeleckte Bär hält sich so treumüthig und zutraulich, brummt auch und schüttelt die Zottelchen so gefahrlos und

kurios, daß man sich freuen und ihm gut sein müßte, sogar wenn er nichts wäre als solch ein Bär und nichts geleistet hätte, als was nun eben ein solcher kann.

Die Geschichte dieses Tages aber, oder vielmehr die Summe seiner kleinen, originellen Geschichtchen, muß ich für mündliche Mittheilung aufheben; denn wann wollte ich Kurgast, der nicht schreiben soll, zu Ende kommen? Indessen — als ich den guten Beethoven in den Wagen geschoben hatte und allein in jenem reizenden Thale auf und ab ging: da wurde mir's doch wieder sehr ernst zu Muthe. Dießmal lenkten sich meine Beobachtungen nicht bloß wie beim ersten Zusammentreffen mit ihm, auf das schwere Leiden, das sein Geschick ihm auferlegt. Sah ich doch nun: er hat auch sehr frohe, vollkommen glückliche Stunden; in andern, gleichfalls guten, lebt er in seiner Kunst oder in Planen und Träumen über dieselbe; die schlimmen aber nimmt er mit in den Kauf, ergießt sich darüber und vergißt sie dann: wer hat's am Ende besser? Meine Betrachtungen lenkten sich ins Allgemeinere. Es stellten sich mir Situationen über Situationen dar, wo der Mensch — und zwar nicht aus Wahl und freiem Entschluß, was sonst die schönste Ausgleichung mit sich führte, sondern durch gewisse besondere Mischung seiner Kräfte und den Drang seiner Verhältnisse, — um eben sein Allerbestes der Welt darzubringen, sich selber (nicht bloß sein Glück) tief verletzen, sich wohl an den Rand seines Untergangs treiben muß; wo er eben das, was von bittern Schmerzen Andere am wohlthuendsten befreit, gar nicht auffände, würde nicht er selbst von den allerbittersten Schmerzen umhergerissen, und eben das, was Andern ihr Inneres am schönsten ausheitert, es erquickt und stärkt, nimmer hervorbrächte, wenn nicht sein Inneres bald von schauerlichstem Dunkel umfangen, bald von lodernden Flammen angezehrt würde u. s. w.

Ich mag nicht schildern, wie wirr und grauenhaft mir endlich zu Muthe ward in der dämmernden Berggrotte am Wege, wo ich saß. Da raffte ich mich auf. Heraustretend unter den tiefblauen Abendhimmel, ergriff ich fest und innig, was ich von Anfang nicht hätte entlassen sollen. Empfangen

wir es doch von Anfang (selbst unseres Lebens), können es uns immerdar bewahren, wenn wir nur wollen, und behalten auch nichts weiter, wenn's dereinst zum Ende geht! Da waren die bösen Geister und häßlichen Larven alle weg, wie ein zwecklos quälender Traum, wenn der Morgenstrahl durchs Fenster bricht. Nun stand es sogar draußen für mich ganz anders. Ich sah nun wieder die Geschwister, von denen ich neulich geschrieben — den Hirtenknaben und das Mädchen, von denen ich jene zwei artigen steiermärkischen Liedchen gelernt; ich sah sie die Rinder vom Bergabhang nach Hause treiben und hörte sie höchst zufrieden jodeln, weithinhallend in die stille Luft. Mehr nach hinten erblickte ich die alten Buchen der Berge rothgolden angeglüht und, nach der gewöhnlichen Täuschung bei solchem Fallen des Lichts, wie mir näher treten aus ihrer hohen Ferne. Zu meiner Linken spielte sich der Bach munter zwischen den Felsensteinen in seinem Bette hindurch und jedes seiner Wellchen flimmerte. Von der Helenenkapelle bimmelte die Abendglocke, und der Wiederhall aus den Bergen mischte ihre und seine Töne, damit jener Gellendes mildernd. Und alles das für mich: es war ja weiter kein Mensch da. So nähere ich mich meinem Wohnhause; da steht der Diener im Thorweg und hält mir einen Brief, der indeß eingelaufen, hoch entgegen, einen ersehnten, Deinen Brief, mit der Nachricht von der glücklichen Entbindung unserer Tochter — —"



XXVII. Wilhelmine Schröder-Devrient

Wir sprechen oben beim Fidelio (S. 77) von einem historischen Entscheidungsmoment für die Erstehung der wahren tragischen Darstellungskunst innerhalb der Oper. Es war die Schröder-Devrient, auf die wir dort zielten. „Die entfernteste Berührung mit dieser außerordentlichen Frau traf mich elektrisch; noch lange Zeit, selbst bis auf den heutigen Tag, sah, hörte und fühlte ich sie, wenn mich der Drang zu künstlerischem Gestalten belebte," so schreibt von dieser Frau derjenige Meister, dessen „künstlerisches Gestalten" eben jene wahre tragische Kunst bedeutet, die als im Wesen der Musik begründet in diesem Beethoven ganz ebenso sich vorgedeutet hat wie in Aeschylos Shakspeare und Goethe, — so schreibt Richard Wagner.

Er hatte sie im Jahre 1834 in Leipzig gesehen und durch sie das volle Wesen der Bühne erkannt. Denn sie war die Tochter der großen Tragödin Sophie Schröder und hatte, nachdem sie zuerst als Mozarts Pamina, dann als Webers Agathe die deutsche Welt in Entzücken versetzt, im Herbst 1822 selbst Fidelio zu ihrem Benefiz gewählt, um damit Ehre und Vortheil zugleich zu gewinnen. Siebzehn Jahre war sie erst alt, eine „recht schwächlich aussehende Erscheinung", wie Weber im Frühjahr dieses Jahres von ihr schreibt, und Beethoven soll sich im Anfang „sehr unzufrieden darüber ausgesprochen haben, daß diese erhabene Gestalt einem solchen Kinde anvertraut werde." Allein sie besaß ja die beste Lehrerin der Welt: ihre große Mutter. Diese hatte ihr die Partie einstudirt, und eine Freundin späterer Jahre, Claire von Glümer, berichtet nun nach den Aufzeichnungen und Erzählungen dieser ersten wahren Leonore den Vorgang d. h. die Erstehung dieser Seelengestalt selbst. Wie dürfte ein solcher Bericht uns hier fehlen! Er lautet:

„Beethoven hatte sich's ausbedungen, die Oper selbst zu dirigiren, und in der Generalprobe führte er den Taktstock. Wilhelmine hatte ihn nie zuvor gesehen — ihr wurde bange ums Herz, als sie den Meister, dessen Ohr schon damals allen irdischen Tönen verschlossen war, heftig gestikulirend, mit wirrem Haar, verstörten Mienen und unheimlich leuchtenden Augen dastehen sah. Sollte piano gespielt werden, so kroch er fast unter das Notenpult, beim forte sprang er auf und stieß die seltsamsten Töne aus. Orchester und Sänger geriethen in Verwirrung und nach Schluß der Probe mußte der Kapellmeister Umlauf dem Componisten die peinliche Mittheilung machen, daß es unmöglich wäre, ihm die Leitung seiner Oper zu überlassen.

So saß er denn am Abend der Aufführung im Orchester hinter dem Kapellmeister und hatte sich so tief in seinen Mantel gehüllt, daß nur die glühenden Augen daraus hervorleuchteten. Wilhelmine fürchtete sich vor diesen Augen; es war ihr unaussprechlich bang zu Muthe. Aber kaum hatte sie die ersten Worte gesprochen, als sie sich von wunderbarer Kraft durchströmt fühlte. Beethoven, das ganze Publikum verschwand vor ihren Blicken — alles Zusammengetragene, Einstudirte fiel von ihr ab. Sie selbst war Leonore, sie durchlebte, durchlitt Scene auf Scene.

Bis zum Auftritt im Kerker blieb sie von dieser Illusion erfüllt — aber hier erlahmte ihre Kraft. Sie wußte jetzt, daß ihre Mittel für das, was sie im nächsten Moment darstellen sollte, nicht ausreichten. Die steigende Angst drückte sich in ihrer Haltung, ihren Mienen, ihren Bewegungen aus — aber das Alles war der Situation so ganz angemessen, daß es auf das Publikum die erschütterndste Wirkung übte. Ueber der Versammlung lag jene athemlose Stille, die ebenso mächtig auf den darstellenden Künstler wirkt wie laute Beifallszeichen.

Leonore rafft sich auf, sie wirft sich zwischen den Gatten und den Dolch des Mörders. Der gefürchtete Augenblick ist da — die Instrumente schweigen, aber der Muth der Verzweiflung ist über sie gekommen, hell und rein, mehr schreiend als singend, stößt sie das herzzerreißende:

Tödt' erst sein Weib!

hervor. Noch einmal will Pizarro sie zurückschleudern, da reißt sie das Terzerol aus dem Busen und hält es dem Mörder entgegen. Er weicht zurück — sie bleibt unbeweglich in ihrer drohenden Stellung. Aber jetzt erschallen die Trompeten, welche die Ankunft des Retters verkündigen, und nun weicht auch die Spannung, die sie so lange aufrecht gehalten. Kaum vermochte sie noch mit vorgestrecktem Terzerol den Verbrecher dem Ausgang zuzutreiben, dann entsank ihr die Waffe — sie war todesmatt von der ungeheuren Anstrengung, ihre Kniee wankten, sie lehnte sich zurück, ihre Hände griffen krampfhaft nach dem Haupte, und unwillkürlich entrang sich ihrer Brust jener berühmte unmusikalische Schrei, den spätere Darstellerinnen des Fidelio aufs unglücklichste nachgeahmt haben. Bei Wilhelmine war es wirklich ein Angstschrei, der erschütternd in die Herzen der Hörer drang.

Erst als Leonore auf Florestans Klagen:

Mein Weib, was hast du um mich erduldet!

mit dem halb weinend halb jubelnd hervorgestoßenen

Nichts, nichts, nichts!

in die Arme des Gatten fiel, wich der Zauberbann, der jedes Herz gefangen hielt. Ein Beifallssturm, der nicht enden wollte, brach los, — die Künstlerin hatte ihren Fidelio gefunden, und so viel und ernstlich sie später noch daran gearbeitet hat, in den Grundzügen ist er derselbe geblieben.

Auch Beethoven hatte seine Leonore in ihr erkannt. Den Ton ihrer Stimme zu hören, war ihm freilich versagt, aber die Seele ihres Gesanges offenbarte sich in jeder Miene des von Geist durchleuchteten Gesichtes; in dem glühenden Leben der ganzen Erscheinung. Nach der Vorstellung ging er zu ihr, seine sonst so finstern Augen lächelten ihr zu, er klopfte sie auf die Wangen, dankte ihr für den Fidelio und versprach, eine neue Oper für sie zu componiren: ein Versprechen, das leider nicht erfüllt werden sollte.

Wilhelmine kam nie wieder mit dem Meister zusammen; aber unter allen Huldigungen, die der berühmten Frau später zu Theil wurden, blieben die Worte der Anerkennung, die ihr Beethoven gesagt hatte, die liebste Erinnerung." —

Im Sommer darauf erstand durch sie unter C. M. v. Webers Leitung der Fidelio glorreich in Dresden. Im Jahre 1830 aber erkannten in Paris nach der Aufführung des Freischütz die Franzosen durch sie in jener einzigen Oper Beethovens den Aufschwung der deutschen Kunst auch im Dramatischen. „Seht diese Frau, die der Himmel eigens dazu gemacht zu haben scheint Beethovens Fidelio zu sein," ruft einer der Pariser Berichterstatter aus. „Sie singt nicht wie andere Künstler singen, sie spricht nicht wie wir es gewöhnt sind, ihr Spiel ist den Regeln der Kunst durchaus nicht entsprechend, — es ist als wüßte sie gar nicht, daß sie auf der Bühne steht. Sie singt mit der Seele noch mehr als mit der Stimme. Ihre Töne kommen aus dem Herzen mehr als aus der Kehle, sie vergißt das Publikum, sie vergißt sich selbst um ganz in dem Wesen aufzugehen, das sie darstellt."

Diese höchste Poesie der dramatischen Kunst erfuhr dann wie wir oben hörten, zuerst im Jahre 1834 der junge Musiker Richard Wagner. Und als er ein Jahr später die „außerordentliche Frau" in Nürnberg wieder traf und durch sie die der Leonore so ganz entgegengesetzte, altmodisch sentimentale Rolle der Emmeline in Weigls „Schweizerfamilie" zu einer hinreißend lebensvollen Anmuthsgestalt umgeschaffen sah, da erkannte er erst ganz die unvergleichliche Größe dieser Künstlerin: sie gab ihm die Weihe und Fähigkeit zur Erneuerung der wahren dramatischen Kunst, weil sie ihm deren Wesen und Bestand im innersten Leben des menschlichen Herzens selbst aufdeckte.

XXVIII. Grillparzer.

Des österreichischen Klassikers Grillparzers „Erinnerungen an Beethoven,“ die jetzt folgen, sind im Anfang der 1840er Jahre aufgeschrieben, wo jener Aufsatz Rellstabs erschien, der uns hier später ebenfalls noch werthvolle Mittheilungen bringen wird. Sind dieselben auch nicht von entscheidender Bedeutung für des Meisters Sein und Thun, so beleuchten sie dasselbe doch in einigen äußeren Momenten und geben zudem Aufschluß über das Projekt einer zweiten Oper, das allerdings ziemlich ernst gemeint war. Grillparzer schreibt:

„Ich lese einen Aufsatz von Hrn. L. Rellstab: ‚Beethoven‘ überschrieben, und finde darin meines Verhältnisses zu dem genannten großen Meister, namentlich aber des Operntextes, den ich für ihn geschrieben, in einer Art erwähnt, die nicht ganz richtig ist. Diese Anschuldigung gilt nicht Hrn. Rellstab, der ohne Zweifel alles, was ihm Beethoven sagte, bis auf die Worte getreu niederschrieb. Die Ursache dürfte vielmehr in dem traurigen Zustande des Meisters während seiner letzten Jahre liegen, der ihn wirklich Geschehenes und bloß Gedachtes nicht immer deutlich unterscheiden ließ. Was einen großen Mann betrifft, ist immer interessant, ich will daher unser Zusammentreffen und was daraus erfolgte, nach Möglichkeit treu erzählen. Oder vielmehr, es macht mir Vergnügen, meine Erinnerungen an ihn bei dieser Gelegenheit wieder vor die Seele zu führen und sie hier aufzuzeichnen.

Das erstemal sah ich Beethoven in meinen Knabenjahren — es mochte 1804 oder 1805 gewesen sein — und zwar bei einer musikalischen Abendunterhaltung im Hause meines Onkels, Joseph Sonnleithner, damaligen Gesellschafters einer Kunst-

und Musikalienhandlung in Wien. Außer Beethoven befanden sich noch Cherubini und Abbé Vogler unter den Anwesenden.* Er war damals noch mager, schwarz und zwar, gegen seine spätere Gewohnheit, höchst elegant gekleidet und trug Brillen, was ich mir darum so gut merkte, weil er in späterer Zeit sich dieser Hilfsmittel eines kurzen Gesichtes nicht mehr bediente. Ob er selbst und ob Cherubini Musik spielte, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern, nur daß, als der Bediente bereits das Souper ankündigte, sich Abbé Vogler noch ans Klavier setzte und über ein afrikanisches Thema, das er selbst aus dem Mutterlande herübergeholt, endlose Variationen zu spielen anfing. Die Gesellschaft verlor sich nach und nach während seiner musikalischen Durchführungen in den Speisesaal. Es blieben nur Beethoven und Cherubini zurück. Endlich ging auch dieser, und Beethoven stand allein neben dem hart arbeitenden Manne. Zuletzt verlor auch er die Geduld, ohne daß Abbé Vogler, nunmehr ganz allein gelassen, aufhörte, sein Thema in allen möglichen Formen zu liebkosen. Ich selbst war in dumpfem Staunen über das Ungeheuerliche der Sache zurückgeblieben. Was von diesem Augenblicke an weiter geschah, darüber verläßt mich, wie es bei Jugenderinnerungen zu gehen pflegt, mein Gedächtniß völlig. Neben wem Beethoven bei Tische saß, ob er sich mit Cherubini unterhielt, ob sich später Abbé Vogler zu ihnen gesellte — es ist, als ob ein dunkler Vorhang sich mir über alles das hingezogen hätte.**

Ein oder zwei Jahre darauf wohnte ich mit meinen Eltern während des Sommers in dem Dorfe Heiligenstadt bei Wien. Unsere Wohnung ging gegen den Garten, die Zimmer nach der Straße hatte Beethoven gemiethet. Beide Abtheilungen waren durch einen gemeinschaftlichen Gang verbunden, der zur Treppe

* Es war im Sommer 1805, und Sonnleithner ist derselbe, der den Text zum Fidelio gedichtet hat. Was ferner die beiden Meister Cherubini und Vogler anbetrifft, so waren dieselben damals ebenso wie Beethoven zur Composition einer Oper eingeladen.

** Eine spätere mündliche Erinnerung Grillparzers sagt hierüber: „Beethoven war voller Aufmerksamkeit und Verehrung gegen Cherubini.“

führte. Meine Brüder und ich machten uns wenig aus dem wunderlichen Mann, er war unterdessen stärker geworden und ging höchst nachlässig, ja unreinlich gekleidet, wenn er brummend an uns vorüberschoß. Meine Mutter aber, eine leidenschaftliche Freundin der Musik, ließ sich hinreißen, je und dann, wenn sie ihn Klavier spielen hörte, auf den gemeinschaftlichen Gang, und zwar nicht an seiner, sondern unmittelbar neben unserer Thüre hinzutreten und andächtig zu lauschen. Das mochte ein paarmal geschehen sein, als plötzlich Beethovens Thür aufgeht, er selbst heraustritt, meine Mutter erblickt, zurückeilt und unmittelbar darauf, den Hut auf dem Kopfe, die Treppe hinab ins Freie stürmt. Von diesem Augenblicke an berührte er sein Klavier nicht mehr. Umsonst ließ ihn meine Mutter, da ihr alle andern Gelegenheiten abgeschnitten waren, durch seinen Bedienten versichern, daß nicht allein Niemand ihn mehr belauschen werde, sondern unsere Thüre nach dem Gange verschlossen bleiben und alle ihre Hausgenossen statt der gemeinschaftlichen Treppe sich nur im weiten Umwege des Ausganges durch den Garten bedienen würden; Beethoven blieb unerweicht und ließ sein Klavier unberührt, bis uns endlich der Spätherbst in die Stadt zurückführte.

In einem der darauf folgenden Sommer besuchte ich öfters meine Großmutter, die in dem nahe gelegenen Döbling eine Landwohnung inne hatte. Auch Beethoven wohnte damals in Döbling. Den Fenstern meiner Großmutter gegenüber lag das baufällige Haus eines wegen seiner Lüderlichkeit berüchtigten Bauers, Flohberger hieß er. Dieser Flohberger besaß außer seinem garstigen Hause auch eine zwar sehr hübsche, aber vom Rufe eben auch nicht sehr begünstigte Tochter Lise. Beethoven schien an dem Mädchen vieles Interesse zu nehmen. Noch sehe ich ihn, wie er die Hirschengasse heraufkam, das weiße Schnupftuch, am Boden nachschleppend, in der rechten Hand, und nun an Flohbergers Hofthore stehen blieb, innerhalb dessen die leichtsinnige Schöne, auf einem Heu- oder Mistwagen stehend, unter immerwährendem Gelächter mit der Gabel rüstig herumarbeitete. Ich habe nie bemerkt, daß Beethoven sie anredete, sondern er

stand schweigend und blickte hinein, bis endlich das Mädchen, dessen Geschmack mehr auf Bauernbursche gerichtet war, ihn, sei es durch ein Spottwort oder durch hartnäckiges Ignoriren, in Zorn brachte, dann schnurrte er mit einer raschen Wendung plötzlich fort, unterließ aber doch nicht, das nächstemal wieder am Hofthor stehen zu bleiben. Ja sein Antheil ging so weit, daß, als des Mädchens Vater wegen eines Raufhandels beim Trunk in das Dorfgefängniß (Kotter genannt) gesetzt wurde, Beethoven sich persönlich bei der versammelten Dorfgemeinde für dessen Freilassung verwendete, wobei er aber nach seiner Art die gestrengen Rathsherren so stürmisch behandelte, daß wenig fehlte und er hätte seinem gefangenen Schützling unfreiwillig Gesellschaft leisten müssen.

Später sah ich ihn höchstens auf der Straße und ein paarmal im Kaffeehause, wo er sich viel mit einem jetzt seit lange verstorbenen und vergessenen Dichter aus der Novalis-Schlegel-schen Gilde, Ludwig Stoll, zu schaffen machte. Man sagte, sie projektirten zusammen eine Oper. Es bleibt unbegreiflich, wie Beethoven von diesem haltlosen Schwebler etwas Zweckdienliches, ja überhaupt etwas anderes als — allenfalls gut versifizirte — Phantastereien erwarten konnte.*

Unterdessen hatte ich selbst den Weg der Oeffentlichkeit betreten. Die Ahnfrau, Sappho, Medea, Ottokar waren erschienen, als mir plötzlich von dem damaligen Oberleiter der beiden Hoftheater, Grafen Moriz Dietrichstein, die Kunde kam, Beethoven habe sich an ihn gewendet, ob er mich vermögen könne, für ihn, Beethoven, ein Opernbuch zu schreiben.**

Diese Anfrage, gestehe ich es nur, setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Einmal lag mir der Gedanke, je ein Opernbuch zu schreiben, an sich schon fern genug, dann zweifelte ich,

* Von Stoll hörten wir schon oben S. 56 durch Reichardt. Beethovens Lied „An die Geliebte" ist von ihm. Es ward im December 1811 componirt.

** Dieß war infolge der Aufforderung der Theaterdirektion zur Composition einer neuen Oper geschehen, die eben der glänzende Erfolg des Fidelio im Herbst 1822 herbeigeführt hatte.

ob Beethoven, der unterdessen völlig gehörlos geworden war und dessen letzte Compositionen, unbeschadet ihres hohen Werthes, einen Charakter von Herbigkeit angenommen hatten, der mir mit der Behandlung der Singstimmen im Widerspruche zu stehen schien, — ich zweifelte, sage ich, ob Beethoven noch im Stande sei, eine Oper zu componiren. Der Gedanke aber, einem großen Manne vielleicht Gelegenheit zu einem, für jeden Fall höchst interessanten Werke zu geben, überwog alle Rücksichten, und ich willigte ein.

Unter den dramatischen Stoffen, die ich mir zu künftiger Bearbeitung aufgezeichnet hatte, befanden sich zwei, die allenfalls eine opernmäßige Behandlung zuzulassen schienen. Der eine bewegte sich im Gebiete der gesteigertsten Leidenschaft. Aber nebstdem, daß ich keine Sängerin wußte, die der Hauptrolle gewachsen wäre, wollte ich auch nicht Beethoven Anlaß geben, den äußersten Grenzen der Musik, die ohnehin schon wie Abstürze drohend da lagen, durch einen halb diabolischen Stoff verleitet, noch näher zu treten.*

Ich wählte daher die Fabel der Melusine, schied die reflektirenden Elemente nach Möglichkeit aus und suchte durch Vorherrschen der Chöre, gewaltige Finales, und indem ich den dritten Akt beinahe melodramatisch hielt, mich den Eigenthümlichkeiten von Beethovens letzter Richtung möglichst anzupassen. Mit dem Compositeur früher über den Stoff zu conferiren, unterließ ich, weil ich mir die Freiheit meiner Ansicht erhalten wollte, auch später einzelnes geändert werden konnte und endlich ihm ja freistand, das Buch zu componiren oder nicht. Ja um ihm in letzterer Beziehung gar keine Gewalt anzuthun, sandte ich ihm das Buch auf demselben Wege zu, auf dem die An-

* Man erkennt aus den letzten Urtheilen, daß diesem Poeten der Pegasus Beethovens schon damals in den Lüften entschwunden war. Und dieses ist wohl auch der letzte Grund, daß Grillparzers Text selbst schließlich doch uncomponirt blieb: es fehlte demselben die geistige Tiefe, die Beethovens Kunst jetzt erreicht hatte und für die er allerdings schwerlich überhaupt einen ebenbürtigen Dichter gefunden hätte. Daher interessirt uns das Nachfolgende im Grunde nur von seiner biographischen Seite.

forderung geschehen war. Er sollte durch keine persönliche Rücksicht irgend einer Art bestimmt oder in Verlegenheit gesetzt werden.

Ein paar Tage darauf kam Schindler, der damalige Geschäftsmann Beethovens, derselbe, der später seine Biographie geschrieben hat, zu mir und lud mich im Namen seines Herrn und Meisters, der unwohl sei, ein, ihn zu besuchen. Ich kleidete mich an und wir gingen auf der Stelle zu Beethoven, der damals in der Vorstadt Landstraße wohnte. Ich fand ihn, in schmutzigen Nachtkleidern auf einem zerstörten Bette liegend, ein Buch in der Hand. Zu Häupten des Bettes befand sich eine kleine Thüre, die, wie ich später sah, zur Speisekammer führte und die Beethoven gewissermaßen bewachte. Denn als in der Folge eine Magd mit Butter und Eiern heraustrat, konnte er sich, mitten im eifrigen Gespräche, doch nicht enthalten, einen prüfenden Blick auf die herausgetragenen Quantitäten zu werfen, was ein trauriges Bild von den Störungen seines häuslichen Lebens gab. *

Wie wir eintraten, stand Beethoven vom Lager auf, reichte mir die Hand, ergoß sich in Ausdrücken des Wohlwollens und der Achtung und kam sogleich auf die Oper zu sprechen. ‚Ihr Werk lebt hier,‘ sagte er, indem er auf die Brust zeigte; ‚in ein paar Tagen ziehe ich aufs Land, und da will ich sogleich anfangen, es zu componiren. Nur mit dem Jägerchor, der den Eingang macht, weiß ich nichts anzufangen. Weber hat vier Hörner gebraucht; Sie sehen, daß ich da ihrer acht nehmen müßte, wo soll das hinführen?‘ Obwohl ich die Nothwendigkeit dieser Schlußfolge nichts weniger als einsah, erklärte ich ihm doch, der Jägerchor könne, unbeschadet des Ganzen, geradezu wegbleiben, mit welchem Zugeständniß er sehr zufrieden schien, und weder damals, noch später hat er irgend sonst eine Einwendung gegen den Text gemacht, noch eine Aenderung verlangt. Ja er bestand darauf, gleich jetzt einen Contrakt mit mir zu schließen. Die Vortheile aus der Oper sollten gleich

* Es war dies im Frühjahr 1823.

zwischen uns getheilt werden u. s. w. Ich erklärte ihm der Wahrheit gemäß, daß ich bei meinen Arbeiten nie auf ein Honorar oder dergleichen gedacht hätte (wodurch es auch kam, daß mir dieselben, die ich, Uhland ausgenommen, für das Beste halte, was Deutschland seit dem Tode seiner großen Dichter hervorgebracht, allesammt kaum so viel eingetragen, als einem Verstorbenen, oder Lebendigen, oder Halbtodten ein einziger Band ihrer Reisenovellen und Phantasiebilder). Am wenigsten solle zwischen uns davon die Rede sein. Er möge mit dem Buche machen, was er wolle, ich würde nie einen Contrakt mit ihm schließen. Nach vielem Hin- und Herreden oder vielmehr Schreiben, da Beethoven Gesprochenes nicht mehr hörte, entfernte ich mich, indem ich versprach, ihn in Hetzendorf zu besuchen, wenn er einmal dort eingerichtet sein würde.*

Ich hoffte, er hätte das Geschäftliche seiner Idee aufgegeben. Schon nach ein paar Tagen aber kam mein Verleger, Wallishauser, zu mir und sagte, Beethoven bestünde auf der Abschließung eines Contraktes. Wenn ich mich nun nicht dazu entschließen könnte, sollte ich mein Eigenthumsrecht auf das Buch ihm, Wallishauser abtreten, er würde dann das Weitere mit Beethoven abmachen, der davon schon prävenirt sei. Ich war froh, der Sache los zu werden, ließ mir von Wallishauser eine mäßige Summe auszahlen, cedirte ihm alle Rechte der Autorschaft und dachte nicht weiter daran. Ob sie nun wirklich einen Contrakt abgeschlossen haben, weiß ich nicht, muß es aber glauben, weil sonst Wallishauser nicht unterlassen haben würde, mir über sein aufs Spiel gesetztes Geld nach Gewohnheit den Kopf voll zu jammern. Ich erwähne alles dieß nur, um zu widerlegen, was Beethoven zu Herrn Rellstab sagte: ‚er habe anders gewollt als ich.‘ Er war damals vielmehr so fest entschlossen, die Oper zu componiren, daß er schon auf die An-

* In diesen wie in den unmittelbar nachfolgenden Notizen irrt Grillparzer vielfach. Denn die Conversationen enthalten seine Gespräche mit Beethoven, welche allerdings Zugeständnisse, Honorarverabredungen ꝛc. aufweisen. Das Nähere darüber sagt eben „Beethovens Leben.“

ordnung von Verhältnissen dachte, die erst nach der Vollendung eintreten konnten.

Im Laufe des Sommers [1823] besuchte ich mit Herrn Schindler Beethoven auf seine Einladung in Hetzendorf. Ich weiß nicht, sagte mir Schindler auf dem Wege, oder hatte mir Jemand schon früher gesagt, Beethoven sei durch dringende bestellte Arbeiten bisher verhindert worden, an die Composition der Oper zu gehen.* Ich vermied daher, das Gespräch darauf zu bringen. Wir gingen spazieren und unterhielten uns so gut, als es halb sprechend, halb schreibend, besonders im Gehen, möglich ist. Noch erinnere ich mich mit Rührung, daß Beethoven, als wir uns zu Tische setzten, ins Nebenzimmer ging und selbst fünf Flaschen herausbrachte. Eine setzte er vor Schindlers Teller, eine vor das seine und drei stellte er in Reihe vor mich hin, wahrscheinlich um mir in seiner wild-naiven, gutmüthigen Art auszudrücken, daß ich Herr sei zu trinken, wie viel mir beliebte. Als ich ohne Schindler, der in Hetzendorf blieb, nach der Stadt zurückfuhr, bestand Beethoven darauf, mich zu begleiten. Er setzte sich zu mir in den offenen Wagen, statt aber nur bis an die Grenze seines Umkreises, fuhr er mit mir bis zur Stadt zurück, an deren Thoren er ausstieg und nach einem herzlichen Händedruck den anderthalb Stunden langen Heimweg allein antrat. Indem er aus dem Wagen stieg, sah ich ein Papier auf der Stelle liegen, wo er gesessen hatte. Ich glaubte, er hätte es vergessen und winkte ihm, zurückzukommen. Er aber schüttelte mit dem Kopfe und mit lautem Lachen, wie nach einer gelungenen Hinterlist, lief er nur um so schneller in der entgegengesetzten Richtung. Ich entwickelte das Papier und es enthielt genau den Betrag des Fuhrlohns, den ich mit meinem Kutscher bedungen hatte. So entfremdet hatte ihn seine Lebensweise allen Gewohnheiten und Gebräuchen der Welt, daß ihm gar nicht einfiel, welche Beleidigung unter allen andern Umständen in einem solchen Vorgange gelegen hätte. Ich nahm

* Er arbeitete damals an der Neunten Symphonie!

übrigens die Sache, wie sie gemeint war und bezahlte lachend meinen Kutscher mit dem geschenkten Gelde.*

Später sah ich ihn, ich weiß nicht mehr wo, nur noch einmal wieder. Er sagte mir damals: ‚Ihre Oper ist fertig.‘ Ob er damit meinte: fertig im Kopfe, oder ob die unzähligen Notenbücher, in die er einzelne Gedanken und Figuren zu künftiger Verarbeitung, nur ihm allein verständlich, aufzuzeichnen pflegte, vielleicht auch die Elemente jener Oper bruchstückweise enthielten, kann ich nicht sagen.

Gewiß ist, daß nach seinem Tode sich nicht eine einzige Note vorfand, die man unzweifelhaft auf jenes gemeinschaftliche Werk hätte beziehen können. Ich blieb übrigens meinem Vorsatze getreu, ihn auch nicht aufs Leiseste daran zu erinnern, und kam, da mir auch die Unterhaltung auf schriftlichem Wege lästig war, nicht mehr in seine Nähe, bis ich, im schwarzen Anzuge und eine brennende Fackel in der Hand, hinter seinem Sarge herging.“**

Den Schluß dieser „Erinnerungen“ müssen wir uns für eine spätere, geeignetere Stelle aufheben.

* Mit anderen Bekannten, z. B. mit Karl Holz hat es Beethoven ganz ebenso gemacht.

** Wirkliche Skizzen zu der Oper, deren Text sich in Schindlers Beethoven-Nachlaß befindet, sind in der That nirgend vorhanden. Auch entsinne ich mich keiner Bemerkungen irgend welcher Art von seiner Hand in diesen Blättern.

XXIX. J. A. Stumpff.

„Ein Tag bei Beethoven" heißt ein Stück aus einem Briefe von Wien an einen Freund in London, das die Londoner Zeitschrift „Das Harmonicon" im Januar 1824 brachte. Ein Thüringer Harfenfabrikant, der sich in London Stellung und Besitz erworben hatte, war auf einem Besuche seines Vaterlandes im Jahre 1816 auch bei verschiedenen unserer hervorragendsten Künstler und Dichter, u. A. bei Goethe und Beethoven gewesen. Seinen Wiederbesuch bei unserem Meister im Herbst 1823 also schildert jener Bericht, den wir nach der getreueren Uebersetzung in den „Jahrbüchern für musikalische Wissenschaft" von 1863 geben.

Der Name des Verfassers ist J. A. Stumpff: er gehört unter diejenigen, die ausdrücklich genannt und der Nachwelt aufbewahrt zu werden verdienen. Denn dieser Stumpff spielt durch Großsinn und Edelmuth eine besondere Rolle in Beethovens allerletzten Lebenstagen. Er erzählt also hier:

„Ich erfülle jetzt das Ihnen im letzten Sommer bei meiner Abreise nach Deutschland gegebene Versprechen, von Zeit zu Zeit mitzutheilen, was mir im Betreff der schönen Künste, besonders der Musik, interessant erscheinen möchte; und wie ich Ihnen damals sagte, daß ich mich in Ort und Zeit an keinerlei Ordnung binden würde, so fange ich sogleich mit Wien an. Dieß ist die Stadt, die, wenn von Musik die Rede ist, die Hauptstadt Deutschlands genannt werden muß. Anders steht es um die Wissenschaften, man hält sie allgemein für eine der allergeringfügigsten deutschen Universitäten. Der Norden Deutschlands hat zu allen Zeiten die besten Theoretiker besessen: die Bach, Marpurg, Kirnberger, Schwencke, Türk; aber

die gefeiertsten Tonkünstler waren immer zahlreicher im Süden, vor allem in Wien. Hier haben Mozart, Haydn, Beethoven, Hummel, M. von Weber, Spohr u. s. w. nicht bloß ihre musikalische Erziehung erhalten, sondern die meisten von ihnen auch diejenigen Werke geschaffen, welche ihnen den größten Ruhm gebracht haben; und selbst in der allerneuesten Zeit hat Wien einen Ueberfluß an ausgezeichneten Musikern: C. Kreutzer, Stadler, Mayseder, K. Czerny, Pixis und jenes junge Wunder auf dem Pianoforte — Liszt.*

Ihnen einen gedrängten Bericht bloß von dem gegenwärtigen Zustande der Musik in Wien zu geben, würde die Grenzen eines Briefes überschreiten, deßhalb will ich lieber den noch übrigen Theil des jetzigen dem Einen widmen, der noch immer der glänzendste Schmuck der Kaiserstadt ist — Beethoven. Indessen müssen Sie nun nicht etwas von mir erwarten, was einer Biographie ähnlich sieht; das werde ich mir für eine spätere Mittheilung aufsparen. Für jetzt wünsche ich Ihnen nur einen kurzen Bericht von einem eintägigen Besuche bei jenem großen Manne abzustatten, und wenn es Ihnen scheinen sollte, als verweile ich in meiner Erzählung bei Kleinigkeiten, so wollen Sie solches gütigst meiner Verehrung für Beethoven zuschreiben, die mich dahin führt, alles höchst anziehend zu finden, was nur im entferntesten mit einer so ausgezeichneten Persönlichkeit in Berührung steht.

Der 28. September 1823 wird mir immer als ein dies faustus [Glückstag] erinnerlich bleiben; in Wahrheit, ich wüßte nicht, daß ich jemals einen glücklicheren Tag verbracht hätte. Früh Morgens ging ich in Gesellschaft von zwei Wiener Herren

* Wenn auch nicht historisch ganz genau, ist es doch der Hauptsache nach richtig, was hier gesagt wird: die Genannten gehören wenigstens nach ihrem Schaffen sämmtlich der „Wiener Schule“ an. Jenes „junge Wunder auf dem Pianoforte“ aber, Franz Liszt war, nachdem er in Wien durch ein Concert, in welchem sogar der weltverschlossene Beethoven zugegen gewesen, sozusagen die Weihen der Wiener hohen Schule empfangen hatte, seit diesem Herbst 1823 in Paris. In ihm ist dieselbe dann sogar in unsern Tagen aufs neue zur höchsten Vollendung emporgestiegen.

— von denen der eine, Herr H*** als sehr vertrauter Freund Beethovens bekannt ist — nach dem wunderschön gelegenen Orte Baden, etwa zwölf englische Meilen von Wien, wo Beethoven sich gewöhnlich während der Sommermonate aufhält. Da ich mit Hrn. H. kam, hatte ich keinerlei Hindernisse zu übersteigen, um vor ihn gelassen zu werden. Er sah mich zuerst sehr ernsthaft an, gleich darauf aber schüttelte er mir herzlich die Hand, wie einem alten Bekannten; denn er erinnerte sich dann deutlich meines ersten Besuches bei ihm im Jahre 1816, obwohl dieser nur von sehr kurzer Dauer gewesen war, — ein Beweis seines vorzüglichen Gedächtnisses.*

Ich fand zu meinem aufrichtigen Bedauern eine beträchtliche Veränderung in seinem Aeußern, und es fiel mir sogleich auf, daß er sehr unglücklich aussah. Seine späteren Klagen gegen Hrn. H. bestätigten meine Besorgnisse. Ich fürchtete, er würde kein Wort von dem verstehen, was ich sagte; hierin jedoch freue ich mich sagen zu können, hatte ich mich sehr geirrt, denn er begriff alles sehr gut, was ich langsam und laut sprach. Aus seinen Antworten war es klar, daß ihm nichts von Dem entging, was Herr H. äußerte, obwohl weder dieser noch ich eine Hörmaschine benutzte. Hieraus können Sie schließen, daß die über seine Taubheit kürzlich in London verbreiteten Geschichten sehr übertrieben sind. Erwähnen muß ich, daß, wenn er Klavier spielt, dieß gewöhnlich auf Kosten von einigen 20 bis 30 [?] Saiten geschieht, so stark schlägt er drauf. Nichts kann lebhafter, munterer und — um einen Ausdruck zu gebrauchen, der seine eignen Symphonien so passend charakterisirt — energischer sein als seine Unterhaltung, wenn es nur erst gelungen ist, ihn in eine gute Laune zu versetzen; aber eine ungeschickte Frage, ein übel angebrachter Rathschlag (z. B. hinsichtlich der Heilung seiner Taubheit) reicht völlig hin, ihn uns für immer zu entfremden.

* Die beiden Herren waren höchst wahrscheinlich Streicher und Haslinger, der Compagnon Steiners. K. Holz, den der Uebersetzer hier vermuthet, war damals nur erst ganz von außen in Beethovens Sphäre getreten: er wirkte bei der Vorführung seiner Quartette mit.

Er wünschte für eine Composition, mit der er gerade beschäftigt war, den höchst möglichen Ton der Posaune zu wissen und fragte Herrn H. danach, dessen Antwort ihm aber nicht zu genügen schien. Er sagte mir darauf, daß er in der Regel bemüht gewesen, sich durch die betreffenden Künstler selbst über den Bau, Charakter und Umfang aller Hauptinstrumente unterrichten zu lassen. *

Er stellte mir seinen Neffen vor, einen schönen jungen Mann von etwa achtzehn Jahren, den einzigen Verwandten, mit welchem er auf freundschaftlichem Fuße lebt, und sagte: ‚Sie können ihm, wenn Sie wollen, ein Räthsel auf Griechisch aufgeben!' — womit er nur, wie man mich bedeutete, die Kenntniß des jungen Mannes in jener Sprache andeuten wollte. Die Geschichte dieses Verwandten wirft das hellste Licht auf Beethovens Herzensgüte; der liebevollste Vater hätte nicht größere Opfer bringen können, als er gethan. **

Nachdem wir über eine Stunde bei ihm gewesen waren, verabredeten wir in dem romantischen und schönen Helenenthale, etwa zwei englische Meilen von Baden, um ein Uhr zusammen zu essen. Nachdem wir die Bäder und andere Merkwürdigkeiten des Ortes besehen hatten, gingen wir gegen zwölf Uhr wieder nach seinem Hause, und da er schon auf uns wartete, machten wir uns sofort auf den Weg nach dem Thale. Beethoven ist ein tüchtiger Fußgänger und hat seine Freude an mehrstündigen Spaziergängen, besonders durch wilde und romantische Gegenden. Ja man erzählte mir, daß er mitunter ganze Nächte mit solchen

* Dies wissen wir von F. Starke oben, der außerdem noch erzählt: „Wenn sich manche über die Schwierigkeiten bei Ausführung seiner Instrumentalwerke in Beziehung auf einzelne Instrumente als Violine, Horn 2c. beklagten, so antwortete Beethoven gewöhnlich: Man muß halt studiren." Diesmal war es die Neunte Symphonie, um derenwillen er etwas von den Posaunen wissen wollte, denn Haslinger war seines Zeichens ebenfalls Componist und zwar hauptsächlich von Messen.

** Die „Geschichte dieses Verwandten" ist als ein sehr wichtiges Kapitel in Beethovens späterem Leben von mir niedergelegt in dem kleinen Buche „Eine stille Liebe zu Beethoven. Nach dem Tagebuche einer jungen Dame" (Leipzig 1875). Wir werden von derselben noch manches vernehmen.

Ausflügen verbringe und oft mehrere Tage zu Hause vermißt werde. Auf unserem Wege in das Thal blieb er oft plötzlich stehen und zeigte mir die schönsten Punkte oder machte Anmerkungen über die Mängel der neuen Gebäude. Dann wieder schien er ganz in sich selbst versunken und summte bloß auf unverständliche Weise vor sich hin; ich hörte jedoch, daß dieß seine Art zu componiren sei und auch, daß er niemals eine Note niederschriebe, bis er einen bestimmten Plan für das ganze Stück entworfen habe. *

Da der Tag ausnehmend schön war, speisten wir im Freien, und was Beethoven besonders zu gefallen schien, war dieß, daß wir die einzigen Gäste im Hotel und den ganzen Tag für uns allein waren. Die Wiener Mahlzeiten sind in ganz Europa berühmt und die für uns bestellte war so luxuriös, daß Beethoven nicht umhin konnte, über die Verschwendung Bemerkungen zu machen. ‚Wozu so viele verschiedene Gänge?‘ rief er aus, ‚der Mensch steht wenig über anderen Thieren, wenn der Eßtisch sein Hauptvergnügen bildet.‘ Solche und ähnliche Betrachtungen machte er während unserer Mahlzeit. Von Speisen liebt er bloß die Fische, von welchen die Forelle sein Liebling ist. Er ist ein großer Feind von allem Zwange und ich glaube, es gibt Niemand in Wien, der von allen, selbst von politischen Gegenständen, mit so wenig Zurückhaltung spricht als Beethoven. Er hört schlecht, aber spricht bemerkenswerth gut und seine Beobachtungen sind so charakteristisch und so originell wie seine Compositionen. **

Im ganzen Verlauf unseres Tischgespräches war nichts so anziehend, als was er über Händel sagte. Ich saß dicht neben ihm und hörte ihn ganz deutlich auf deutsch sagen: ‚Händel ist der größte Componist, der je gelebt hat.‘ Ich kann Ihnen nicht beschreiben, mit welchem Ausdruck (pathos) und

* Das nächtliche Fortbleiben vom Hause ist jedenfalls in der jetzigen Zeit seines Lebens nicht mehr häufig gewesen. Und seine Weise zu arbeiten war, wie nach den Skizzen zu beurtheilen ist, sehr verschiedenartig.

** Haslinger war ein besonderer Freund einer guten Tafel, daher er denn von Beethoven eben vor allen unter die „Faijaken“ gezählt ward.

ich möchte sagen, in welcher Erhabenheit er von dem Messias dieses unsterblichen Genies sprach. Jeder von uns war ergriffen, als er sagte: ‚Ich würde mein Haupt entblößen und auf seinem Grabe niederknieen.' H. und ich versuchten wiederholt das Gespräch auf Mozart zu lenken, aber umsonst; ich hörte ihn nur sagen: ‚In einer Monarchie weiß man, wer der Erste ist,' was sich auf diesen Gegenstand beziehen mag, oder auch nicht. Herr K. Czerny, der, beiläufig gesagt, jede Note von Beethoven auswendig weiß, obgleich er von sich selbst nicht eine einzige Composition spielt, ohne die Musik vor sich zu haben, sagte mir indessen, daß Beethoven bisweilen unerschöpflich sei im Lobe Mozarts. Bemerkenswerth ist, daß dieser große Musiker es nicht ertragen kann, seine eigenen früheren Werke loben zu hören, und ich erfuhr, daß man ihn am sichersten ärgerlich machen kann, wenn man über sein Septett, die Trios und dgl. Complimente vorbringt. Seine letzten Erzeugnisse, an denen man in London so wenig Geschmack findet, die aber von den jungen Künstlern in Wien so sehr bewundert werden, sind seine Lieblinge. Seine zweite Messe, höre ich, sieht er als sein bestes Werk an.

Gegenwärtig ist er mit einer neuen Oper Namens Melusine beschäftigt, deren Text von dem berühmten, aber unglücklichen Dichter Grillparzer ist. Er kümmert sich sehr wenig um die neuesten Arbeiten lebender Componisten, so wenig, daß er, über den Freischütz befragt, zur Antwort gab: ‚Ich glaube, ein gewisser Weber hat ihn geschrieben.' *

Es wird Sie freuen, zu hören, daß er ein großer Bewunderer der Alten ist. Homer, besonders seine Odyssee, und Plutarch zieht er allen andern vor, und von den vaterländi-

* Es gab damals mehrere Weber. Dionys Weber begegnete uns oben als Lehrer von Moscheles. B. A. Weber war kurz zuvor gestorben, Gottfried Weber war ebenfalls Componist und C. M. von Weber konnte damals nur wenigen Eingeweihten als Weber par excellence gelten. Beethoven kannte übrigens den Freischütz und wußte ihn zu schätzen. So war die Antwort eben Ausweichung einer unbequemen Frage, oder Stumpff hat ihn falsch verstanden.

schen Dichtern studirt er vorzugsweise Schiller und Goethe. Der letztere ist sein persönlicher Freund. Von der britischen Nation scheint er unveränderlich die günstigste Meinung zu hegen; ‚ich liebe die edle Einfachheit der englischen Sitten,‘ sagte er und fügte noch andere Lobsprüche hinzu. Es schien mir, als ob er noch einige Hoffnung habe, dieses Land mit seinem Neffen besuchen zu können. Ich darf nicht vergessen, zu erwähnen, daß ich ein Trio von ihm im Manuscript für Pianoforte, Violine und Violoncell gehört habe, welches mir sehr schön vorkam und, wie ich vernehme, nächstens in London erscheinen wird. Das Porträt, welches Sie von ihm in den Musikhandlungen sehen, gleicht ihm jetzt nicht, doch mag es dieß vor acht bis zehn Jahren gethan haben. *

Ich könnte Ihnen noch viel von diesem außerordentlichen Manne erzählen, der nach dem, was ich von ihm gesehen und erfahren habe, mir die tiefste Verehrung eingeflößt hat; aber ich fürchte, ich habe Ihre Zeit schon zu lange in Anspruch genommen. Die freundliche und herzliche Weise, mit welcher er mich behandelte und mir Lebewohl sagte, hat einen Eindruck in meinem Geiste gelassen, der für das Leben dauern wird. Adieu!" **

* Das „Trio" können nur die Variationen Op. 121a über das Thema aus Wenzel Müllers „Schwestern von Prag" sein, die im nächsten Frühjahr eben bei Steiner & Comp. erschienen. Das Portrait wird der energische Kopf von Letronne sein, 1814 bei Artaria in Wien erschienen.

** Beethoven hatte ihn damals um zwei Exemplare der großen Händel-Ausgabe für sich und den Erzherzog Rudolph gebeten. Die Zusendung des einen Exemplars im Jahr 1826 brachte dann Stumpff noch in jene nähere Berührung mit ihm am Schluß seines Lebens, die uns weiter unten begegnen wird.

XXX. Beethovens Charakter und Lebensweise.

Der nachstehende Bericht steht im Stuttgarter „Morgenblatt“ von 1823. Sein Verfasser ist besonders gut unterrichtet, und der Artikel ward denn auch kurz darauf in der Wiener Theaterzeitung abgedruckt, wobei dann der Meister selbst durch seinen Neffen darauf aufmerksam gemacht worden ist. Es heißt also hier in doppelt beachtenswerther Weise:

„Ludwig van Beethoven gehört zu jenen Männern, welche nicht nur Wien und Deutschland, sondern Europa und unser ganzes Zeitalter verherrlichen. Mit Mozart und Haydn bildet er das unerreichte Triumvirat neuerer Tonkunst. Die geniale Tiefe, die beständige Originalität, das einem großen Gemüthe entquollene Ideale in seinen Compositionen sichert ihnen, trotz italienischem Klingklang und moderner Charlatanerie, die Anerkennung jedes wahren Verehrers der göttlichen Polyhymnia. Hier nicht von seinen Werken, nur von seiner Persönlichkeit!

Beethovens Leben ist, wie er sich auch selbst ausdrückt, mehr ein Intensionsleben. Die Ereignisse der Außenwelt berühren ihn nur wenig, er ist ganz der Kunst eigen. Die späte Nacht findet ihn an seinem Pulte, und der früheste Morgen ruft ihn wieder zu demselben. Unausgesetzt thätig, affiziren ihn daher Mahnbriefe auf eine höchst unangenehme Weise, denn nur freie Erzeugnisse des Geistes, keine abgezwungenen, will er liefern. Ihm gilt die Kunst als Göttliches, nicht als Mittel, sich Ruhm oder Geld zu erwerben. Ein Verächter alles Scheines, dringt er auf Wahrheit und Charakter, so im Leben, wie in der Kunst. Als man das Erstemal seinen Fidelio gab, konnte die dazu gehörige Ouverture nicht aufgeführt werden, man mußte eine andere, von ihm verfaßte, vorausschicken. ‚Die

Leute klatschten, erzählte er, ich aber stand beschämt; es gehörte nicht zum Ganzen.‘ *

Er ist unfähig sich zu verstellen. Wer ihn über Compositionen um seine Meinung fragt, ist, wenn er sich sie zu geben würdigt, sicher, die wahre zu erfahren. Verhältnisse, die seiner geraden Männlichkeit, seinen hohen Begriffen von Ehre zuwider laufen, bricht er. Was er will, will er gewaltig, denn er will nur das Rechte. Er ist ganz der Mann, der nicht nur nichts Unbilliges thut, sondern was selten ist in unserer Zeit, auch nichts Unbilliges leidet. Gegen Frauen hegt er eine zarte Achtung und seine Gefühle für dieselben sind jungfräulich rein. Gegen Freunde ist er mild, jeder derselben hat gewiß auf irgend eine Art seine gütige Gemüthsart erfahren.

Eine reiche Quelle des Witzes steht ihm zu Gebote; gegen das, was er verachtet, schleudert er beißende Sarkasmen. Leider ist die Conversation mit ihm nur von seiner Seite mündlich. Ihn entschädigt Kunst, Wissenschaft und Natur. Er ist ein großer Verehrer der Werke Goethes; gern erinnert er sich an die Zeit, welche er mit diesem berühmten Dichter in Karlsbad [Teplitz] verlebte. ‚Damals hörte ich noch besser,‘ setzte er, von Goethe erzählend, mit jenem leisen Tone hinzu, der ihm in gemüthlichen Augenblicken auf eine ergreifende Weise eigen ist.

Vorzüglich aber liebt er die freie Natur. Nicht leicht bringt er selbst bei dem übelsten Wetter des Winters einen ganzen Tag im Zimmer zu, und wenn er sich im Sommer auf dem Lande befindet, ist er gewöhnlich schon vor Sonnenaufgang in dem blühenden Garten Gottes; kein Wunder, daß seine Werke herrlich sind wie die heilige Natur, die Zeit in ihrer Beschauung verlebt ist ja diejenige, ‚wo man dem Weltgeist

* Die Berührung dieses Umstandes vom Jahr 1806, den uns Treitschke oben erzählte, macht es vermuthlich, daß trotz der Unterzeichnung „S.....l“ niemand anderes als J. von Seyfried, der Kapellmeister des Theaters, Verfasser dieses Berichtes ist. Er stand zwar nicht mehr dem Meister selbst, aber wohl seiner unmittelbaren Umgebung nahe genug, um Genaueres über ihn zu erfahren und war ein lebhafter Correspondent für Zeitschriften.

näher ist als sonst.' Fast täglich erhält er aus allen Theilen Europas, ja selbst aus dem fernen Amerika Beweise der Anerkennung seines Talents. Sehr schmerzlich fiel es ihm, daß im verflossenen Jahr bei Gelegenheit seiner Uebersiedlung vom Lande in die Stadt, vielleicht durch Nachlässigkeit, vielleicht durch Treulosigkeit der mit dem Fortschaffen der Effecten Beauftragte — denn häufig ward der nur mit seiner Kunst Beschäftigte hintergangen — seine ganze Correspondenz in Verlust gerieth.*

Einst nahm er in einem Gastzimmer das Vesperbrod ein, der Aufwärter nennt seinen Namen, dadurch aufmerksam gemacht naht sich ihm ein englischer Schiffscapitain, bezeugt die außerordentlichste Freude den Mann zu sehen, dessen herrliche Symphonien er selbst in Ostindien bewundernd hörte. Des Britten reine ungekünstelte Ausbrüche der Verehrung freuten ihn innig. Besuche aber, ihn zu sehen, liebt er nicht, seine Zeit ist ihm zu kostbar. Außer an seiner Kunst hängt er mit ganzer Seele an seinem Neffen Karl. Er vertritt dem Waisen Vaterstelle im vollen Sinne des Worts.

Beethovens Aeußeres verkündet markige Kraft, sein Kopf erinnert an Ossians Grey heared bards of Ullin. Das Bildniß, welches die Kunsthandlungen von diesem Fürsten der Gesänge verkaufen, hat Aehnlichkeit. Seine Bewegungen sind schnell, Langsamkeit ist ihm vor allem verhaßt. Sein Tisch ist einfach, aber gut bestellt; Wildpret liebt er besonders, er hält es für die gesündeste Nahrung. Wein trinkt er mäßig, gewöhnlich nur rothen österreichischen, der ungarische wirkt nachtheilig auf seine Gesundheit. Er liebt es, wenn er im Winter zu Wien wohnt, nach Tische, bevor er seinen Spaziergang antritt, im Kaffeehaus bei einem Schälchen Kaffee die Zeitungen zu durchschauen, ein Pfeifchen zu schmauchen, wohl auch mit Freunden zu conversiren. Da er bis tief in die Nacht zu arbeiten und doch wieder sehr früh aufzustehen pflegt, geschieht es häufig, daß er nach vollbrachtem Spaziergang eine Stunde schläft. Woh-

* Von einem solchen Unfall findet sich nirgend sonst eine Nachricht. Und keinenfalls hatte er die „ganze Correspondenz" betroffen.

nungen gegen Norden oder die dem Luftzuge ausgesetzt sind, äußern einen nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit, welche gegen rheumatische Zufälle, denen Beethoven den Verlust seines Gehörs zuschreibt, höchst empfindlich ist. Daher war ihm auch der heurige nasse Sommer, den er in Hetzendorf zubrachte, außerordentlich zuwider, durch zwei Monate litt er an heftigen Augenschmerzen.*

Bewunderungswerth ist, daß, obschon des Sinnes beraubt, durch den er so meisterhaft auf die Geister wirkt, er dennoch wenn er sich zum Klavier setzt und sich seinen Phantasien überläßt, auch das leiseste Piano ausdrückt. Er genießt vom kaiserlichen österreichischen Hofe eine Pension, und wiewohl diese seine Bedürfnisse lange nicht deckt, verschmähte er zur Zeit, als die Franzosen ihren Beherrscher Kaiser nannten, eine reizende Einladung.**

Gegenwärtig hat er eine Messe vollendet, welche er auf Subscription herausgibt. Außer Sr. kaiserl. Hoheit und Eminenz, dem Erzherzog Rudolph unterzeichnete auch Ludwig XVIII. — Eine Symphonie, Quartetten, ein biblisches Oratorium, ihm durch den amerikanischen Konsul in englischer Sprache aus den Vereinigten Staaten überschickt, und vielleicht auch eine Oper (Dichtung von Grillparzer) stehen zu erwarten."

* Hier ist einiges zu berichtigen und genauer festzustellen. Ofener Gebirgswein liebte Beethoven vor allen Weinen schon wegen seines leidenden Unterleibs. Bis tief in die Nacht arbeitete er in diesen letzten Jahren nur wenn es galt etwas Dringendes fertig zu bringen, wie es in diesem Herbst 1823 allerdings der Fall war, und zwar mit der Neunten Symphonie. Denn die „wehen Augen" hatten ihn im Sommer sehr in der Arbeit gehemmt.

** Wir wissen, daß der kaiserliche Hof hier nur durch den Erzherzog Rudolph vertreten war und die Hauptsache Lobkowitz und Kinsky gaben. Die „reizende Einladung" aber war die zum König Jerome nach Kassel.

XXXI. „Der Sieg des Kreuzes.“

Wir hörten in dieser letzten Lebensperiode Beethovens öfters von einem Oratorium, das der Verein der Musikfreunde in Wien bestellt und zum Theil vorausbezahlt, aber niemals erhalten hat. Anfangs sollte J. von Seyfried das Gedicht liefern, später kam man zu jenem mit Beethoven persönlich befreundeten Literaten und Poeten Karl Bernard, und dieser brachte nach mehrjähriger Arbeit auch wirklich einen Text zu Stande, zu dessen Composition Beethoven in wiederholten Briefen sich bereit erklärt. Trotzdem ist es wie gesagt zu einer solchen nie gekommen, und da es in der Sache selbst liegen muß, was hier dauernd hindernd war, so ist es für die genauere Kenntniß von Beethovens dichterischer Anschauung und religiöser Empfindung nicht ohne Interesse zu wissen, um was es sich hier eigentlich handelte. Ein Wiener Correspondenzbericht des Stuttgarter „Morgenblattes“ vom 26. Februar 1824 gibt uns hier nähere Kunde. Derselbe lautet:

„Ich habe in meinem vorigen Berichte ein Oratorium erwähnt, das Beethoven jetzt unter seiner Feder hat. Alle ächten Freunde der Tonkunst sind auf das Werk um so mehr gespannt, als für diese erhabenste Gattung musikalischer Dichtungen heut zu Tage wenig, ja fast nichts geleistet wird. Preiswürdige Institute, wie das Conservatorium und der hiesige große musikalische Verein, müssen endlich immer wieder ihre Zuflucht zu Haydns Meisterwerken nehmen; jedoch selbst für den köstlichen Genuß stumpft sich zuletzt der Gaumen ab. Händels erhabene und geniale Tondichtungen erfordern ein außerordentlich großes Orchester und entsprechen auch den Anforderungen des Zeitgeschmackes nicht mehr. Allerdings muß die Poesie geeignet sein, den Tonsetzer mit Begeisterung zu erfüllen. Diese Eigenschaft besitzt unstreitig der von Beethoven gewählte Text, über den ich jetzt etwas mehr sagen kann, da er mir von ungefähr zu Gesicht gekommen ist und ich es nicht für unverdienstlich

halte, im voraus die Aufmerksamkeit auf ein solches Werk zu richten.

Dieses Oratorium führt den Titel: Der Sieg des Kreuzes, in zwei Abtheilungen und ist von Karl Bernard, dem Redakteur der Wiener Hofzeitung, dessen musikalischen Dramen: Faust und Libussa wir zwei werthvolle Operncompositionen von Spohr und Conradin Kreutzer verdanken. Als Stoff ist der wichtige Moment aus der Geschichte Constantins und Roms benützt worden, in welchem jener Kaiser durch den Anblick eines leuchtenden Kreuzes über der Sonne mit der Unterschrift: In hoc Signo vinces, sich berufen fühlte, die Altäre der falschen Götter zu zertrümmern, seinen Mitkaiser und Widersacher Maxentius aufs Haupt zu schlagen und die Kreuzesfahne an den sieben Hügeln aufzupflanzen.

Die Handlung hat durch sinnreiche Verschmelzung des Poetischen mit dem Historischen und durch die Lebendigkeit der handelnden Personen den Charakter eines religiösen Dramas erhalten, das sich in einem romantischen Gewand bewegt. Das Ganze trägt den Stempel einfacher Würde. Die allegorischen Personen: Glaube, Liebe und Hoffnung, stehen mit den historischen Hauptpersonen, Constantin, Maxentius und Julia, in einer schönen Wechselwirkung, und die Chöre der Christen, der Heiden, der Krieger, der Auguren, der Magier, der Engel, Märtyrer und Dämonen bilden die imposanten Massen für die Tondichtung. Als Probe theile ich die erste Hälfte der siebenten Scene der ersten Abtheilung mit:

Chor der Engel.

Gott dem Einigen,
Dem Alleinigen!
Der war, der ist, der sein wird,
Ihm allein, ihm allein,
  Sei Preis und Ehre,
  In Ewigkeit!
Es ist der Herrscher, der Heere Herr,
Er gibt den Muth, er gibt die Kraft,
Sein ist der Sieg, der Ruhm, die Macht!

Ihm Preis und Ehre!
Ihm allein, ihm allein!
In Ewigkeit!

Constantin.

Umflüstert mich des Himmels Odem?
Vernehm' ich Stimmen in den Lüften?
Sind aufgethan des Himmels Höhen?
Was bebt mein Herz in heil'gen Schauern?

Julia.

Bin ein Spiel ich wacher Träume?
Welcher Stimmen Wunderlaute
Hör' ich tönen in den Lüften?
Welch ein Glanz erfüllt die Höhen? —

Maxentius und der Chor der Heiden.

Ist es Trug verwirrter Sinne?
Tönen Stimmen in den Lüften?
Will der Himmel sich entzünden?
Was erfüllt mein Herz mit Grauen?

Haß und Zwietracht.

Das ist der Hohen
Furchtbaren Stimme,
Die unserm Werke
Verderbend nah'n! —

Chor der Heiden.

Im Feiergewande,
Mit Lobesgesängen,
Verkünden die Himmel
Des Ewigen Nahen;
Demüthig im Staube
Anbete der Staub! —

Glaube, Hoffnung, Liebe.

Wer Gott vertraut, der darf nicht zagen,
Wenn seiner Boten Stimme schallt,
Darf muthig auf die Blicke schlagen,
Wenn sie auch stark, wie Donner hallt!

Chor der Engel.

Lobsinget ihr Himmel,
Bet' an, o Erde!

Wunderbar, herrlich,
Heilig ist Gott!

Einzelne Stimmen.
Sein Blick ist Gnade,
Sein Wort Erbarmen,
Segen sein Name,
Liebe sein Thun! —
Ich ward des Kreuzes
Unschuldig Opfer
Ewige Sühne
Sündiger Schuld! —
Das Kreuz nun strahlet
Ein Siegeszeichen
Ueber die Hölle,
Ueber den Tod!

Mehrere Stimmen.
In dieses Zeichens
Heiligem Namen,
Sieget der fromme,
Gläubige Muth! —

Chor.
Lobsinget ihr Himmel,
Bet' an, o Erde!
Wunderbar herrlich,
Heilig ist Gott! —

Chor der Geister.
Heilig, heilig, heilig ist Gott!

Die Verse sind wohlklingend und musikalisch; die Phantasie des Tondichters findet einen weiten reichen Wirkungskreis."

So schließt unser Bericht. Beethoven empfand anders. „Glaube, Liebe, Hoffnung," ihm so innig nahe und so heilig bedurft, sie lebten ihm in dieser Dichtung nicht, und dies ist der Grund, daß er sich trotz aller Versprechungen zu einer solchen Arbeit nicht entschließen konnte, sondern ruhig bei „seiner Weise," d. h. diesmal der Composition der Letzten Quartette blieb.

XXXII. Der Organist Freudenberg.

„Aus dem Leben eines alten Organisten" heißt ein kleines Büchlein, das nach den hinterlassenen Papieren Karl Gottlieb Freudenbergs Dr. Viol im Jahre 1869 herausgegeben hat. Das Kapitel „Beethoven" bedarf hier keiner besonderen Einleitung, es erläutert sich selbst, und nur das Eine ist zu berichtigen, daß hier nicht das Jahr 1825 vorliegt. Denn damals hatte Wien keine italienische Oper und überhaupt kein großes Theater. Im Jahre 1823 aber war Beethoven im Juli noch nicht in Baden. Es bleibt also nur das Jahr 1824, auf welches auch alles übrige genau paßt, und ist darnach das in „Beethovens Leben" Gesagte zu berichtigen. Dr. Viol, der über den Verbleib der Aufzeichnungen selbst Auskunft geben könnte, ist mittlerweile gestorben. Der Bericht lautet:

„Im Juni 1825 fuhr ich mit 150 Thalern in der Tasche mit meinem Reisegefährten Drescher, einem mit historischen Studien und Vorkenntnissen der Kunstgeschichte ausgerüsteten Studios. juris per Journalière über Neisse, Ratibor, Olmütz nach Wien. Meine langen Beine befähigten mich zu einem rüstigen Fußgänger; in Betracht der Gelderſparniß und der goldnen Unabhängigkeit hätte ich unbedingt die Reise per pedes angetreten, aber das dringende Zureden meines Gefährten ließ mich den Wagen besteigen. Wegen der damals überall herumspukenden Demagogenriecherei sollte ich auch mein blondlockiges, langwallendes Haar abscheeren lassen und meinen deutschen Rock mit einem erbärmlichen französischen Frack vertauschen, um nicht den Chicanen der Polizei ausgesetzt zu sein. Dazu aber konnte ich mich durchaus nicht verstehen; ich blieb meiner einfachen bequemen Kleidung getreu wie dem Grundsatze, je weniger Bedürfnisse, desto mehr Zufriedenheit im Menschen. Nichts weiter als ein kleines Tornister mit der nöthigen Wäsche belästigte mein fröhliches reisemuthiges Herz. Und das war gut,

sonst wäre ich durch die Last ärmlicher Verhältnisse erdrückt und auf der langen Reise zu Brei zermalmt worden.

In Wien angelangt, überließ ich mich ganz den augenblicklichen Eindrücken der großen volkreichen gemüthlichen lebensfrohen Kaiserstadt. Unter den vielen Sehenswürdigkeiten waren für mich natürlich die Kirchen vom höchsten Interesse. In den meisten fand ich schlechte Orgeln mit kurzoctavigen Pedalen. Selbst die Stephanskirche, mit ihren lichtverhüllenden, ein mystisches Dunkel verbreitenden buntfarbigen Glasfenstern hat keine Orgel, welche auch nur im Entferntesten einen Vergleich mit den schönen Orgeln der Breslauer Kirchen auszuhalten vermöchte. Auch die Kirchenmusik befriedigte mich wenig; die Musik in der Hofburgkirche sogar klang nicht göttlich, nicht einmal kaiserlich, sondern sehr spießbürgerlich. Ja ja, du alter guter frommer Schnabel mit deinen erbaulichen kindlichfrommen Messen und deiner wunderbaren Naturbegabung, immer das Richtige zu treffen, du hattest mich verwöhnt; ich machte in Wien gleiche oder noch höhere Anforderung an eine gute Kirchenmusik wie hier in Breslau. Je weiter man aber nach dem frivolen Süden kommt, desto leichtfertiger, sinnlicher wird die hehre Kirchenmusik. Kein Wunder, daß die seichte italienische Theatermusik, das sprühende, prasselnde Tonfeuerwerk Rossini's auf die gute deutsche tiefsinnige Musik, selbst in der Kirche, einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt hat. In den Theatern der Leopoldstadt und Josephstadt haben mich die lustigen Wiener Volks- und Zauberpossen sehr erheitert. Wer kennt nicht Ignaz Schuster, Wenzel Müller, Raymund, die Melancholietödter, die Hervorzauberer lebensfroher, mit Lokalwitzen durchwebter Bilder des Wiener Volkslebens? In der Hofburg bewunderte ich die vortreffliche italienische Oper mit Lablache, der Fodor, Ungher u. s. w.

Holtei beneidete ich um seine Mitgliedschaft in der Ludlamshöhle, einer Gesellschaft von Schriftstellern, Dichtern, Componisten, Künstlern, in welcher der Geist präsidirte und philiströse Dummheit nicht das zweitemal an der Pforte anklopfte. In dem kleinen Raume schlugen große Herzen; Humor, Witz,

Laune, Sarkasmus sprühten ihre glühenden, versengenden Funken. In Breslau hatten wir ein Diminutivum hiervon in der zwecklosen Gesellschaft, in welcher sich Maler, Dichter, Sänger damals bewegten, aber auch zuweilen die satyrische Geißel schwangen. Auch die sogenannte Bärenhöhle, in welcher vorzugsweise Schau-, nicht Sau-Spieler ihr tolles Wesen trieben, ist in diese Kategorie zu zählen. Unter den musikalischen Größen Wiens hatte ich nur für einen Einzigen Augen und Ohren. Achtung! Präsentirt das Gewehr! Der Kaiser kommt! Etwa Franzl? Joseph? — Nein, der Musikkaiser Beethoven!

Der Sonnenstrahlende, Licht- und Freudebringende, der Fröhliche unter den Fröhlichen, der Trauernde unter den Traurigen, der durch seinen tönenden Kuß Millionen Herzen Verbrüderte, auch ein von Gottes Gnaden gekröntes und mit dem heiligsten Kunstöl gesalbtes Haupt! Meine Beethoven-Sehnsucht, mein Beethoven-Cultus konnte in Wien nicht gestillt werden, da der Musikkaiser bereits seine Sommerresidenz in Baden bezogen hatte. Dahin, dahin, muß ich, Geliebter, ziehen; ohne Rast und Ruh dem Helenenthal zu! Das lederne Ränzel wurde geschnallt, per pedes apostolorum oder vielmehr cantorum wanderte der deutsche Jüngling seinem Ziele entgegen. Baden war bald erreicht; je näher ich dieser quasi Wiener-Vorstadt kam, desto lauter und rascher schlug mein von Furcht und Hoffnung gepeinigtes Herz. Um mich von allen irdischen Schlacken zu reinigen und für den hohen Besuch würdig vorzubereiten, nahm ich zuvor ein Bad, und zwar in den Räumen der ersten Klasse. Herren und Damen badeten hier in leichter Badumhüllung etwas frivoler Weise in einem gemeinschaftlichen Bassin. Ich, als Fremdling, bezog vom Badewärter eine sehr magere dürftige, kurze Bedeckung, die, wie bei Schwimmhosen, nur durch ein Bändchen lose zusammengefügt war. Bei meinem Eintritt hob das Wasser die leichte Hülle; die vornehme, elegante, lustig plaudernde Badegesellschaft sah mich verstummend an; ich, dadurch bestürzt gemacht, mochte in der kritischen Lage mit verwirrtem Sinne das Band der Badehülle aufgelöst haben. Ein Kichern, Lachen,

Aufmichblicken trieben mir das Blut vor Scham und Verlegenheit in den Kopf, bis die plötzliche Ansprache eines Herrn: „Monsieur, nous ne sommes pas ici au Paradis, regardez en bas!" mich über die Ursache des homerischen Gelächters aufklärte. Der Stein des Anstoßes war sogleich entfernt. Mehrere Herren, denen ich wohl als aufdringlicher, ungebildeter Mann erscheinen mochte, redeten mich französisch an; es war dieß ein damals oft gebräuchlicher Bildungsgradmesser. Obwohl ich die Frage französisch zu beantworten vermochte, gab ich doch den Vorwitzigen in italienischer Sprache Antwort, worauf sie verdutzt und beschämt abzogen. Bald darauf setzte eine badende, etwas dickbäuchige Nymphe den Discours italienisch fort und der Bildungsgradmesser stellte mich in dieser aristokratischen Gesellschaft somit auf einen Ehrenplatz. Es löste sich Alles in Wohlgefallen auf, ich wurde für courfähig gehalten. Meine Frage, wann Beethoven am besten zu sprechen sei, meine projectirte Fahrt nach Rom, Neapel umgaben meine Person mit einem gewissen Heiligenschein, ja man hielt mich sogar für einen reichen Engländer, wie ich später erfuhr. Der arme Musiklehrer ein reicher Engländer, o sancta simplicitas, o stockfinstere Blindheit! —

In St. Helenenthal, dem stillen romantischen Zauberort, durchkreuzt von einsamen Berg- und Waldwegen, wo man fern von Menschen und näher bei Gott sein inneres Ich sammeln und von dem Weltgetümmel fern halten kann, hatte sich Beethoven häuslich und gemüthlich niedergelassen. Es war gegen zwei Uhr Nachmittags, an einem heißen Julitage, als ich mich seiner Wohnung mit beschleunigtem Schritte näherte. Vom Balkon seiner ländlichen Wohnung aus hatte mich Beethoven bereits bemerkt; er zog sich alsbald bei meiner Annäherung zurück, vielleicht eines der vielen zureisenden sogenannten Musikgenies vorausahnend, von denen er im Sommer, wie ein von Fliegen geplagtes edles Roß, überlaufen und belästigt wurde. In meinem abenteuerlichen Turneranzuge, ungestriegelt, ungebiegelt, wollte mich beim ersten Anblick die alte Wirthin in seine Wohnung nicht einlassen. Auf meine Anrede: „Ich wünsche

Beethoven zu sprechen,' antwortete sie ganz zornig, mit am Leibe untergestemmten Armen: ‚Was, Sie Fußlatscher, wollen meinen lieben Herrn, den Beethoven, sprechen, da könnte Jeder kommen. Barone, Grafen, selbst Prinzen werden oft nicht vorgelassen. Einen schönen Gruß — und es ist Nichts!' — ‚Aber, liebes Goldmadamchen, ich komme weit von Breslau aus Schlesien zu Fuß als ein armer Musiker hierher, der, ohne Beethoven, seinen irdischen Abgott, gesehen zu haben, Tag und Nacht keine Ruhe hätte. Mir geht es wie dem greisen Simeon, der, als er vor seinem Ende noch einmal das liebe Christuskindlein sehen wollte, nach gestillter Sehnsucht ausrief: Herr, nun läßt Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen!' — ‚Schaun's, Ew. Gnaden, Sie sind nicht so schlimm, wie Sie aussehen, jetzt habe ich Respect vor Ihnen; eine so weite Reise zu Fuße, es sind wohl 20 bis 30 Meilen!' — ‚Nein, mein liebes Mütterchen, beinahe 100!' — ‚Ei, Du lieber Gott, Jesus Maria, das wäre die größte Unbarmherzigkeit von meinem lieben Herrn, Sie ohne die gestillte Sehnsucht weiter ziehen zu lassen.' —

Schnell trippelte sie fort, meldete mich an und brachte mir eine Pergamenttafel mit Bleistift. Auf die Frage, was soll ich damit? antwortete sie: ‚Nun, Sie wissen doch, daß Beethoven gar nicht hört, deshalb muß der Besuchende seine Fragen und Antworten ihm schriftlich mittheilen.' Diese hochgradige Harthörigkeit Beethovens war mir unbekannt. Wie sollte ich die erste Begrüßung beginnen? Ich schrieb: ‚Der Musiklehrer Freudenberg aus Breslau wünscht des großen genialen Beethovens Bekanntschaft zu machen!' — Bald darauf trat eine gedrungene Gestalt in Mittelgröße mit freundlicher Geberde und liebevollem Blick heraus und nöthigte mich in sein Zimmer. Hier wurde mir dann ein Platz auf dem Sopha angewiesen und bei einer Tasse schwarzen Kaffee ein Stündchen gemüthlich geplaudert. Daß diese Unterhaltung eine Stunde der höchsten Weihe, der heißesten Kunstandacht und Herzensseligkeit für mich war, — wird wohl Jeder glauben,

auch wenn mir die Worte fehlen, es auszusprechen. Den Gegenstand unseres Gesprächs bildete natürlich die musikalische Kunst und ihre Jünger. Den damals vergötterten Rossini, glaubte ich, würde Beethoven verspotten; mit nichten, er räumte ein, Rossini sei ein Talent und melodienvoller Componist, seine Musik passe für den frivolen sinnlichen Zeitgeist und seine Productivität brauche zur Composition einer Oper so viel Wochen, wie die Deutschen Jahre. Spontini habe viel Gutes, den Theatereffekt und musikalischen Kriegslärm verstände er prächtig. Spohr sei so dissonanzenreich und durch seine chromatische Melodik würde das Wohlgefallen an seiner Musik beeinträchtigt. Seb. Bach hielt Beethoven sehr in Ehren; nicht Bach, sondern Meer sollte er heißen, wegen seines unendlichen unausschöpfbaren Reichthums von Toncombinationen und Harmonien. Bach sei das Ideal der Organisten; auch ich, erzählte Beethoven, spielte in meiner Jugend viel die Orgel, aber meine Nerven vertrugen die Gewalt dieses Rieseninstrumentes nicht. Einen Organisten stelle ich, wenn er Meister seines Instruments ist, unter den Virtuosen oben an. Beethoven schimpfte sehr auf die Wiener Organisten: die Besetzung der Stellen ginge nach Gunst oder nach alten observanzmäßigen Gebräuchen. Wer am längsten dient, erhält solch ein Amt und so kämen die Leiermänner oben an. Er tadelte die Orgeln mit mangelhaftem Pedal und zuletzt auch die Großen und Reichen der Erde, die für die Kunst und das Gute nichts thun wollen, weil sie nichts davon verstehen.

Meine Fragen über einige seiner Werke, z. B. Fidelio, warum diese Oper nicht überall Beifall finde, beantwortete er: ‚Wir Deutsche haben zu wenig dramatisch gebildete Sängerinnen für die Leonore; sie seien zu kalt und gefühllos, die Italiener singen und spielen mit Leib und Seele.‘ Ueber Kirchenmusik äußerte Beethoven viel Wahres. Reine Kirchenmusik müßte nur von Singstimmen vorgetragen werden, ausgenommen ein Gloria oder ein anderer dem ähnlicher Text. Deßwegen bevorzugte er Palestrina, doch sei es Unsinn, ihn nachzuahmen ohne seinen Geist und religiöse Anschauung zu besitzen, auch

dürfte es den jetzigen Sängern unmöglich sein, die langgehaltenen Noten tragend und rein zu singen. Ueber das berühmte Miserere des Allegri sprach er kein Urtheil, weil er es nicht gehört habe: ‚Viele Hörer sind entzückt davon, manche auch kalt geblieben.‘ Die Componisten, die in ihren Werken Natur und Kunst vereinigen, stellte er als Muster hin.

Meine wiederholte Bitte, mir auf dem Flügel etwas zu phantasiren, gewährte er mir nicht; er sei immer kränklich und spiele zu wenig, um mich befriedigen zu können, obgleich ich ihm entgegnete, daß nicht die Fingerfertigkeit, sondern sein Ideengang mich zu dieser Bitte bestimmte. An seinem Mienenspiel und zerstreuten Wesen merkte ich wohl, daß er in seiner erhabenen Tonwelt lebte und mir durch Geberden zu verstehen gab, ihn nicht weiter seiner kostbaren Zeit zu berauben.* Sonst war er freundlich und mild; einmal aber schnitt er ein gewaltig grimmiges Gesicht, als ich seine letzten Sinfonien für barock erklärte. Sein Augen- und Mienenspiel antwortete mir: Was verstehst du, Tölpel, und alle ihr Klügler davon, die ihr meine Werke tadelt? Euch fehlt der Schwung, die kühnen Adlerflügel, um mir nachfolgen zu können. Geistlosen Recensenten oder musikalisch-sinnlich blumenbouquetwindenden Dilettanten mag wohl Beethoven auch damals eine X-Größe gewesen sein. Dieser große Beethoven, von ziemlich kleiner Figur, mit wildem und etwas verstörtem Aussehen, grauem, struppigem Haare, borstenmäßig in die Höhe stehend, entließ mich mit den Worten: Grüßen Sie mir den alten Joseph Schnabel, der sich meiner annimmt!“

* Er arbeitete damals an den ersten drei der Letzten Quartette.

XXXIII. Ludwig Rellstab.

Rellstabs Bericht haben wir schon bei Zelters Briefen angekündigt. Dieser Letztere war allerdings seitdem dem großen „Kunstbruder“ wesentlich näher getreten. Denn derselbe hatte ihm in einem sehr achtungsvollen Schreiben ebenfalls die große Messe zur Subscription angeboten, und die Kenntniß dieses Werkes bedeutete den vollen Sieg Beethovens über den alten Kunsthandwerksmeister. Gleichwohl ist es fast mehr noch der Wunsch, dem jungen Freunde zu einem entscheidenden Lebenserfolge zu verhelfen als die sichere Ueberzeugung von der unermeßlichen Ueberlegenheit dieses Künstlergeistes über die gesammte Kunstwelt damals, was ihn zu solch einem verehrungsvollen Entgegentreten gegen denselben führt. Allein immer erhöhte doch eben dieser verehrungsvolle Ton die Anschauung des jungen Poeten von dem großen Musiker, und wenn er auch von der Erkenntniß des eigentlichen Beethoven meilenweit fern war und zeitlebens blieb, — von seinem menschlichen Wesen und von der trüben und geradezu tragischen Existenz dieses Großen der Menschheit hat er dennoch eine sichere Anschauung gewonnen, ja ein Bild gegeben, das in der That ‚viel Künste übersteigt‘. Wir lassen dasselbe folgen, so wie es in Rellstabs verschiedenen Schriften („Garten und Wald“ 1854, „Aus meinem Leben“ 1861) sich ihm mehr und mehr deutlich aus der eigenen Erinnerung aufgebaut hat. Die Hauptgrundlagen waren aber seine Briefe und Tagebuchsnotizen aus jenen Tagen selbst. Er erzählt also:

„Die Reise nach Wien war beschlossen. Mit welchen Hoffnungen, mit welcher Zuversicht auf Genuß und mit welcher gesunden Freude daran geht ein Jüngling, zumal ein Schriftsteller, der eben die ersten Schritte in die Oeffentlichkeit gethan,

in kleinem Kreise die Genugthuung einiger Anerkennung gefunden, einem solchen Ziel entgegen! Was sind Vergangenheit und ferne Zukunft einer so nahen, und einer solchen Gegenwart gegenüber! — — Von Allem, was ich in und von der Kaiserstadt erwartete, war es Eins, das der begeisterten Seele des Jünglings als das Höchste vorschwebte. Die Hoffnung, Beethoven zu sehen! Wahrlich nur mit dem Anblick des im Tiefsten verehrten Mannes wäre ein unendlicher Wunsch meines Herzens erfüllt gewesen, doch im Stillen träumte ich noch viel Größeres, das allerdings ein wenig den luftigen Feenschlössern glich. Ich nährte die freilich nur schwach dämmernde Hoffnung, seinen Antheil für eine Oper, die ich ihm dichten möchte, zu gewinnen. So unerreichbar, so unglaublich mir, wenn ich es als etwas Festes, Wirkliches ins Auge faßte, dieses Ziel auch schien, so wollte ich doch das „Magna voluisse“ auf meiner Seite behalten. Deshalb hatte ich alle die Schritte gethan, die mir in meiner Stellung nützlich und geeignet schienen, um das Vorhaben einzuleiten. Einige Kraft und Berechtigung durfte ich wohl dazu fühlen; denn hochverdiente Männer hatten dieser Gattung meiner Dichtungen einen Antheil geschenkt, der bis zur That ging. Bernhard Klein hatte eine Oper von mir vollendet, eine zweite in der Arbeit. Maria von Weber hatte schon vor Jahren, auf eine gleiche Unternehmung ernstlich eingehend, Briefe darüber mit mir gewechselt, gründete sein Zutrauen zu mir sowohl auf die bereits fertigen Versuche, die ich ihm gezeigt, wie auf die Ansichten, die ich ihm gesprächsweise über diese Gattung der Dichtung entwickelt. — Endlich hatte Ludwig Berger, dessen schöpferischen Genius ich noch heute unter diesen Dreien am höchsten stelle, wiewohl er nie zur Anerkennung der Welt gekommen, unter allen den jüngern Dichtern, die sich zu ihm drängten, sich vorzugsweise mit mir beschäftigt, um den Plan, eine Oper zu schreiben, zur Ausführung zu bringen. Er blieb leider wie fast alle dieses von hypochondrischer Unschlüssigkeit zerrissenen großen Talents und Charakters unausgeführt!

Dieß waren meine Berechtigungen. Nicht daß ich in

dem eitlen Wahn gestanden, mich zu Beethovens Größe gesellen zu dürfen; aber ich fühlte die Kraft, mich zu Denen in die Schranken zu stellen, unter welchen er die Wahl haben konnte.

Wie aber sollte ich sein Zutrauen gewinnen? Ein Gespräch war mit dem, von dem schwersten Unheil Betroffenen, welches die Schickung gerade über ihn verhängen konnte, nur sehr schwer zu führen. Ihm zuvor zu schreiben? Wie viele Briefe mußte er nicht erhalten haben, die nur von thörichter Hand ausgingen! Und überhaupt, das Lesen war nicht die Sache des Musikers, nicht die Weise Beethovens! Ein Name von Gewicht mußte eine Bahn brechen. In Berlin war es allein Zelter, der in musikalischer Beziehung durch seinen Ruf als Theoretiker und anderweitig sowohl durch seine frühere Bekanntschaft mit Beethoven selbst, den Standpunkt einnahm, von dem aus er mir einen einführenden Brief an den großen Meister mitgeben konnte. Und hier habe ich eine große heilige Schuld der Dankbarkeit gegen Zelter abzutragen, dem ich in andern Beziehungen späterhin oft gegenübertreten mußte, weil sein häufiges nicht zu rechtfertigendes Thun, sein geistig musikalischer Absolutismus, im Namen der Wahrheit und des Rechts, mich in meiner kritischen Stellung dazu herausforderten. Nicht daß er mir den Brief an Beethoven gab, sondern wie er ihn gab, wie er ihn in Beziehung auf Beethoven gab, verpflichtet mich zum Dank und noch mehr zum Ausdruck der Verehrung.

Denn er that es, als wenn er an einen Heiligen des Himmels schriebe. Er, der im Gespräch oft die Weise anzunehmen pflegte, als habe er vor allen Größen der Kunst, Mozart, Haydn, Beethoven, eben gar keine sonderliche Ehrfurcht und dürfe mit ihnen nur so ganz wie mit aller Welt obenhin umspringen, er nahm jetzt, da er zu einer That schreiten sollte, nicht aus irgend einer gemachten Empfindung oder Scheinheiligkeit, sondern aus wahrhaftigster Kunstwärme eine, ich kann es kaum anders nennen, anbetende Stellung an; er fühlte, daß er zu einem Hohenpriester sprach, und seine Demuth wurde wahre Größe seines Sinnes.

Genial, wie so oft in einzeln aufblitzenden Lebensmomenten, war er auch bei diesem Briefe, schon in der Aufschrift. Denn er schrieb nicht, wie Jeder gethan, an Herrn Ludwig van Beethoven, sondern: „An den edlen, berühmten, großen Ludwig van Beethoven.“ — Unverzeihlich muß ich es nennen, daß ich mir den Brief, den ich späterhin bei Beethoven las, nicht sofort abgeschrieben, denn er war in vier oder fünf Zeilen ein wahres Kunstwerk, schöpferisch hervorgegangen aus der Gluth der Verehrung. Keine fade Schmeichelei, keine unangenehm berührende Unterwürfigkeit (wie oft in den Briefen an Goethe), sondern nur edle, großherzige Worte, und doch dabei treu, schlicht, deutsch, Worte der Freundschaft, aber einer begeisterten, endlich der dringende Wunsch meines Herzens, der Hauptzweck meines Besuchs klar und warm ausgesprochen, dem hohen Meister ans Herz gelegt.

Dieser Brief war des Aufbewahrens werth! Er hätte als ein Juwel geprangt in der starken Bändezahl des Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter! Er würde vieles Dunkle darin (nämlich was im Dunklen hätte bleiben sollen) durch seinen Glanz überschimmert haben!* —

Genug ich war im Besitz des Briefes, wenigstens in dem der Aufschrift, die mir so warm aus der Seele genommen war, daß ich sie mit immer erneutem Staunen und Herzklopfen betrachtete. — Am 21. März des Jahres 1825, also am Tage des Aequinoctium, wo die Wohlthat der rückkehrenden Sonne beginnt, an Jean Pauls Geburtstag (damals überging ich so wichtige Festtage im Jahre niemals) traten wir die Reise an. Noch waren die Felder rings mit Schnee bedeckt, die Luft eisig rauh! Dennoch, wie erquickend schien es dem jugendlichen Sinn, die öden Fluren und grauen Dörfer vorüberfliegen zu sehen, sich von dem rauhen winterlichen Hauch anwehen zu lassen.

Mein Reisegefährte, dem die Ueberlast der Geschäftsverbindungen in Berlin die Arbeit überaus erschwerte, hatte sich

* Der Brief selbst hat sich bisher nirgend gefunden.

Dresden ersehen, nur um dort zwei Tage ungestört im Gasthof arbeiten zu können. Völlig mir selbst überlassen hatte ich desto mehr Muße, die Gaben der schönen Stadt, die auch im Winter und Vorfrühling hold und reich sind, zu genießen. Ich übergehe Alles, und hebe nur das, was die Musik angeht, heraus. Schon vierzehn Tage zuvor hatte ich an Maria von Weber die schriftliche Bitte gerichtet, uns während unserer Anwesenheit, wenn es möglich sei, mit einer Aufführung der „Euryanthe“ zu erfreuen, die damals außer in Wien noch nirgend gegeben war, da Spontini die Darstellung derselben in Berlin nach Kräften hinderte, gewiß aus der reinsten künstlerischen Ueberzeugung, daß das Werk nicht würdig genug sei um in die Welt geführt zu werden! Weber hatte auf meine Bitte mit der Uebersendung einer Karte geantwortet, auf der ihm die einige Tage zuvor erfolgte Entbindung der Schröder-Devrient (die Euryanthe Dresdens) angezeigt war. Durch dieses glücklich-unglückliche Ereigniß lag die Oper überhaupt ziemlich unthätig darnieder.

Dieß verschaffte mir aber den Vortheil, daß Weber weniger beschäftigt war und ich ihn in diesen zwei Tagen öfter sehen konnte, als ich sonst irgend hoffen durfte. Er bereitete sich gerade vor, nach England zu gehen, um den „Oberon“ zu componiren. Dieß gab uns viel Anlaß zu Gesprächen; doch ließ ich die Gelegenheit nicht vorübergehen, um auch für meinen Zweck seine Mithilfe zu gewinnen. Auf meine Bitte um einen Brief antwortete er: ‚Beethoven liebt die vielen Briefe nicht. Sie zu lesen und zu schreiben ist ihm eine lästige Sache. Aber grüßen Sie ihn mündlich aufs herzlichste und ehrfurchtsvollste von mir. Nach der Art und Weise, wie er mich bei meiner vorjährigen Anwesenheit in Wien aufgenommen, darf ich voraussetzen, daß er sich meiner mit Freundlichkeit und Liebe erinnern wird.‘ — Jetzt machte mir Weber eine Schilderung von seinem letzten Besuch bei Beethoven, der ich natürlich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte. ‚Wir waren,‘ erzählte er, ‚mehrmals bei ihm gewesen, doch er hatte sich immer nicht sprechen lassen. Er war unwohl, menschenscheu, trübsinnig.

Endlich gelang es uns eine günstige Stunde zu treffen. Wir traten ein; er saß am Arbeitstisch; nicht eben freundlich stand er auf. Er hatte mich vor Jahren schon gut gekannt, und so kamen wir bald in trauliches Gespräch. Da trat er plötzlich dicht vor mich hin, legte beide Hände auf meine Schultern, schüttelte mich kräftig und herzlich, und rief: Du bist ein braver Kerl geworden! und dann küßte er mich mit wahrer Freundschaft und Liebe. Von Allem, was mir an Beifall, Glanz und Ehre in Wien zu Theil geworden, hat mich nichts so im Tiefsten ergriffen, als dieser brüderliche Kuß Beethovens.' *

Solche Erzählungen aus dem Munde eines selbst so hoch in dem Ruhme der Welt gestellten Mannes wie Weber, mußten begreiflicher Weise meine Verehrung Beethovens und die beklommene Spannung, mit der ich dem Augenblick entgegenging, wo ich ihm unter die Augen treten sollte, noch immer steigern. — Ganz durchglüht von dem Gedanken an das, was mir bevorstand, nahm ich Abschied von Weber, und am andern Tage verließen wir Dresden, im schönsten Sonnenschein.

Wie unbeschreiblich schön die Tage waren, die ich von jetzt an im seligsten Genuß einer hohen bedeutungsvollen Zukunft lebte, das vermag nur ein begeistertes Jünglingsherz nachzufühlen, welchem jemals das unschätzbare Glück zu Theil geworden, sich dem Zauberkreis nähern zu können, der einen wirklich großen, unsterblichen Mann umgibt. Kaum, mit Wehmuth spreche ich es, ist jetzt noch die Möglichkeit vorhanden; *denn von einem hochverdienten, berühmten Manne (deren wir Viele haben) bis zu einem wirklich großen, ewig unerreichbaren — welche Kluft!* .....**

Spät am Abend erreichten wir Iglau; am folgenden Tage mußten wir Wien sehen. Unvergeßlich wird mir das Gefühl bleiben, mit dem ich zuerst den grauen riesigen Stephansthurm

* Es ist anzumerken, daß Rellstab diese Erzählung *Webers* schon bald nachher aufgeschrieben und sogar „schon lange vor Beethovens Tode" an die „Cäcilia" eingesendet hat, wo sie denn auch bereits im Jahre 1828 gedruckt steht.

** Die dann folgende Reisebeschreibung ist uns hier überflüssig.

hinter dem Gebirgsrücken, den wir umfuhren, hervortreten und mächtig den Horizont beherrschen sah, während die Stadt noch unter demselben verborgen bleibt. Er schien uns zuzurufen: ‚Wanderer, hier liegt Wien!‘ Und was knüpfte sich an diesen Ruf? Für mich in diesem ersten Augenblick nur der Klang des einen hohen Namens: „Beethoven.“ Ich rief es laut und begeistert aus, trotz meines lächelnden kopfschüttelnden Reisegefährten. Alles was die berühmte Kaiserstadt an Schätzen der Kunst und des Wissens, an großen Männern, Denkmälern, Anstalten in sich birgt, wiegt mir diesen einen Namen nicht auf. Und hätte ich die Wahl, auf der einen Seite Alles, auf der andern nur Ihn aufzugeben, freudig ließe ich Alles, um zu ihm zu wallfahrten, der vielleicht vergessen, als finsterer Sonderling gemieden, in einer düstern abgelegenen Straße, mitten im Glanz dieser taumelnd genießenden Welt einsam und verlassen sitzt, aber von erhabenen Geistern umgeben und von Wundern, die er selbst erschafft!

— — Obgleich mir, nachdem wir in Wien angekommen, nichts näher am Herzen lag, als Beethoven aufzusuchen, so glaubte ich doch zuvor einige Erkundigungen über die Art und Weise, wie es geschehen könne, einziehen zu müssen. Bei dem unschätzbaren Werth, den ein Besuch dieser Art für mich hatte, war es begreiflich, daß ich eine ähnliche Gesinnung bei vielen Tausenden in Wien voraussetzte und darauf die Meinung gründete, daß der Zutritt zu dem großen Manne mit Schwierigkeiten aller Art umgeben sein würde, wie der zu Goethe. Ich suchte daher zuerst einige Personen auf, von denen ich wußte, daß sie in Beziehungen zu ihm standen oder gestanden hatten, z. B. Grillparzer. Wo ich auch anfragte, erhielt ich den Rath, nur gerades Weges zu ihm zu gehen.

— — ‚Wenn Sie ihn gerade in der schlimmen Stunde treffen,‘ sagte mir einer seiner Freunde, ‚so möchten Sie der Kaiser sein, er würde Sie nicht vorlassen. Vorbereitungen helfen nichts. Redlich, geradezu und frei heraus, sind die besten Empfehlungen ihm gegenüber. Lassen Sie sich durch einen mürrischen Empfang nicht abschrecken; gehen Sie zum

zweitenmale und er macht vielleicht doppelt gut, was er beim erstenmal gegen Sie versehen.' — So faßte ich denn eines Morgens unter Herzklopfen den Entschluß, den Weg nach der Krugerstraße Nr. 767 im vierten Stockwerk, wo Beethoven damals wohnte, anzutreten.

Diese Straße ist keine abgelegene, sondern nur eine der minder geräuschvollen Seitenstraßen, die die belebtern Hauptstraßen der innern Stadt durchschneiden. Daß ein Künstler eine solche Wohnung, muß er einmal in der Stadt selbst sein, eher sucht als meidet, begreift sich leicht. Das vierte Stockwerk möge auch Niemanden durch den Gedanken der Aermlichkeit erschrecken. Es ist in Wien bei den sechs, sieben, acht Stock hohen Häusern ein so gewöhnliches Höhenmaß, daß der Mittelstand selten darunter bleibt.

Als ich die Zahl steinerner Stufen emporgestiegen war, fand ich zur Linken einen Glockenzug mit einem halbverwischten Namen; doch glaubte ich Beethoven herauslesen zu können. Ich schellte; Tritte ließen sich hören; man öffnete, meine Pulse flogen, ich weiß wahrlich nicht mehr zu sagen, ob es eine Magd war, die mir öffnete, oder ein junger Mann, Beethovens Neffe, der damals bei ihm wohnte und den ich später einigemal sah.* Die hohe Spannung meines Innern hatte mir die Achtsamkeit auf die Außendinge ganz geraubt. Nur erinnere ich mich, daß es mir gar nicht über die Zunge wollte, zu fragen: ‚Wohnt hier Herr Beethoven?' Wie zerschlägt das Riesengewicht eines so großen Namens die pygmäischen Schranken und Gesetze der Convention, hinter denen die unermeßliche Alltäglichkeit ihre eitlen Rechte sicher stellt!

Indeß diese Formen wollten ihr kleinliches Recht auch hier nicht aufgeben und ich wurde gemeldet, gab meinen Brief von Zelter als Einlaßkarte mit und stand harrend im Vorzimmer. Noch könnte ich es malen in seiner wüsten halb Leere halb Unordnung. Auf dem Fußboden stand eine Menge geleerter Flaschen;

* Der Neffe wohnte damals nicht bei ihm, mußte aber immer zum Speisen hinkommen.

auf einem schlichten Tisch einige Teller, zwei Gläser, eines halb gefüllt. Sollte Beethoven dieß halbe Glas zurückgelassen haben? dachte ich. Und es kam mich die Lust an, den Ueberrest zu trinken, gleichsam ein heimlicher Raub der Herzensbruderschaft, wie die deutsche Sitte sie knüpft.

Die Thüre des Nebenzimmers öffnete sich; ich wurde aufgefordert einzutreten. Als ich den schüchternen Schritt über die heilige Schwelle that, schlug mir das Herz hörbar! Ich hatte schon vor einigen großen Männern gestanden, die der dichtende Jüngling in gleicher unermeßlicher Höhe über sich sah; ich nenne nur Goethe und Jean Paul. — Doch diese Art der Empfindung hatte ich Beiden gegenüber nicht gehabt. Ich will nicht anmaßlich sagen, daß es ein „anch' io son pittore“ war, was mir den Zugang zu Jenen freier machte, die Brücke des geistigen Verkehrs leichter schlug; allein ich gehörte doch zu demselben Reich, das sie beherrschten, wir redeten eine gleiche Sprache, ich hatte ein stärkeres Recht zu einer Erwiderung, ich konnte sie sicherer begründen, es woben sich endlich im Gebiete des dichterischen Gedankens mehr Fäden zwischen uns her- und hinüber; der bittern Hemmung will ich gar nicht gedenken, die Beethovens verschlossenes Ohr jeder Annäherung wärmerer Theilnahme fast unüberwindlich entgegenstellte! Und doch was im ersten Augenblick zu trennen schien, die Verschiedenheit unserer Lebensgebiete, brachte uns später näher aneinander. Ein mittelmäßiger Musiker wäre vielleicht für Beethoven das gleichgültigste, ja lästigste Ding der Welt gewesen; ein Dichter mit leidlichem Talent gab ihm doch etwas, was er selbst nicht hatte und doch schätzte und liebte.*

* Bei der jetzt folgenden Schilderung des leidenden großen Mannes hat man nicht etwa bloß an die gefahrdrohende Unterleibskrankheit, die ihn kurz zuvor befallen, oder auch an die Taubheit zu denken, sondern ungleich mehr an die schweren Sorgen und Kümmernisse, die ihm der Leichtsinn des jungen Mannes machte, den er so recht eigentlich als seinen Sohn betrachtete und dem seine ganze Liebe zugewandt war. Allein eben diese Liebe war — zu groß, und das Bewußtsein dieser persönlichen Mitschuld durch Schwäche erhöhte des Onkels Leid um diesen Neffen hundertfach.

Mein ernster Blick beim Eintritte traf auf ihn. Er saß nachlässig auf einem ungeordneten Bette an der Rückwand des Zimmers, auf dem er eben zuvor noch gelegen zu haben schien. Den Brief von Zelter hielt er in der einen Hand, die andere reichte er mir freundlich entgegen mit einem solchen Blick der Güte und zugleich des Leidens, daß plötzlich jede Scheidewand der Beklemmung fiel und ich dem im Tiefsten Verehrten mit der ganzen Wärme meiner Liebe entgegenschritt. Er stand auf, reichte mir die Hand, drückte sie herzlich deutsch und sagte: ‚Sie haben mir einen schönen Brief von Zelter gebracht! Er ist ein würdiger Beschützer der echten Kunst!' Gewohnt selbst am meisten zu sprechen, da er die Gegenrede nur schwer vernehmen konnte, fuhr er fort: „Ich bin nicht ganz wohl, ich bin krank gewesen; Sie werden sich schlecht mit mir unterhalten, denn ich höre sehr schwer.'

Was ich antwortete, ob ich antwortete, — ich weiß es wahrlich nicht! Zumeist werden wohl meine Blicke, der wiederholte Druck meiner Hand, ausgedrückt haben, wozu mir vielleicht die Worte gefehlt hätten, auch wenn ich hier wie zu Andern hätte sprechen können.

Beethoven lud mich ein, mich zu setzen; er selbst nahm seinen Platz auf einem Stuhl, vor dem Bett und rückte ihn an einen Tisch, der zwei Schritte davon ganz mit Schätzen bedeckt war, mit Noten von Beethovens Hand, mit den Arbeiten, die ihn eben jetzt beschäftigten. Ich nahm einen Stuhl neben dem seinigen. Schnell werfe ich noch einen Blick über das Zimmer. Es ist so groß, wie das Vorzimmer, hat zwei Fenster. Unter diesen steht ein Flügel. Sonst ist nichts darin zu entdecken, was irgend Behaglichkeit, Bequemlichkeit, vollends gar Glanz oder Luxus verriethe. Ein Schreibschrank, einige Stühle und Tische, weiße Wände mit alten verstaubten Tapeten — das ist Beethovens Gemach. Was kümmert er sich um Bronzen, Spiegelwände, Divans, Gold und Silber! Er, dem alle Pracht dieser Erde Staub und Asche ist, gegen einen göttlichen Funken, der Alles überstrahlend aus seinem Innern aufleuchtet!

So saß ich denn neben dem kranken, schwermüthigen Dulder. Das fast durchweg graue Haar erhob sich buschig, ungeordnet auf seinem Scheitel, nicht glatt, nicht kraus, nicht starr, ein Gemisch aus Allem. Die Züge schienen auf den ersten Blick wenig bedeutend; das Gesicht war viel kleiner, als ich es mir nach den in eine gewaltsam geniale Wildheit gezwängten Bildnissen vorgestellt hatte. Nichts drückte jene Schroffheit, jene stürmische Fessellosigkeit aus, die man seiner Physiognomie geliehen, um sie in Uebereinstimmung mit seinen Werken zu bringen. Weßhalb sollte denn aber auch Beethovens Angesicht aussehen wie seine Partituren? Seine Farbe war bräunlich, doch nicht jenes gesunde kräftige Braun, das sich der Jäger erwirbt, sondern mit einem gelblich kränkelnden Ton versetzt. Die Nase schmal, scharf, der Mund wohlwollend, das Auge klein, blaßgrau, doch sprechend. Wehmuth, Leiden, Güte las ich auf seinem Angesicht; doch ich wiederhole es, nicht ein Zug der Härte, nicht einer der mächtigen Kühnheit, die den Schwung seines Geistes bezeichnet, war auch nur vorübergehend zu bemerken. Ich will hier den Leser nicht durch eine Dichtung täuschen, sondern die Wahrheit geben, ein treuer Spiegel eines theuren Bildnisses sein. Er büßte trotz allem eben Gesagten, nichts von der geheimnißvoll anziehenden Kraft ein, die uns so unwiderstehlich an das Aeußere großer Menschen fesselt. Der stumme, schwere Schmerz, der sich darin ausdrückte, war nicht die Folge des augenblicklichen Unwohlseins, da ich diesen Ausdruck auch nach Wochen, wo sich Beethoven viel gesunder fühlte, immer wieder fand, — sondern das Ergebniß seines ganzen einzigen Lebensgeschicks, welches die höchste Gewähr der Bestätigung mit der grausamsten Prüfung der Versagung verschmolz. Bevor wir nicht von einem in der Frische der Lebenskraft erblindeten Raphael zu erzählen haben, wird Beethoven seines Gleichen an Heil und Unheil in der Kunst- wie in der Weltgeschichte nicht finden! Denn auf solcher Höhe wird die Kunstgeschichte zur Weltgeschichte.

Deßhalb ergriff mich der Anblick dieses stillen und tiefen Grams, der auf seiner wehmuthsvollen Stirn, in seinen mil-

den Augen lag, mit namenloser Rührung. Es gehörte starke Kraft der Selbstüberwindung dazu, ihm gegenüber zu sitzen und die hervordrängende Thräne zurückzuhalten.

Nachdem wir uns gesetzt hatten, reichte mir Beethoven eine Schreibtafel und einen Bleistift, indem er sagte:

‚Sie dürfen mir nur die Hauptsachen aufschreiben, ich weiß mich dann schon zu finden; ich bin es nun schon viele Jahre gewohnt.‘

Ich nahm, da er mich fragend ansah, die Schreibtafel zur Hand und wollte die Worte aufschreiben: „Ich bat Zelter, Ihnen zu schreiben, daß ich Ihnen eine Oper zu dichten wünschte.‘ *

Beethoven sah mir dabei auf die Hand, und mit schneller Errathungsgabe fiel er ein, da ich noch nicht halb vollendet hatte: „Zelter schreibt mir das!‘

Dabei reichte er mir den Brief.

Jetzt erst las ich ihn und die hohe, würdige Sprache, tiefste Verehrung, die kurze Gedrungenheit des Ausdrucks ergriffen mich in der heiligen Gegenwart dessen, an den er gerichtet war, mit doppelter Kraft.

Beethoven schien zu ahnen, was er empfand, denn auch auf ihn hatte der Brief einen tiefen Eindruck gemacht, den ich aus seinem Empfang abnehmen konnte. Er wiederholte daher, was er mir zur ersten Begrüßung gesagt hatte.

‚Das ist ein schöner Brief! Zelter ist ein würdiger Beschützer der wahren Kunst! Grüßen Sie ihn herzlich von mir, wenn Sie zurückkehren! — Sie wollen mir eine Oper schreiben,‘ fuhr er fort, ‚das würde mir eine große Freude sein! Es ist so schwer, ein gutes Gedicht zu finden! Grillparzer hat mir eins versprochen; er hat schon eins gemacht; doch wir können uns noch nicht recht verstehen. Ich will ganz anders als er. Sie werden Ihre Noth mit mir haben!‘

* Hier bemerkt Rellstab selbst, daß die Gespräche natürlich nicht wörtlich zu nehmen seien, daß ihm aber auch „nach 20 Jahren noch die lebendigste Erinnerung des Ganzen geblieben sei.“ Und ich bestätige, daß Beethovens Conversationshefte diesen Mittheilungen nicht widersprechen.

Ich versuchte ihm mimisch anzudeuten, daß ich keine Arbeit für zu schwer halten würde, ihm zu genügen. Er nickte freundlich zum Zeichen, daß er mich verstanden.

Ich nahm die Schreibtafel wieder zur Hand und wollte aufschreiben: ‚Welche Gattung des Gedichts wäre Ihnen die liebste?‘

Doch schon bei dem Worte Gattung nahm Beethoven das Gespräch wieder auf:

‚Auf die Gattung käme es mir wenig an, wenn der Stoff mich anzieht. Doch ich muß mit Liebe und Innigkeit daran gehen können. Opern wie „Don Juan“ und „Figaro“ könnte ich nicht componiren. Dagegen habe ich einen Widerwillen. — Ich hätte solche Stoffe nicht wählen können,‘ fuhr er fort; ‚sie sind mir zu leichtfertig!‘

Er sah dabei aus, als wollte er sagen: ‚Ich bin zu schwer unglücklich, mein Leben hüllt sich in zu düstere Schleier, um mich so eitler Lust hinzugeben!‘*

In mir bewegte sich eine neu erschlossene Gedankenwelt zu mächtig, als daß ich ihm schnell hätte antworten können. Auch lauschte ich darauf, mehr von ihm über Mozart zu hören. Welche Kleinodien wären Beethovens Worte über ihn gewesen, wenn er sich freiwillig der Stimmung, dem innern Drang der Wahrheit folgend ausgesprochen hätte: denn eine abgefragte Meinung wäre nichts dagegen.

Allein er schwieg und schien zu erwarten, daß ich mich jetzt äußere.

Es war sehr schwer für mich, über ein Thema, bei welchem es Mühe kostet, sich mündlich ohne Mißverständnisse einander klar zu machen, durch bloße schriftliche Aphorismen

* Die bitteren Erfahrungen mit dem Leichtsinn des Neffen und der Unsittlichkeit der übrigen näheren Verwandten mußten ihn allerdings von solchen Stoffen des übermüthigen Sinnenlebens zurückschrecken: eine Geringschätzung Mozarts und seiner Kunst liegt in diesen Worten nicht. Mozart hat ja gerade das irdische Theil an diesen Stoffen durch seine Reinheit und Idealität aufgehoben. Darum ist die ethische Betrachtung über Mozart und Beethoven, die Rellstab hinzufügt, uns hier überflüssig.

eine innerste Meinung auszudrücken. Indessen fiel mir ein Ausweg ein, der für den vorliegenden Fall sehr praktisch zu sein schien. Ich schrieb die Zeile: ‚Ich werde Ihnen Stoffe nennen.‘

Beethoven nickte freundlich.

Für diesen Fall war ich vorbereitet. Schon in der Absicht für Weber zu wählen, hatte ich mir nachgerade eine Menge von Opernstoffen gesammelt, historische, antike, mythische, romantische u. s. w. Von diesen schrieb ich die Titel nieder, als Attila (wobei ich dessen furchtbare Brautnacht und die Verbindung mit den Ereignissen des Nibelungenlieds im Sinne hatte), Antigone, Belisar, Orestes und mehrere andere, die mir jetzt entfallen sind.

Beethoven las die einzelnen Namen, wiegte bei jedem sinnend das Haupt, murmelte einige Worte und hieß mich dann weiter schreiben.

Nachdem dieß einige Minuten gedauert, sprach er wie zuvor:

‚Ich mache Ihnen viel Mühe! Es wird Ihnen schwer werden, mit mir zurecht zu kommen!‘

Es brannte mir in der Seele, ihm nun mit schneller fortreißender Rede einen oder den andern Stoff zu entwickeln, ihm, wie ich es Weber gegenüber gethan, eine Art Scenarium zu improvisiren, ihn für die Hauptcharaktere und Hauptsituationen durch Schilderung zu gewinnen: doch was vermochte man dem so hart vom Schicksal Geschlagenen gegenüber! Wie tief empfand ich jetzt sein Leiden an der Rückwirkung auf mich selbst! Von welchen Quellen des Lebens, den nächsten unmittelbaren Mittheilungen des Geistes zum Geist, des Herzens zum Herzen, war er abgeschnitten! Welch eine furchtbare Vereinsamung! Und doch wie wenig noch gegen das, was ihm, dem die Welt des Ohrs nach einer andern Richtung noch seine innerste und eigenste blieb, geraubt wurde!

Der Kampf in meiner Seele schien ihm nicht zu entgehen; doch, sei es, daß er ermüdet war, sei es, daß es ihm, dem ein solches Verhältniß sich vielleicht täglich wiederholte, wider-

strebte, sich in tausendfacher Wiederholung darüber auszusprechen: er schwieg.

Ich nahm die Bleifeder und schrieb: ‚Ich werde Ihnen Proben geben, um Ihr Zutrauen zu gewinnen!‘

Ein Schimmer der Freude überflog sein Gesicht, er nickte mir zu, reichte mir die Hand; wir standen auf.

Ich sah ihm die Erschöpfung an und griff daher nach meinem Hut.

Er sagte, meine Absicht zu gehen zwar fördernd, aber doch in freundlich offener Weise:

‚Ich bin heute so unwohl, so müde und abgespannt! Aber Sie müssen recht bald wieder kommen.‘

Und so bot er mir zum Abschiede die Hand, erwiderte meinen warmen Druck voll Herzlichkeit, und ich ging! Mit welchen Gefühlen! Ein inneres Jauchzen über meinen funkelnden Glücksstern und zugleich eine Erschütterung der Wehmuth, wie ich sie nie empfunden! Eine Aufstürmung der Kräfte, einen drängenden Beruf zur That, ein schöpferisches Machtgefühl, dem nichts unmöglich, nichts unerreichbar schien, und doch wiederum die lebendige Verwirklichung dieser Hoffnung ein unmöglicher Traum, so unerreichbar — wie sie in der That unerreicht geblieben ist!

Das war mein erster Besuch bei Beethoven. —

Ich hatte bereits für den Fall vorgesorgt, der jetzt eingetreten war. Nicht nur Abschriften meiner Operngedichte, sondern auch — denn damals war noch fast nichts von mir gedruckt — derjenigen meiner kleinen lyrischen Erzeugnisse, die ich für die besten hielt, hatte ich mitgenommen, um sie Beethoven vorzulegen. Durch Freunde, die ihn genauer kannten, belehrt, daß vieles Lesen ihm nicht behage, daß es lange dauere, bevor er daran gehe, daß er bei der äußeren Unordnung, die in allen seinen Angelegenheiten, besonders aber in seinen Papieren herrschte, gar leicht die Dinge so in Verworrenheit brachte, daß ein Buch, ein Heft in Jahr und Tag nicht wieder zum Vorschein kam: durch alle diese Erwägungen bestimmt, sandte ich ihm die Abschriften der Operngedichte noch nicht, sondern

wählte mir etwa acht oder zehn der lyrischen Gedichte aus, jedes auf ein besonderes Blättchen sauber geschrieben. Hier genügte ein Blick; die Blätter konnten zerstreut unter den hundert andern in seinem Zimmer umherliegen; verlor er eins, so blieb ihm doch das andere; jeden Augenblick ließ sich der Verlust ersetzen; die Gedichte bewegten sich in verschiedenen Stimmungen; vielleicht traf doch eins derselben einmal mit der seinigen glücklich zusammen und regte ihm die Lust an, die vorüberfliegende Bewegung seiner Brust in ewige Töne zu hauchen! Und war ein Lied Beethovens mehr, nicht schon ein überreicher Gewinn meiner Reise nach Wien? — Wenn jeder ähnliche Anlaß eine ähnliche Folge mitgeführt hätte, um wie viel schöne Liederhefte wären wir reicher! *

So packte ich denn die Blättchen sorgfältig ein, schrieb einige Zeilen an Beethoven, wie meine Gesinnung für ihn sie mir nur eingeben mochte, und trug dann beides selbst in seine Wohnung, weil ich die mir so wichtige Angelegenheit keiner fremden Hand anvertrauen mochte.

Einige Tage glaubte ich verstreichen lassen zu müssen, bevor ich einen zweiten Besuch bei Beethoven machen durfte; so sehr ich mich danach sehnte, so wird man es doch natürlich finden, daß einem jungen lebenslustigen Manne die fremde prachtvolle Stadt Genüsse und Zerstreuungen genug bieten konnte, um diese Zeit schnell vorüberfliehen zu lassen. Endlich stand ich wieder an der geheiligten Pforte. Ich schellte, mir wurde aufgethan, doch die Antwort auf meine Anfrage lautete: ‚Der Herr ist so unwohl, daß er Niemand sprechen kann!‘

Diesen Fall hatte ich mir nicht vorausgedacht! Ich war äußerst betroffen und muß gestehen, daß die Eigensucht des Menschen, mit der er leider geboren ist, mir einen recht üblen Streich spielte. Denn die natürlichste Empfindung wäre doch Sorge und Theilnahme um ein so unschätzbares Leben gewesen;

* Die Blättchen kamen später durch Schindler wieder in Rellstabs Hände: einige waren mit Bleistiftzeichen von Beethovens Hand versehen. Er hatte sie an Schubert gegeben, weil er selbst sich zu unwohl fühlte, und dieser hat sie denn auch componirt: es sind die sieben Lieder im „Schwanengesang.“

und doch hatte ich, wenn ich mich selbst aufrichtig frage, nur das Gefühl meiner eigenen vereitelten Hoffnung. Trübselig ging ich langsam die achtzig oder neunzig Steinstufen wieder hinab. Auf der Gasse traf ich einen Bekannten, der mich aus Beethovens Hausthür hatte kommen sehen. Er rief mir von weitem zu: ‚Sie waren bei Beethoven? Haben Sie ihn gesprochen?‘ Natürlich erzählte ich ihm meinen Vorfall. Er erwiderte: ‚Ich kann Ihnen einigen Trost dafür anbieten. Heute Abend wird, zwar gegen ein Eintrittsgeld, aber doch nur für einen kleinern vertrauten Kreis echter Musikfreunde, eines der neuesten Quartette von Beethoven, die noch Manuscript, aber von Steiner (dem Besitzer der jetzigen Haslinger'schen Musikhandlung) angekauft sind, gespielt werden. Ich werde Sie abholen und dorthin führen.‘ Mit Freuden nahm ich das Erbieten an.*

Gegen sieben Uhr Abends befanden wir uns in einem kleinen Lokal am Graben, das nicht einmal Privatsalon, höchstens ein großes Zimmer zu nennen war, woselbst sich aber schon eine ansehnliche Menge von Zuhörern eingefunden hatte, unter denen ich auch die ersten Musiker Wiens, soviel ich derselben bis dahin kennen gelernt, antraf. Zum Sitzen war nicht Raum, weder in diesem noch in dem anstoßenden kleinen Vorgemach; nur einige einzelne Stühle waren gestellt. Die vier Quartettspieler hatten eben nur Raum zu ihren Pulten und Plätzen; Alles umstand sie dicht. Es waren einige der ausgezeichnetsten jüngern Virtuosen Wiens, sie hatten sich der wichtigen Aufgabe mit dem ganzen Enthusiasmus der Jugend gewidmet und siebzehn (oder gar noch mehr) Proben gemacht, bevor sie es wagten, das neue räthselhafte Werk vor einer Anzahl von Kennern nur halb öffentlich zu spielen. Und so unüberwindlich und unerforschlich erschienen damals noch die Schwierigkeiten und Geheimnisse der letzten Quartette Beethovens,

* Rellstab irrt hier: Op. 127 gehörte Schott in Mainz, es war aber allerdings für Wien noch Manuscript, denn es war nicht lange zuvor erst fertig geworden und fand in dieser Zeit seine ersten Aufführungen.

daß nur diese jungen begeisterten Männer sich zusammengefunden hatten, um den Versuch zu wagen, während die älteren und berühmteren Spieler die Ausführung schlechthin für unmöglich erklärten. *

Es war das Quartett in Es-dur Opus 127, welches man spielte. Wie aber die Spieler zu lernen und zu arbeiten hatten, bis sie die steile Höhe hinanklimmten, so durften es auch die Hörer nicht zu leicht nehmen, — und in dieser Voraussetzung war es gleich von vorn herein bestimmt, daß das Werk zweimal hinter einander vorgetragen werden sollte. — Man begann. Es herrschte die gespannteste Stille, eine heilige Aufmerksamkeit. Natürlich! denn nicht nur, daß bei dieser Auswahl von Zuhörern die Menge, deren beschränktem Sinn das Höchste und Tiefste in gleichen Dimensionen wie das Oberflächlichste erscheint, ganz fehlte und somit Jeder wußte, was er hörte, Jeder den Andern verstand, was eine viel bedeutungsvollere Gemeinsamkeit der Stimmung erzeugen muß: sondern auch der Gedanke wirkte wunderbar ergreifend mit, daß der Schöpfer des tiefsinnigen Werks noch lebte, daß er in der Nähe weilte, daß er im einsamen düstern Krankenzimmer sich vielleicht an neuen unsterblichen Gedanken zu erheben suchte aus der trüben Wehmuth, dem angstvollen Druck des Lebens. Unstreitig war sein Geist einwirkender, näher unter uns, als ob es an irgend einem andern Orte, wie gerade in Wien, als es vollends heute der Fall sein könnte. Mich wenigstens verließ, da ich die frischesten Eindrücke davon in mir trug, sein Bild und das seiner ganzen Umgebung keinen Augenblick, und dadurch erhielt der Genuß eine Weihe, eine Heiligung, die jeder Künstler, der von wahrhafter Hingebung und Verehrung gegen den größten schöpferischen Geist unserer Zeit durchdrungen ist, nachfühlen muß.

* Hier läßt die Unkunde von den damaligen Wiener Verhältnissen den Erzähler abermals irren: es waren im Gegentheil die damals ersten Geiger Wiens, die nacheinander mit ihren Partnern das Quartett aufführten: Schuppanzigh, Mayseder, Böhm. Allerdings waren sie alle drei noch jung, aber nur an Jahren, nicht als Künstler.

Es ist hier nicht der geeignete Ort, ein Urtheil über das Werk auszusprechen, welches wir, um ihm eine bestimmtere Bezeichnung zu geben, das des schwermüthigen Ernstes, der nur selten einmal leichthin lächelt, nennen möchten. Doch der Eindruck desselben war für Alle durchaus der gleiche. Ehrfurcht vor Dem, der es geschaffen, erfüllte sie Alle; vielleicht hatte Keiner das echte, volle Verständniß der Arbeit gewonnen (hat doch noch die ganze Zeit damit zu ringen), vielleicht hatte Jeder etwas Anderes daraus entnommen; doch wie es der Charakter des Großen, Erhabenen ist, daß es auch unverstanden, in dunkler Uebermacht der Ahnung uns ergreift, erhebt, fortstürmt: so war es auch hier der Fall. Das eine Bewußtsein war Jedem, wenn auch aus den verschiedensten Anregungen aufgegangen, daß er es mit etwas über ihm, über seiner Fassungs-, vollends über seiner selbstschaffenden Kraft zu thun gehabt.*

Als man zum zweitenmale geendet hatte, machten sich die Ansichten in Gesprächen Luft; die Flachen sprachen am meisten, die Ergriffensten hatten genug mit Dem, was in ihrem Innern vorging, zu thun, um äußere Ergießungen zu suchen.

Ich, als Fremder, wurde durch meinen Begleiter mit mehreren ausgezeichneten Musikern und sonst Männern von hervortretender Bedeutung bekannt gemacht. Plötzlich aber überraschte mich ein Name; man sagte mir, indem man mich einem elegant gekleideten Herrn im Oberrock vorstellte: „Herr Beethoven!" Es war der Bruder des Componisten. Er begann sogleich von diesem zu sprechen und erzählte mir viel von dem, was Alles geschehen sei, um ihm den Gebrauch des Ohrs wieder zu verschaffen. „Zehntausend Gulden Belohnung habe ich dem Arzt versprochen, der ihn heilt!" rief er aus. — Mich erfreute dieser rege Antheil an dem Schicksal des Bruders, der, wie natürlich er sich erklärt, doch nach den leider allgemeinen Zuständen in der Welt selten genannt werden muß. — Beethovens Bruder

* Rellstab war wie schon bemerkt weder dieser noch überhaupt der eigentlichen Kunst Beethovens im Verständniß gewachsen. Doch trifft die Ahnung von dem Schöpferischen dieses Geistes ihn hier sicherer als später bei Beethovens echtem Sohne R. Wagner.

fragte mich allerlei, nach Berlin, was man dort von seinem Bruder halte, ob man seine Werke häufig zur Aufführung bringe und Aehnliches mehr. Glücklicherweise konnte ich ihm erwidern, daß der große Genius sich dort einer regeren Anerkennung zu erfreuen habe als vielleicht in Wien selbst; daß stehende Aufführungen seiner Symphonien und Quartetten stattfänden, daß Fidelio nie vom Repertoire verschwinde (was leider in Wien der Fall war) und in den Kreisen der gebildeten Liebhaber Beethoven, wenn nicht einzig, doch am höchsten verehrt werde. — Hierauf ließ sich Herr Beethoven klagend vernehmen, daß dem in Wien nicht so sei. Dagegen pries er eine damals neu erschienene musikalische Zeitschrift, deren Redakteur in emphatischer Weise Beethovens Lobredner war, bei dem aber, nach meiner Meinung, die Bewunderung aus sehr verworrenen Quellen floß und daher auch meistentheils in jene Verkehrtheiten ausartete, die sich aus dem Versuch, die unverstandenen Räthsel des großen Geistes zu lösen, so vielfach in unserer Zeit erzeugt und so viel Verirrungen in der Nachahmung seiner Weise veranlaßt haben. Dieser Eifer für die nichtige, unverständige Bewunderung seines großen Bruders gab mir ein leises Gefühl — des Mißtrauens will ich nicht sagen, — aber der Unbehaglichkeit, dieser neuen Bekanntschaft gegenüber. Wir werden sehen, inwiefern dieselbe sich rechtfertigte.*

So beschloß sich dieser Abend. Hatte ich nun auch Beethoven nicht gesehen, so hatte ich ihn doch gehört, hatte (denn das Quartett war erst ganz vor kurzem fertig geworden) die jüngste Kunde von seinen seltsam wunderbaren Schöpfungen

* Auch hier ist es die gleiche Beschränktheit des künstlerischen Urtheils, die wir heute vor allem in der Berliner Kritik zunächst R. Wagner entgegentreten sahen. Der Redacteur jener Wiener Musikzeitung war niemand anderes als Beethovens Duzfreund F. A. Kanne, der ob er gleich ebenfalls den geheimen Connex dieser wunderbaren letzten Schöpfungen Beethovens nicht völlig zu erfassen vermochte, doch einen erhabenen geistigen Gehalt und einen lebendigen Organismus darin sicher ahnte. Und das will für jene Tage etwas heißen. Von „nichtiger unverständiger Bewunderung" aber kann hier keine Rede sein. Man lese nur z. B. „Beethovens Leben" III. 500, 541.

erhalten, in denen sich sein arbeitender Geist jetzt bewegte; fast war es, als habe ich den unmittelbaren Erguß seines erfindenden Geistes empfangen. Welche neuen Anknüpfungspunkte ergaben sich daraus für das persönliche Verhältniß zu ihm und insbesondere für den Zweck, den ich hatte. So viel ich auch an jenem Tage eingebüßt, welche Hoffnungen mir unerfüllt geblieben, es war mir doch genug gewährt worden, um im Innersten dankbar zu sein! —

Beethovens Unwohlsein hielt an, denn der April war unfreundlich. Die Zeit, wo ich Wien verlassen mußte, rückte indessen näher und näher, und die Besorgniß, daß ich ihn vielleicht nicht mehr sehen sollte, fing an mich zu beunruhigen.

Mochte ich auch nicht täglich an seiner Thür schellen, um zu erfragen, wie er sich befinde, so erhielt ich doch fortdauernd bald durch diesen bald durch jenen Vermittler Nachricht. Es war keine ausgesprochene Krankheit, an der er litt, sondern was noch schlimmer ist, ein fortdauerndes Kränkeln, wodurch seine hypochondrische Stimmung sich natürlich steigern mußte. — In dieser Zwischenzeit führte mich der Zufall einmal mit dem jungen Manne, Beethovens Neffen, der bei ihm wohnte, zusammen. Dieser sagte mir unaufgefordert: ‚Sie haben meinem Oheim sehr schöne Gedichte geschickt; er dankt Ihnen sehr dafür und hat geäußert, er werde sie in Musik setzen.‘ — Daß mich diese Nachricht, wenn sie auch vielleicht nur eine höfliche Wendung war, in die freudigste Wallung versetzte, wird auch Der leicht begreifen, der weder selbst Dichter ist, noch die Verehrung Beethovens so nachzuempfinden vermag. Konnte ich auch nur halb daran glauben, so war doch schon diese Hälfte, dieses Schwanken zwischen ‚Ob‘ und ‚Ob nicht‘ eine Quelle reicher innerer Genüsse, und ein ganzer Blüthenbaum von Hoffnungen entfaltete seine Pracht vor meinem geistigen Auge.

Endlich, nach mehr als vierzehntägiger Pause, beschloß ich wieder einen Besuch zu wagen. Ich schellte, mit dem alten Herzklopfen, an der wohlbekannten Thür, sie öffnete sich, und — Beethoven selbst stand vor mir, eine Ueberraschung, die mich so völlig unvorbereitet traf, daß ich in der That keine

Wendung wußte, um sie geschickt aufzunehmen. Wer hätte aber auch geglaubt, daß Beethoven, wie jeder andere schlichte Bürger Wiens, seine Thür selbst öffnen könne, wenn irgend ein Fremder an derselben poche oder schelle! Doch sein gutmüthig freundliches Wesen half mir über alle Klippen hinweg. Denn er sprach, wiewohl er anfangs unmuthig über den unwillkommenen Störer ausgesehen, sehr freundlich: ‚Ach! Sind Sie es! Sie haben mich recht lange nicht besucht! Ich dachte gar, Sie wären schon abgereist!‘ — Die Worte mußten mich in Verwunderung setzen, doch da man ihm nur schriftlich antworten konnte, begnügte ich mich, meine verneinende Bewegung des Kopfes mit einer der Hände zu begleiten, die ihm ausdrücken sollte, daß das eine Unmöglichkeit für mich sei, wenn ich nicht von ihm Abschied genommen. Es wenigstens schriftlich zu thun, hätte mich ja Nichts in der Welt hindern können!

Beethoven führte mich in sein Zimmer und lud mich, indem er mir zugleich die immer bereit liegende Schreibtafel reichte, zum Sitzen ein. Ich schrieb auf: ‚Ihre Krankheit hat mich abgehalten, zu kommen!‘

‚Ach!‘ rief er, den Kopf schüttelnd, ‚das hätte Sie nicht abhalten sollen. Wie ich mich in der letzten Zeit befand, befinde ich mich fast immer im Winter. Mir wird erst wohl, wenn ich im Sommer aufs Land ziehe. Wer hat Ihnen gesagt, daß ich so krank gewesen sei?‘ Ich berichtete ihm schriftlich in der Kürze, wie mirs ergangen. — Er schüttelte wieder den Kopf: ‚Ich habe öfters trübe Stunden,‘ fuhr er fort, ‚wo ich den Leuten um mich sage, sie sollen Niemand vorlassen! Aber sie wissen gar keinen Unterschied zu machen. Es kommt so viel lästiger Besuch! Vornehme Leute! Dazu tauge ich nicht.‘

‚Haben Sie meine Gedichte erhalten?‘ schrieb ich ihm, da er eine Pause machte, auf.

Er nickte und deutete auf den Tisch, wo unter vielen andern Papieren einige Blätter derselben zerstreut lagen. ‚Sie gefallen mir sehr,‘ sprach er, ‚wenn ich wohl bin, denke ich einige davon zu componiren.‘

Ich ergriff seine Hand und drückte sie mit aller Wärme.

Es war, deucht mir, deutlicher, als wenn ich den Bleistift genommen und die steifen Worte geschrieben hätte: das würde mein größtes Glück sein. Beethoven verstand auch, wie ich's meinte; das sagte mir sein erwidernder Händedruck und sein Blick.

„Im Winter,' hub er nach einigen Augenblicken an, ‚thue ich jetzt wenig, ich schreibe dann nur auf und setze in Partitur, was ich im Sommer gemacht. Das nimmt aber doch viel Zeit fort. Jetzt habe ich noch an einer Messe zu arbeiten. Wenn ich erst wieder auf dem Lande bin, dann habe ich Lust zu Allem.'*

Da er schwieg und zu erwarten schien, daß ich wieder beginne, schrieb ich auf: In voriger Woche habe ich Ihren Bruder kennen gelernt.'

Die Worte machten keinen guten Eindruck. Ein halb mißmuthiger, halb wehmüthiger Zug wurde in Beethovens Antlitz sichtbar. ‚Ach, mein Bruder,' sprach er endlich, ‚der schwätzt viel, der wird Sie recht gelangweilt haben!'

Es war augenscheinlich, daß Beethoven mit dieser eine Nebensache berührenden Bemerkung bittere Gefühle beseitigen wollte, die er nicht auszusprechen Lust hatte. Späterhin hat man mir erzählt, daß er sich sehr übel mit seinem Bruder stand; ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahin gestellt sein. Doch wenn ich von dessen Aeußerung sprach, 10,000 Gulden versprochen zu haben, wenn sich ein Arzt fände, der Beethovens Krankheit heilte, wollte man diesem großmüthigen Eifer wenigstens keinen rechten Glauben schenken.**

Um diesen unangenehmen Eindruck meiner Aeußerung zu verwischen, schrieb ich auf, daß ich das Quartett in Es-dur in jener Gesellschaft gehört. Ein freudiges Leuchten belebte seinen matten Blick, als er die Worte las; doch es war eben nur ein

* Wenn hier bei Rellstab nicht eine Verwechslung etwa mit dem Oratorium „Der Sieg des Kreuzes" vorliegt, so dachte Beethoven entweder noch an die Messe für Kaiser Franz, zu der ihn im Jahr 1822/3 seine Freunde bestimmt hatten, oder an das Requiem für Kinsky.

** Wir kennen die traurigen Verhältnisse mit diesem „Pseudo-Bruder" Johann und werden noch zur Genüge von ihm hören.

Augenblick; dann sprach er, wie sich selbst tadelnd: ‚Das ist so schwer, man wird es schlecht gespielt haben! — Ging es denn?‘

Meine schriftliche Antwort lautete in gedrängtester Kürze: ‚Es war sorgfältig eingeübt und wurde gleich zweimal gespielt.‘

‚Das ist gut. Man muß es öfter hören. — Wie hat es Ihnen gefallen?‘

Die Antwort auf diese Frage setzte mich in nicht geringe Verlegenheit.... Noch heute trage ich kein Bedenken vor mir selbst, meine Ueberzeugung auszusprechen, daß in diesem räthselhaften letzten [?] Werke Beethovens nur die Trümmer jener jugendlichen Schönheit und männlichen Erhabenheit seines Genius zu finden, daß sie oft tief unter wüstem Schutt vergraben sind.... Was sollte ich damals sagen? Doch ich durfte ja eine Wahrheit unbedingt aussprechen, die wenn nicht die Verherrlichung dieses Werkes, doch die des Meisters kund that, die der Stimmung, in welche mich das Ganze versetzt hatte. Ich schrieb also: ‚Ich war im Innersten tief und heilig erschüttert!‘ — Und ich war es in diesem Augenblicke wieder. Beethoven las und blieb stumm, wir sahen einander an und schwiegen beide, doch eine Welt von Empfindungen überdrängte meine Brust. Auch Beethoven war unverkennbar bewegt. Er stand auf und ging an das Fenster, wo er neben seinem Flügel stehen blieb. Ihn diesem so nahe zu sehen, erzeugte einen Gedanken in mir, den ich zuvor niemals gewagt hatte. — Wenn er — ach! er durfte sich ja nur halb umwenden, so stand er vor der Klaviatur — wenn er sich doch niedersetzen, seine Stimmung in Tönen ergießen wollte! In bang' seliger Hoffnung ging ich ihm nach, trat nahe zu ihm und legte die Hand auf das Instrument, es war ein englischer Flügel von Broadwood. Ich gab mit der Linken leise einen Accord an, um zu veranlassen, daß sich Beethoven umwende; doch er schien ihn nicht gehört zu haben. Einige Augenblicke später drehte er sich jedoch zu mir hin und da er sah, daß ich das Auge auf das Instrument geheftet hatte, sagte er: ‚Das ist ein schöner Flügel! Ich habe ihn aus London zum Geschenk bekommen. Sehen Sie da die Namen!‘ — Er deutete mit dem Finger auf den Querbalken über der Klaviatur.

Ich sah hier in der That die Namen: Moscheles, Kalkbrenner, Cramer, Clementi und Broadwood selbst.* Der Umstand war ergreifend. Der reiche, kunstsinnige Verfertiger hatte für sein Instrument, das ihm ganz besonders gelungen schien, kein besseres Ziel finden können, als es Beethoven zum Geschenk zu machen. Die genannten großen Künstler hatten, gewissermaßen als Taufzeugen dieses Gedankens, ihre Namen ehrfurchtsvoll unterzeichnet und so war das eigenthümliche Stammbuchblatt weit über See gezogen, um dem Höchsten, Berühmtesten die Huldigungen der Berühmten zu Füßen zu legen. ‚Das ist ein schönes Geschenk,‘ sprach Beethoven, indem er mich ansah, ‚und es hat einen schönen Ton,‘ fuhr er fort und wandte sich mit den Händen nach der Klaviatur, ohne jedoch das Auge von mir zu wenden. Er schlug einen Accord sanft an. Niemals wird mir wieder einer so wehmüthig, so herzzerreißend in die Seele dringen! Er hatte in der rechten Hand C-dur gegriffen und schlug im Baß H dazu an, und sah mich unverwandt an und wiederholte, um den milden Ton des Instrumentes recht klingen zu lassen, den unrichtigen Accord mehrmals und — der größte Musiker der Erde hörte die Dissonanz nicht! —

Ob Beethoven seinen Irrthum bemerkt hat, weiß ich nicht; doch als er das Haupt von mir weg und gegen das Instrument wandte, griff er einige Accordsätze vollkommen richtig, wie sie in gewohnter Hand liegen, hörte aber dann sogleich auf zu spielen. Das war Alles, was ich unmittelbar von ihm hörte!“

Nun läßt Rellstab einige Erörterungen über diesen Umstand des Gehörs ergehen und erzählt dann nach Ries’ mündlicher Mittheilung die Entstehungsgeschichte des Finales der großen F-moll-Sonate Op. 57, die schon seit 1838 bekannt also hier ihre Bestätigung findet. Beides hat heute kein Interesse weiter. Der Erzähler fährt also fort:

* Die Namen, die ursprünglich in dem Flügel standen, sind Kalkbrenner, Ries, Cramer, Ferrari und Knyvelt. Wenn Moscheles ebenfalls darin stände, so müßte er sich hineingeschrieben haben, als ihm Beethoven im Herbst 1823 diesen Flügel zu einem Concerte lieh. Clementi steht aber ganz sicher nicht darin.

„. . . Von dem wehmüthigen Eindruck ganz erfüllt, hatte ich Beethoven verlassen. Es welkten unter diesem düstern Himmel, unter dieser schwer drückenden Atmosphäre auch die Blüthen meiner Hoffnung auf ein neues großes Kunstwerk, die Oper, ab. Dieser tief gebeugte, kranke Geist konnte sich unmöglich noch, wenn nicht zuvor das Wunder der Genesung geschah, zu einer schöpferischen Kraft ermannen, die Jahre lang dauern mußte."

Es folgen abermals Betrachtungen über Beethovens letzte Werke, abermals das mangelnde Verständniß dieses Poeten für solch höchste Poesie bekundend. Er war darauf zu Grillparzer gegangen, der ihm seine Anschauungen von Beethoven natürlich nur befestigte. So war sein Eifer für den Operntext schon erkühlt, und er erzählt nur noch folgende kleine Abschiedsbegebenheit:

„Mein Aufenthalt in Wien ging zu Ende, wenigstens für den Augenblick .... Kaum daß ich eine Stunde erübrigte, um Beethoven Lebewohl zu sagen .... Ich kann von den Einzelnheiten bei diesem letzten Besuch nur noch Weniges berichten. Beethoven sprach sehr offen, sehr bewegt. Ich äußerte ihm mein Bedauern, daß ich in der ganzen Zeit meines Aufenthalts zu Wien nur eine Symphonie von ihm, kein Quartett (außer dem angehörten), in keinem Concert eine seiner Compositionen angehört hatte; daß man den ‚Fidelio' nicht gegeben! — Dieß gab ihm Anlaß, sich über den Geschmack des Wiener Publikums auszusprechen. ‚Seit die Italiener (Barbaja) hier so festen Fuß gefaßt haben, ist das Beste verdrängt. Das Ballet ist dem Adel die Hauptsache vom Theater. Von Kunstsinn muß man nicht sprechen; sie haben nur Sinn für Tänzerinnen. Die gute Zeit haben wir hier gehabt. Aber danach frage ich Nichts; ich will nur noch schreiben, was mich selbst erfreut. Wäre ich gesund, so wäre mir Alles Eins.' — In dieser und ähnlicher Weise sprach er sich aus.*

* Er hat für sich sein Versprechen gehalten: noch in diesem Sommer ward die „Tragödie der Leidenschaft", das A-moll-Quartett fertig, es

Ich schrieb auf die Tafel: ‚Morgen reise ich auf einige Tage nach Preßburg und Eisenstadt; doch sind wir Anfangs Mai zurück und bleiben dann vielleicht noch einige Tage!‘

‚Sie wollen schon fort!‘ rief er erstaunt. Bei der Schwierigkeit, ihm Mittheilungen zu machen, hatte ich mich nur auf das nächst Unentbehrliche oder Veranlaßte beschränkt und ihm daher über das Ende meines Aufenthalts in Wien noch Nichts mitgetheilt. ‚Ja, Sie haben Recht,‘ fuhr er fort, ‚das Wetter wird schön; ich denke auch schon daran, aufs Land zu ziehen. Wenn Sie wieder kommen, bin ich vielleicht schon wieder in Mödling. Dort wird mir besser werden; dort müssen Sie mich besuchen.‘

Meine Hoffnung zu diesem Wiedersehen war gering .... Ich drückte meine Besorgniß aus, daß wir uns vielleicht zum letztenmale sehen, bis ich auf längere Zeit wieder nach Wien käme, was ich im nächsten Jahre allerdings beabsichtigte. Doch wie lang ist ein Jahr, wie ungewiß, was hinter ihm liegt! — Gern hätt' ich mir ein Andenken aus Beethovens Zimmer mitgenommen; vielleicht eins jener wild, kaum lesbar geschriebenen Notenblätter; doch wie hätte ich gewagt, so Etwas von ihm zu erbitten!

‚Ich denke gewiß, wir werden uns noch sehen!‘ sprach er nach einer kleinen Pause in einem so warmen und herzlichen Tone, daß ich fühlte, er sähe mich gern wieder. Um so wehmuthvoller wurde mir der Augenblick der Trennung. Doch er war einmal da, ich brach auf. Wie immer wollte ich ihm zum Abschiede die Hand reichen, da nahm er meine beiden Hände, zog mich an sich und küßte mich so herzlich, deutsch, ohne irgend eine erkünstelte Steigerung seiner Empfindung, sondern nur, weil es ihm wirklich so zu Sinne war, daß auch mir das ganze vor Begeisterung glühende Herz aufging und ich den Theuren,

folgten ihm unmittelbar das große B-dur-Quartett Op. 130 und das mächtig tragödische Cis-moll-Quartett, bis dieses sich stets steigernde Schaffen mit dem die tiefste Seele ergreifenden Schwanenlied in dem letzten Quartett Op. 135 schloß. Hier hat er in der That „geschrieben was ihn selbst erfreute“ und damit zugleich eine ganze Nachwelt mit innerem Glück erfüllt.

Hochverehrten mit einer unaussprechlich seligen Empfindung in meinen Armen hielt. Ja ich empfand, daß meine Liebe etwas Aehnliches in seiner Brust geweckt hatte, daß er mir einen warmen Dank zurückgab für das Herz, das ich ihm so voll und ganz und innig entgegenbrachte. Und sollte ihm das etwas Seltenes gewesen sein? .... Mir aber war es wie ein Traum und doch so wirklich, so warm, so menschlich wahrhaft und so göttlich erhebend zugleich. Der große, unsterbliche Ludwig van Beethoven an meiner Brust! Ich fühlte seine Lippen an den meinigen und er mußte sich von meiner warmen seligen Thräne benetzt fühlen!

Und so verließ ich ihn; ich hatte keinen Gedanken, nur eine glühende, meine innerste Brust durchwallende Empfindung: Beethoven hat mich umarmt!

Und auf dieß Glück will ich stolz sein bis an den letzten Tag meines Lebens!"

. . . .

Als er von seinem ungarischen Streifzuge wieder nach Wien kam, traf er Beethoven nicht zu Hause an und ließ seinen Namen mit einem Abschiedsworte zurück. Den folgenden Tag aber erhielt er in der Steiner'schen Musikhandlung einen Brief von Beethoven, der dort für ihn abgegeben war. Derselbe war an Herr L. Nellstab (statt Rellstab) adressirt und „lautete so herzlich, so gut, so wehmüthig":
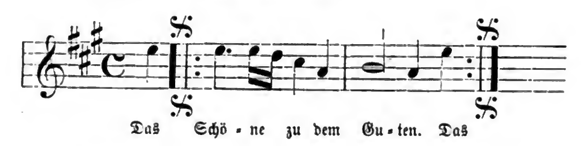
„Im Begriffe, aufs Land zu gehen, mußte ich gestern selbst einige Anstalten treffen und so mußten Sie gerade leider umsonst kommen. Verzeihen Sie meiner noch sehr schwachen Gesundheit; da ich Sie vielleicht nicht mehr sehe, wünsche ich Ihnen alles erdenkliche Ersprießliche. Gedenken Sie meiner bei Ihren Dichtungen.

Ihr Freund
Beethoven.

An Zelter, den wackern Aufrechthalter der wahren Kunst alles Liebe und Verehrliche!
am 3. Mai 1825."

Er wandte die Seite und fand noch mehr:

„In meiner Reconvalescenz befinde ich mich noch äußerst schwach; nehmen Sie vorlieb mit diesem geringen Erinnerungszeichen an Ihren Freund Beethoven.“



Rellstab schließt:

„Erst im Jahre 1841 besuchte ich die Kaiserstadt wieder und stand dort am Grabe des großen Mannes.“

XXXIV. Ein unerwartetes Begegniß.

Das nachstehende kleine Erlebniß eines norddeutschen Verehrers mit seinem so echt Beethoven'schen Ausgang stand vor ungefähr zwölf Jahren in der „Thüringischen Zeitung“. Ich weiß nichts darüber anzugeben und vermuthe nur aus einem früher veröffentlichten Briefe Beethovens vom Jahre 1804, daß der hier Angedeutete G. Wiedebein aus Braunschweig ist, der daselbst im Jahre 1822 Kapellmeister ward.

„Kapellmeister W—n aus B—g hegte lange schon den sehnlichsten Wunsch, Beethoven, das Idol seiner grenzenlosen Verehrung, persönlich kennen zu lernen, und benützte einzig zu diesem Zweck seine im Jahre 1825 erhaltene Urlaubsreise. Eine kleine Meile noch vor Wien, als der systematisch bedächtige Rossebändiger sein ermüdetes Viergespann zu guter Letzt mit einem magern Imbiß, die trockene Kehle aber durch einen tüchtigen Schluck Gerstensaft erquickte, schlendert W—n indessen voraus, um seinem Blicke das immer mehr sich entfaltende

Panorama der herrlichen Kaiserstadt zu gewähren. Da hemmt dessen Schritte ein auf offener Straße umgeworfener Frachtwagen, zwei Knechte hatten so eben das gebrochene Rad nothdürftig mit Stricken verbunden und luden, thätig unterstützt von einem fürbaß wandernden Spaziergänger, mit vereintem Bemühen die herabgefallenen Getreidesäcke wieder auf. Auch W—n erachtete es für Nächstenpflicht, nicht müßig zu bleiben; die Geschichte kam bald in Ordnung und die beiden Nothhelfer gingen zusammen der Stadt zu.

Alle Versuche, dem Fremden, der gut, doch etwas lässig gekleidet, derb und stämmig gebaut, über die fünfzig hinaus sein mochte, Rede abzugewinnen, scheiterten; denn er schien äußerst wortkarg, vielleicht wohl gar harthörig. Bei der Linie angelangt, hielt W—n, der hier seine zurückgebliebene Kutsche zu erwarten beabsichtigte, für schicklich, sich zu empfehlen. Vermuthlich bloß Höflichkeitshalber warf der Unbekannte leichthin die Frage, wen er zu geleiten das Vergnügen gehabt habe? W—n gab ohne Anstand seinen Namen kund; auf seine bescheidene Gegenfrage aber ward ihm die bis zum Verstummen überraschende, lakonisch trockene Antwort: „Ich heiße Beethoven.‘

Nun folgte Erkärung auf Erklärung. — W—n, hochentzückt, pries den glücklichsten aller Zufälle, welcher ihm schon außer Wiens Mauern das Ziel seines Strebens begegnen ließ, und gestand unumwunden, wie nur Er der Magnet sei, welcher vom fernen Norden hierher ihn gezogen. Beethoven zeigte viel Vergnügen darüber, rieb recht seelenfroh, unter schallendem Gelächter, sich die Hände und lud den Reisenden sonder Umstände ein, während seines Aufenthalts bei ihm zu wohnen. Jede Weigerung ward mit Protest zurückgewiesen; der gerade a tempo herankriechende Fuhrmann empfing die mit Bleifeder gekritzelte Adresse zur Ueberbringung des Gepäcks; Beethoven nahm seinen eroberten Kunstgenossen wohlgemuth am Arm, führte selben durch die Schlangengassen der weitläufigen Vorstädte nach seiner stillen Klause und beauftragte den Diener [?], für die bestmögliche Bequemlichkeit des Gastes die regste Sorgfalt zu tragen. Am nächsten Morgen war es W—ns erstes Geschäft, seinen zuvor-

kommenden Wirth in dessen Arbeitsstube zu besuchen; er fand jedoch den Vogel bereits ausgeflogen und erfuhr, daß der Herr stets mit Sonnenaufgang fortwandere, erst bei eingebrochener Nacht, zuweilen wohl gar nicht, heim komme, alsdann aber zum Schreiben sich einschließe und für Niemanden zu sprechen sei.

So verstrichen vierzehn ewig lange Tage; immer derselbe Bescheid, immer die alte Leier. — Und so blieb es. Wohl sah W—n viele Merkwürdigkeiten der prachtvollen Residenz; doch Beethovens Antlitz hatte er nur einmal geschaut, seine Stimme einmal nur und nie wieder gehört. Alle Hoffnungen einer freundlichen Annäherung, eines belehrenden Umgangs waren zu Wasser geworden; der Unsichtbare kam nie wieder zum Vorschein, — eine undurchdringliche Scheidewand hatte sich aufgethürmt zwischen Wirth und Gast, — die Rückreise mußte angetreten, der Dank aber leider bloß schriftlich zurückgelassen werden."

XXXV. Eine Lady.

Der nachfolgende „Auszug aus einem von einer englischen Dame geschriebenen Briefe, datirt Wien, Oktober 1825" steht im „Harmonicon" vom December 1825. Die Dame ist vielleicht eine Lady Clifford, denn eine solche wollte im nächsten Herbst 1826 den Meister besuchen. Es heißt also hier:

„— Die kaiserliche Bibliothek ist der schönste Saal, den ich je gesehen habe, und der Bibliothekar sehr freundlich und zuvorkommend.* Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen erzähle, daß es diesem nach unendlicher Mühe gelungen ist, mir den Zutritt zu Beethoven zu verschaffen — der so außerordentlich schwer zugänglich ist, jedoch auf das Briefchen, in welchem er gebeten wurde, mir zu erlauben, daß ich ihm einen Besuch abstatten dürfe, antwortete:

* Es war derselbe Graf Moritz Dietrichstein, den Beethoven um seine Verwendung bei Grillparzer angegangen hatte.

‚Avec le plus grand plaisir, je recevrai une fille de *****
Beethoven.‘

Wir begaben uns nach Baden, einem hübschen Städtchen in dem Erzherzogthum Oesterreich, etwa fünfzehn englische Meilen südwestlich von Wien und sehr besucht wegen seiner heißen Bäder (woher es seinen Namen hat, wie unser Bath), wo der Gigant der lebenden Componisten — wie Herr **** ihn stets zu meinem Vergnügen zu nennen pflegt — während der Sommermonate verweilt.

Die Leute schienen erstaunt, daß wir uns so viel Mühe gaben; denn, so unbegreiflich es auch denen vorkommen mag, welche irgend Kenntniß von der Musik oder Geschmack dafür besitzen: in Wien ist seine Herrschaft vorüber, außer in den Herzen weniger Auserwählten, denen ich aber, nebenbei gesagt, noch nicht begegnet bin; und ich wurde sogar bedeutet, mich auf einen rauhen, unhöflichen Empfang gefaßt zu machen. Als wir anlangten, war er so eben durch einen Regenschauer nach Hause gekommen und stand im Begriff, seinen Rock zu wechseln. Nach allem, was ich von seinem brüsken Wesen gehört hatte, bekam ich schon Unruhe, er möchte uns eben nicht sehr herzlich empfangen: als er aus seinem Heiligthum hervortrat, eiligen und sehr festen Schrittes; aber er redete uns auf eine so sanfte, so höfliche und so freundliche Weise an, und mit so viel Aufrichtigkeit in seiner Freundlichkeit, daß ich nur Herrn **** kenne, mit dem er verglichen werden kann, welchem er sehr ähnlich ist, an Gesicht, Figur, Haltung, wie auch in den Ansichten. *

Er ist klein, dünn und hinreichend aufmerksam auf persönliche Erscheinung. Er bemerkte, daß **** viel von Händel halte, daß er selber ihn ebenfalls liebe; und fuhr einige Zeit fort im Lobe dieses großen Tonsetzers. Ich unterhielt mich schriftlich mit ihm, denn ich fand es unmöglich, mich hörbar zu machen; und obgleich dieß eine sehr holperige Art von Mittheilung war, so hatte es doch nicht viel auf sich, da er immer

* „Eine literarische Persönlichkeit, bemerkenswerth wegen Herzensgüte und Sitteneinfalt,“ fügt das Harmonicum hier hinzu.

frei und unaufgefordert fortsprach und weder auf Fragen wartete, noch lange Antworten zu erwarten schien. Ich wagte es meine Bewunderung für seine Compositionen auszudrücken und pries u. a. seine Adelaide in Worten, die für meinen Verstand von ihren Schönheiten keineswegs zu stark waren. Er bemerkte sehr bescheiden, daß die Dichtung schön sei.

Beethoven spricht gut französisch — wenigstens im Vergleich mit den meisten andern Deutschen — und unterhielt sich mit **** ein wenig auf Lateinisch. Er sagte mir, er würde englisch gesprochen haben, aber seine Taubheit habe ihn verhindert, es weiter in unserer Sprache zu bringen, als bis zum Lesen. Er sagte, daß er die englischen Schriftsteller den französischen vorziehe, denn ‚ils sont plus vrais.‘ Thomson ist sein Liebling, doch seine Bewunderung für Shakspeare ist in der That sehr groß.*

Als wir Anstalt machten, uns zu entfernen, bat er uns noch zu bleiben: ‚Je veux vous donner un souvenir de moi.‘ Er begab sich darauf an den Tisch eines Nebenzimmers und schrieb zwei Zeilen Musik — eine kleine Fuge für das Pianoforte — und überreichte sie mir auf die liebenswürdigste Weise.** Darauf ersuchte er mich, ihm meinen Namen vorbuchstabiren zu wollen, damit er sein Impromptu correkt überschreiben könne. Sodann nahm er meinen Arm und führte mich in das Zimmer, wo er geschrieben hatte (damit ich seine ganze Wohnung zu sehen bekomme), welches ganz das eines Autors, aber vollkommen reinlich war und obwohl nichts von dem Ueberflusse eines Reichen andeutend, doch auch keinen Mangel zeigte, weder an nützlichen Mobilien, noch an netter Aufstellung derselben. Man darf jedoch nicht vergessen, daß dieß seine Landwohnung

* Mit dem Französischen war es bei Beethoven nicht weit her, noch weniger mit dem Lateinischen, das jedoch die Lady hier, wenn auch nicht mit dem Spanischen, doch mit dem Italienischen verwechselt haben kann, das Beethoven recht gut verstand. Englisch aber, — er mag es wegen der Londoner Reiseprojecte einmal angefangen haben, allein er konnte es nicht einmal lesen.

** Es war ein Canon, wie er sie oft zum Andenken geschenkt. Wo ist derselbe geblieben?

ist und daß die Wiener nicht so verschwenderisch oder so eigen in ihren Hausgeräthschaften sind, wie wir.

Ich führte ihn behutsam in ein Zimmer auf der andern Seite zurück, in welchem sein großes, ihm von den Herren Broadwood geschenktes Pianoforte stand; aber er schien bei dessen Anblick melancholisch zu werden und sagte, es sei sehr in Unordnung, denn auf dem Lande sei ein äußerst schlechter Stimmer. Er schlug einige Töne an, um mich zu überzeugen, nichtsdestoweniger legte ich das handschriftliche Blättchen, welches er mir so eben gegeben hatte, auf das Pult und er spielte es ganz simpel durch, aber präludirte dazu mit drei oder vier Accorden — solche Händevoll Noten! — Das würde Herrn **** zu Herzen gegangen sein. Dann hielt er inne, und ich wollte um keinen Preis mehr erbitten, da ich fand, daß er spielte, ohne selber Freude daran zu haben.

Wir nahmen Abschied von einander auf eine Weise, die man in Frankreich dauernde Freundschaft nennen würde; und er sagte, ganz aus freien Stücken, er würde uns gewiß besuchen, wenn er nach England kommen sollte."

XXXVI. Beethoven und Schubert.

Mit der Ueberschrift „Beethoven" stand in der Süddeutschen Zeitung von 1840 ein kleiner Bericht des Schriftstellers Braun von Braunthal (geboren 1802 in Eger), den wir wenigstens nach seinem thatsächlichen Inhalte hier nicht entbehren mögen, da derselbe in die letzte Lebenszeit Beethovens fällt und zugleich ein Urtheil von Franz Schubert enthält, das dessen übrigen Aeußerungen über Beethoven sehr wohl entspricht. Braunthal verließ Wien im Herbst 1826. Er erzählt:

„In einem kleinen Wiener Gasthause sah ich Beethoven in den letzten Jahren seines Lebens manchen Winterabend.

Er war damals bereits des Gehörs ganz verlustig. Alles war größter Ehrfurcht voll, da er eintrat. Ein Mann mittlerer

Größe, sehr gedrungener Gestalt, dessen wahrhaften Löwenkopf mähnenartige graue Haare umstrotzten; die Blicke aus scharfen, geistreichen Augen unstät umhersendend, in seinen Bewegungen schwankend, gleich als wandele er im Traume. So trat er ein, setzte sich zu seinem Glase Bier, rauchte aus einer langen Pfeife und schloß die Augen. Angesprochen oder vielmehr angeschrieen von einem Bekannten, schlug er die Lider auf wie ein aus dem Schlummer geschreckter Adler, lächelte wehmüthig und reichte dem Sprechenden ein Heft Papier mit dem Stifte hin, den er aus seiner Brusttasche zog und ermahnte ihn mit jener den Tauben eigenen kreischenden Stimme, das zu Fragende niederzuschreiben. War dieß geschehen, so schrieb er die Antwort sogleich freundlich darunter oder gab eine solche auch mündlich.

Als ich den großen Mann das erstemal mir so gegenüber am Tische sah, sprach es in mir: „Herrlicher Genius, deine Taubheit wäre die gräßlichste, herzzerreißendste Ironie des Schicksals, das indem du das Seelenohr der ganzen civilisirten Menschheit erquickst, dir selbst den Himmel deiner Töne verschloß; sie wäre der bitterste Spott des Verhängnisses, wenn sie nicht zufällig das herrlichste Werk des Himmels wäre. Denn nun, da dein körperliches Ohr das Fallgitter herabgelassen, so daß in die Felsenburg deiner Phantasie alle die herumschweifenden Stimmen des prosaischen Lebens nicht mehr eindringen können, die schmarotzenden Krippenreiterstöne der Alltagswelt außen bleiben müssen, nun thut sich das Ohr deiner Seele weit auf für die große Harmonie der Sphären, für das Nachtigallgeflöte der Ahnung, für den Donner des geheimen Leidens, und nun erst wird dir das Gedachte zum Bild, und du bist so selig verloren in der Anschauung, wie es nur der herrlichste Dichter sein kann. Darum auch begibst du dich freiwillig des Gesichts noch und schließest die Lider, um die Lieder deines Geistes zu vernehmen und zu schwelgen ungestört in den wonnigen Genüssen deiner Phantasie.‘

Bisweilen nahm er ein zweites stärkeres Heft aus seiner Herzenstasche — ich meine die linke Brusttasche eines schlichten grauen Oberrocks — und schrieb mit halbgeschlossenen Augen.

‚Was schreibt er nun wohl?' fragte ich eines Abends meinen Nachbar, den unerreichten Liedercomponisten Schubert, den allzu früh Verklärten. ‚Er componirt!' war seine Antwort. — ‚Er schreibt ja aber Worte, keine Noten!' — ‚Das ist so seine Art; er bezeichnet sich gewöhnlich[?] mit Worten den Ideengang für dieses oder jenes Tonstück und setzt höchstens einige Noten dazwischen. So spielt er auch immer noch sehr schön das Pianoforte, und wer ihn hört, der glaubt nicht, daß er nicht hört, so rein, so sicher spielt er.[?] Ihm ist die Kunst bereits Wissenschaft geworden; er weiß, was er kann, und die Phantasie gehorcht seiner unergründlichen Besonnenheit.' — Ein andermal sprach Schubert: ‚Der kann Alles, wir aber können noch nicht Alles verstehen, und es wird noch viel Wasser die Donau dahinwogen, ehe es zum allgemeinen Verständniß gekommen, was dieser Mann geschaffen. Nicht nur, daß er der erhabenste und üppigste aller Tondichter ist, er ist auch der muthwilligste; er ist gleich stark in der dramatischen wie in der epischen Musik; in der lyrischen wie in der prosaischen, mit Einem Worte: er kann Alles. Mozart verhält sich zu ihm, wie Schiller zu Shakspeare; Schiller ist bereits verstanden, Shakspeare noch lange nicht. Mozart versteht Alles schon, Beethoven begreift Niemand so recht, er müßte denn recht viel Geist und noch mehr Herz haben und entsetzlich unglücklich lieben oder sonst unglücklich sein.'

Schubert drückte sich immer so kernig aus, so gesund, verständig, bündig ...."

Der dann folgende eigene ästhetische Erguß dieses Schriftstellers kann uns allerdings hier nicht weiter frommen. Aber daß schon Schubert in der That so von Beethoven dachte, wissen wir aus dem einen Wort seiner Knabenjahre, als er einen Freund nach Vorführung einiger Lieder gefragt hatte, ob er wohl glaube, daß jemals etwas aus ihm werden könne, und dieser ihm erwidert hatte, er sei jetzt schon etwas Tüchtiges. „Zuweilen glaube ich es wohl selbst im Stillen," hatte Schubert gesagt, „wer vermag aber nach Beethoven noch etwas zu machen!"

XXXVII. Beethoven in flagranti.

Unter diesem Titel erschien vor etwa fünfzehn Jahren in Zellners „Blättern für Musik“ die nachfolgende „Skizze von S.“ Atterbom, den wir bereits oben kennen lernten, erwähnt selbst nichts von einer persönlichen Begegnung mit Beethoven. Dieselbe ist also jedenfalls nicht damals, d. h. im Jahre 1819, geschehen und Atterbom muß noch ein zweitesmal in Wien gewesen sein. Die bestimmte Nennung des Schwarzspanierhauses, das Beethoven erst im Herbst 1825 bezog, sowie der Umstand, daß derselbe gegen alle Gewohnheit in diesem ganzen heißen Sommer von 1826 die Stadt nicht verließ, geben uns den chronologischen Anhalt für diese kleine Begebenheit. Im Uebrigen erkennen wir hier ganz unseren arbeitversunkenen Meister wieder, doch ist nicht zu entdecken, was ihn bestimmte, in solcher Weise Noten zu schreiben, noch was es gewesen, das hier so al fresco componirt ward. Die Erzählung lautet:

„Der schwedische Dichter Atterbom, berühmt durch seine ‚Insel der Glückseligkeit,‘ wie durch seine literarischen Kämpfe, kam nach Wien, um diese ‚lusttrunkene Stadt,‘ wie er sie in seinen Reiseberichten nennt, ihre Dichter, Gelehrten und Componisten kennen zu lernen.

Unter diesen fand er auch den seinen Freunden durch sarkastischen Witz und originelle Gedanken, dem größeren Publikum durch sein ‚Aesthetisches Lexikon‘ bekannt gewordenen Dr. Ignaz Jeitteles, aus jener literar-historischen Familie, in welcher seit einem Jahrhunderte sich Philosophie, Arzneikunde, theologisches Wissen und Dichtkunst fast wie ein Familiengut forterben.

Jeitteles versprach Atterboms Sehnsucht, Beethoven kennen zu lernen, zu erfüllen, und so begaben sie sich an einem heißen Sommernachmittage in die außerhalb der innern Stadt etwas fern gelegene Wohnung des berühmten Meisters. Es geschah die Bekanntschaft in einer eigenthümlichen, seltsamen Weise, die ich aus dem Munde Jeitteles' hier mittheile:

Wir waren bei der heißen Nachmittagsgluth ziemlich heiß geworden und stiegen im sogenannten Schwarzspanierhause in der Alservorstadt zwei Treppen hoch. Wir zogen die Schelle an der Wohnungsthür. Niemand macht auf. Wir versuchen die Klinke, die Thür ist offen, das Vorzimmer leer! Wir klopfen an der Thür von Beethovens Stube und da Niemand ‚herein' ruft, so klopfen wir wieder, endlich stärker. Vergebens! und doch hörten wir, daß Jemand in der Stube sei. Wir treten ein. Wunderliche Ueberraschung! An der uns entgegenstehenden Wand, an welcher kolossale mit Kohle rastrirte Papierbogen klebten, stand, uns den Rücken zugewendet, Beethoven — aber wie? Es mochten ihm an dem übermäßig heißen Sommertage die Kleider zu unbequem geworden sein, und so hatte er sie abgelegt und schrieb, nur mit einem kurzen Hemde angethan, zuweilen mit rothem Stifte flüchtige Noten an die Wand. Dann trat er vor und zurück, taktirte wohl auch und schlug auf seinem saitenlosen Klavier einige Tasten an. Zufällig wendete er sich der Thür nicht einmal zu. Wir sahen uns betroffen und lächelnd an. Ein Geräusch machen, hätte uns nichts genützt, der tieftaube Meister hätte uns doch nicht vernommen, und näher tretend unsere Gegenwart ihn in Verlegenheit versetzt. ‚Wollen Sie als Dichter die Erinnerung mit in den Norden nehmen,' sagte ich zu Atterbom, ‚daß Sie den Genius in seinem vielleicht kühnsten Fluge zur Erde gezwungen haben! Sie können aber sagen: Ich habe Beethoven dichten, ich habe ihn schaffen gesehen; gehen wir ungesehen und ungehört wieder fort.' Wir gingen. Allerdings haben wir ihn in flagranti ertappt. Auf dem Glacis angelangt, lachten wir Beide über die seltsame Situation, in der wir uns befanden.

Das gibt ein originelles Kapitel in meinem Reiseberichte!"*

* Ob Atterbom noch weitere Reiseberichte als die obenerwähnten geschrieben hat, war nach den gedruckten Nachrichten über ihn nicht zu constatiren.

XXXVIII. Dr. Spiker.

„Erinnerungen an Beethoven“ nannte der bekannte Redakteur der „Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen,“ der Bibliothekar des Königs, Dr. Spiker, den Nekrolog, den er bald nach Beethovens Tode, am 5. April 1827, dort erscheinen ließ. Es ist dazu nur vorzubemerken, daß dieser Berliner Literat, nach Castelli's Ausdruck „ein Lebemann fast wie ein Wiener, witzig ohne verletzenden Stachel, zuvorkommend ohne Werth darauf zu legen, offen und gerade,“ im September 1826 selbst bei Beethoven gewesen war, daß sein Führer zu ihm T. Haslinger war und daß Beethoven durch ihn die Uebersendung der Neunten Symphonie an den König Friedrich Wilhelm III. zu vermitteln wünschte. Derselbe war also in jeder Weise gut aufgenommen worden. Er schreibt nun:

„Der große Verlust, welchen die Kunst durch den Tod dieses genialen Mannes erlitten hat, wird nicht sobald ersetzt werden. Wenn bei einem Künstler Reichthum an Kenntnissen mit Fülle der Phantasie vereinigt angetroffen werden, so war dieß der Fall bei dem Dahingegangenen, und wenn man in dem Ueberströmen der letzteren zuweilen etwas weniger Ungezwungenes und aus weniger freiem Ergusse der künstlerischen Schöpfungskraft Entstandenes hat sehen wollen, so muß man bedenken, daß Beethoven, abgeschnitten von allem dem, was den Geist anderer Künstler durch Berührung mit fremden Ideen erfrischt und auf sich beschränkt, aus sich selbst das erzeugte, was wir vor uns haben.

Es war nicht leicht, Beethoven in Wien selbst zu sehen. Der beinahe gänzliche Verlust seines Gehörs machte, daß nur wenige, an deren Organ er gewöhnt war, sich ihm verständlich zu machen im Stande waren; und die Unbequemlichkeit, welche daraus entstand, daß alle Andern, die sich mit ihm unterhalten

wollten, ihre Zuflucht zum Schreiben* nehmen mußten, mochte ihm selbst es vielleicht peinlich machen, Freunde bei sich zu sehen. Auch dem Schreiber dieses, der es sehnlichst wünschte, Beethovens persönliche Bekanntschaft zu machen, hatte man wenig Hoffnung dazu gegeben. Ein Umstand erleichterte jedoch die Annäherung. Beethoven hatte, wie bekannt, nach eingeholter Erlaubniß Seiner Majestät des Königs, Allerhöchst demselben seine letzte große Symphonie mit Chören zugeeignet und wünschte, die reine Copie der Originalpartitur, mit allen seinen eigenhändigen Verbesserungen und Einschaltungen, sicher und schnell in die Hände Seiner Majestät gelangen zu lassen. Es war einige Abrede dazu nöthig, und dieß war die Veranlassung zur Ankündigung eines Besuchs bei Beethoven, den er auch annahm.

Beethoven wohnte in der Vorstadt am Glacis vor dem Schottenthore, in einer freien Gegend, von wo man eine schöne Aussicht auf die Hauptstadt mit allen ihren Prachtgebäuden und der Landschaft dahinter genoß, in freundlichen, sonnigen Zimmern. Seine Kränklichkeit machte, daß er in den letzten Jahren sich häufig der Bäder bediente, und wir (ein genauer Freund des Verstorbenen, Herr Tobias Haslinger und ich) sahen daher in dem Vorzimmer dem Apparat zu. An dieß stieß Beethovens Wohnzimmer, in welchem in einer ziemlich genialen Unordnung Partituren, Bücher ꝛc. aufeinandergehäuft waren und in dessen Mitte ein Flügel-Pianoforte von dem trefflichen Künstler Konrad G r a f stand. Das Meublement war einfach und das ganze Ansehen des Zimmers so, wie man sie wohl bei Manchem findet, der in seinem Innern mehr auf das Regelrechte hält als im Aeußern.

Beethoven empfing uns sehr freundlich. Er war in einen einfachen grauen Morgenanzug gekleidet, der zu seinem fröhlichen jovialen Gesicht und dem kunstlos geordneten Haare sehr gut paßte. Nachdem wir uns über die schöne Aussicht aus den

* Diese Wohnung, die letzte seines Lebens, war im sog. Schwarzspanierhause am Alserglacis. Was den Flügel betrifft, so ist die Angabe richtig, denn Beethoven hatte damals zwei Instrumente im Zimmer.

Fenstern seines Wohnzimmers gefreuet, lud er uns ein, uns mit ihm an einen Tisch zu setzen, und nun begann die Conversation, die meinerseits schriftlich geführt wurde, während Herr Haslinger, an dessen Organ Beethoven schon gewohnt war, diesem das, was er sagen wollte, ins Ohr rief. Beethoven sprach vor Allem mit großem Enthusiasmus von unserem König, dessen Liebe zu den Künsten und namentlich zur Tonkunst er volle Gerechtigkeit widerfahren ließ und über die ihm zugestandene Erlaubniß (welche ihm durch den verstorbenen Fürsten Hatzfeld bekannt geworden war), dem Monarchen seine letzte Symphonie widmen zu dürfen, seine große Freude bezeigte. So gedachte er auch mit großer Rührung eines freundlichen Schreibens Ihrer Majestät der jetzt regierenden russischen Kaiserin Alexandra, welche ihn ersucht hatte, ein Wiener Flügel-Pianoforte für sie auszuwählen, und äußerte sich über die in der königlichen Familie verbreitete Liebe zur Kunst mit großer Begeisterung.

Seine eigenen Verhältnisse in Wien berührte er nur wenig und schien geflissentlich der Erinnerung daran auszuweichen. Uebrigens war er ausnehmend heiter und brach über jeden Scherz, mit der Gemüthlichkeit eines Menschen, der kein Arg und zu Jedermann Zutrauen hat, in Lachen aus, etwas, das dem allgemeinen Gerücht nach, das Beethoven als sehr finster und scheu schilderte, nicht zu vermuthen war. Sehr interessant war es, sein musikalisches Skizzenbuch zu sehen, das er, wie er uns sagte, auf Spaziergängen immer bei sich trug, um, wenn ihm irgend ein musikalischer Gedanke einfiel, ihn mit Bleistift sogleich darin anzumerken. Es war voll von einzelnen Takten von Musik, angedeuteten Figuren 2c. Mehrere große Bücher der Art lagen auf dem Pulte neben seinem Pianoforte, in die längere Fragmente von Musik mit Tinte eingeschrieben waren. — Leider machte sein schweres Gehör (das auch die Veranlassung zu einer an seinem Flügel-Pianoforte angebrachten eigenthümlichen Vorrichtung war, einer Art von Schallbehälter, unter dem er saß, wenn er spielte, und der dazu dienen sollte, den Schall um ihn her aufzufangen und zu concentriren), daß

die Unterhaltung mit ihm sehr mühselig wurde, was er indeß, bei seiner ungemeinen Lebendigkeit, wenig zu fühlen schien. Papier und Bleistift waren sogleich bei der Hand, als wir eintraten, und in Kurzem war ein Bogen vollgeschrieben, seine Fragen zu beantworten und ihn wieder zu befragen.

Unter den vielen Bildern, die man von Beethoven hat, ist meines Erachtens das in seinen jüngern Jahren von Louis Letronne gezeichnete und von Riedel gestochene das ähnlichste. In seinen Augen lag etwas ungemein Lebendiges und Glänzendes, und die Regsamkeit seines ganzen Wesens hätte wohl seinen Tod nicht als so nahe erwarten lassen sollen.

Von den Prinzen des kaiserlichen Hauses nahm Niemand lebendigern Antheil an seinem Schicksale als sein Beschützer und Gönner, der Erzherzog-Cardinal Rudolph. Sein Eigenthum ist gegenwärtig die vollständigste Sammlung der Werke Beethovens in Partitur, welche aus einer großen Reihe Foliobände besteht, worin auf das zierlichste Alles eingetragen ist, was man von Beethoven besitzt. Bei vielen Werken ist auch ein Theil des Originalmanuscripts beigefügt, jedes einzeln mit einem künstlich geschriebenen Titel versehen ꝛc. Diese Sammlung war früher im Besitze des um die Musik und deren Beförderung in Wien hochverdienten Herrn Tobias Haslinger (des Nachfolgers des bekannten Musikhändlers Steiner), der selbst Componist ist, als mehrjähriger Freund Beethovens die Sammlung angelegt hatte und sie dem Erzherzog überließ."*

* Die Sammlung befindet sich heute im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde zu Wien.

XXXIX. Beethoven in Gneixendorf.

So betitelt sich ein Aufsatz der Deutschen Musikzeitung vom Jahre 1862, der auch in der documentarischen Chronik „Beethovens Tod" in meinem Musikalischen Skizzenbuch von 1866 mitgetheilt worden ist. Zu seiner Erläuterung diene Folgendes.

Von dem traurigen Bruder Johann hörten wir oben auch Rellstab reden. Derselbe war ursprünglich Apotheker in Linz gewesen, hatte aber sein ziemlich beträchtliches Vermögen durch etwas eigenthümliche Lieferungen für die Armee im Jahre 1809 erworben und besaß jetzt ein hübsches Gut Gneixendorf bei Krems an der Donau. Seine ebenso garstigen ehelichen Verhältnisse hatten es Beethoven unmöglich gemacht, denselben je dort zu besuchen. Jetzt aber, im Herbst 1826, erschien dieser Aufenthalt als eine letzte Zuflucht. Des Neffen Ausschweifungen und Beethovens irrige Behandlung seiner Fehler und Unarten hatten denselben im August dieses Jahres zu einem Selbstmordversuch getrieben, infolge dessen dann die Polizei seine sofortige Abreise von Wien verfügt hatte. Bruder Johann stellte, bis man einen neuen Aufenthaltsort für den jungen Mann gefunden, sein Gut zur Verfügung. Weil sich nun die Verhandlungen um den Eintritt desselben in die k. k. Armee verzögerten und die letzte Ausheilung der Wunde ebenfalls noch Zeit erforderte, andrerseits aber Beethoven selbst den Aufenthalt verlängerte, um den geizigen kinderlosen Bruder ebenfalls zum Testiren für Karl zu bewegen, so ward dieser Aufenthalt in Gneixendorf durch das Hervortreten der tiefinneren Gegensätze zwischen dem Meister und seinen Verwandten, vor allem aber durch die schlechte physische Behandlung eine Hauptursache zu der unmittelbar nach der Rückkehr eintretenden Unterleibskrankheit, die den Grund zu seinem Tode legte.

Eben deßhalb sind die nachfolgenden Notizen über jenen Aufenthalt von einem größeren Werth als ihnen sonst an sich selbst beiwohnen würde. Sie bekunden den jähen körperlichen und fast ebenso inneren Verfall des großen Meisters: die Leiden durch das Schicksal wie durch die Menschen waren zu groß geworden, er verliert die Kraft sie abzuwenden oder nur zu ertragen, — von dem großen Beethoven zeigen sich schon hier nur noch wenig Ueberreste. Doch lassen wir den Dr. L., der sich als Verfasser bezeichnet, selbst reden, es ist ein trübes Bild, ein Vorbild des baldigen letzten Endes.

„Von der Ueberzeugung geleitet, daß jeder, auch der kleinste Zug, geeignet, das Conterfei unseres unvergleichlichen Tonmeisters zu vervollständigen, von Interesse ist, hatte ich mich vor einiger Zeit an meinen Jugendfreund K..., Apotheker in Langenlois mit der Bitte gewendet, mir über Beethovens Landaufenthalt in Gneixendorf, einem seinem Bruder Johann gehörigen Landgut in Niederösterreich, alles was er in Erfahrung bringen könne, zu berichten.

Nicht bloß er, auch der gegenwärtige Gutsbesitzer willfahrten freundlichst meinem Wunsche, und ich theile aus diesen verläßlichen Quellen fragmentarisch und schlicht, wie es mir zugekommen, das Wenige mit, was sich noch erheben ließ.

— — — Johann van Beethoven ging eines Tages in Begleitung seines Bruders Ludwig und noch mehrerer Personen von Gneixendorf nach Langenfeld, um den dortigen Chirurgen Karrer, der im Beethoven'schen Hause gerne gesehen ward, zu besuchen, traf ihn aber nicht, da er eben zu einem Kranken gerufen worden. Frau Karrer fühlte sich durch den Besuch des gnädigen Herrn Gutsbesitzers äußerst geschmeichelt und tischte reichlich auf, was nur immer zu haben war; da fiel ihr Blick auf eine Mannsperson, die sich bescheiden und schweigend auf die Ofenbank niedergelassen hatte. In ihm einen Bedienten vermuthend füllte sie ein irdenes Krügl mit Heurigem (Wein) und reichte es dem Tonsetzer freundlich mit den Worten: „Nu, da hat er auch einen Trunk!" Als der Chirurg spät Abends nach Hause kam, ahnte er sogleich aus der Beschreibung

dessen, der hinter dem Ofen gesessen, den wahren Charakter desselben, und rief aus: ‚Liebes Weib, was hast du gethan, der größte Tonsetzer des Jahrhunderts war heute in unserem Hause und du hast ihn so sehr mißachtet!'

— — — Johann van Beethoven hatte zufällig bei dem Syndikus Sterz in Langenlois Geschäfte abzumachen. Ludwig begleitete ihn dahin. Während der ziemlich langen Verhandlungen blieb Ludwig regungs- und theilnahmslos an der Thüre der Amtskanzlei stehen. Beim Abschied machte Sterz gegen diesen viele Bücklinge und frug dann den Kanzellisten Fux, einen Enthusiasten für Musik, und namentlich für Beethoven'sche Musik: ‚Wer, denken Sie wohl, mag der Mann gewesen sein, der dort bei der Thür gestanden?' Fux erwiderte: ‚Da ihm Herr Syndikus so viele Complimente gemacht hat, mag es wohl mit ihm ein eigenes Bewandtniß gehabt haben, sonst aber hätt ich ihn allerdings für einen Trottel (blödsinnigen Menschen) halten müssen.' Fux erschrack nicht wenig, als ihm sein Chef den Namen des Mannes nannte, den er für einen Idioten gehalten." —

„Dies kann, so fügt der Einsender hinzu, doch offenbar nur auf Beethovens gleichgültige, apathische, durch seine Taubheit erklärliche Haltung an der Kanzleithür gehen, denn sonst war seine Miene nichts weniger als blöde; namentlich übertraf der wunderbare, fast unheimlich fremdartige Glanz seiner Augen Alles in der Art; wie auch ich, da ich noch das Glück genossen, diesen außerordentlichen Mann von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, ja von ihm, wenn auch mißfällig, bemerkt worden zu sein, zu bestätigen vermag. Als junger Mensch erst kürzlich vom Lande nach Wien verpflanzt, hatte ich mir noch nicht jene gelenkige, tanzmeisterische Voltigirkunst, so nothwendig, um in dem Menschengewusel der Residenz ohne Anstoß sich durchzuwinden, zu eigen gemacht. So rannte ich doch eines Tags in einem Gäßchen mit einem Menschen zusammen, der mich darob mit einem durchdringenden Blicke fixirte, dann weiter ging. Nie werde ich dieses Menschenauge, in dessen leuchtenden Abgrund ich so nahe geblickt, vergessen!

Aber ist es zu verwundern, wenn ich die vernachlässigte Kleidung, das gebräunte Antlitz mit diesem von Intelligenz und Ueberlegenheit zeugenden Blick zusammenzureimen suchend, auf die Idee gerieth, einen der verschmitztesten gefährlichsten Gauner, wie sie in Großstädten sich herumzutreiben pflegen, getroffen zu haben? In dieser Voraussetzung betrachtete ich ihn stets, wenn er mir wieder begegnete, auf neugierige und leider nichts weniger als respektvolle Weise. Er hatte es bemerkt, denn er richtete einmal seine kleinen, wetterleuchtenden Augen halb befremdet halb verächtlich auf mich, nahm aber dann weiter keine Notiz mehr von mir. Von einem Freunde zufällig belehrt, wen ich da vor mir gehabt, zog ich dann freilich bei jeder Begegnung den Hut vor ihm bis zur Erde, er aber ignorirte nun meine Höflichkeit wie früher meine Grobheit."

Dann heißt es weiter:

„— — — Von dem Dienstpersonal, das zur Zeit von Ludwig van Beethovens Aufenthalt in Gneixendorf im Schloß seines Bruders sich befand, ist der Weinzierl Michael Krenn erst vor einem Jahr verstorben. Seine drei Söhne leben noch; einer derselben, Michael, war zu jener Zeit Bedienter. Er sagt hierüber Folgendes aus:

Ludwig van Beethoven war nur einmal, und zwar im Jahr 1826, etwa durch drei Monate, vom Schnitt bis nach der Lese (das wäre also in den Monaten August, September, Oktober) in Gneixendorf.* Michael Krenn wurde von der Frau Gutsbesitzerin zur Bedienung des Compositeurs aufgenommen. In der ersteren Zeit aber hatte die Köchin täglich das Bett Beethovens zu machen. Letzterer saß einmal bei seinem Tisch, agirte mit den Händen, gab mit den Füßen den Takt und sang oder brummte dazu. Die Köchin lachte darüber; als

* Der Zeitpunkt der Ankunft Beethovens bestätigt sich genau aus einem Schreiben an Schott von Wien den 29. Sept. 1826, welches beginnt: „Im Begriff mich aufs Land zu begeben, melde ich Ihnen eiligst &c."; ferner aus einem Briefe an Haslinger, auf dem außen von Beethovens eigener Hand als Datum steht: „Gneixendorf den 2. October 1826."

Beethoven, sich zufällig umsehend, sie so lachen gewahrte, jagte er sie ohne Weiteres zum Zimmer hinaus. Michael wollte mit ihr davon laufen, Beethoven aber zog ihn zurück, schenkte ihm drei Zwanziger und sagte ihm, er solle sich nicht fürchten, und er müsse ihm nun täglich das Bett machen und das Zimmer zusammenräumen.

Michael mußte immer zeitlich früh hinaufkommen, aber meistens lange klopfen, bis Beethoven ihm aufmachte. Um halb 6 Uhr pflegte Letzterer aufzustehen, zu seinem Tisch sich zu setzen, mit Händen und Füßen den Takt zu schlagen und singend und brummend zu schreiben. Anfangs schlich Michael, wenn ihm das Lachen darüber kam, zur Thür hinaus, allmählich aber gewöhnte er sich daran. Um halb 8 Uhr war gemeinsames Frühstück; nach demselben eilte Beethoven stets ins Freie, schlenderte auf den Feldern herum, schrie, agirte mit den Händen, ging einmal sehr langsam, dann wieder sehr schnell, oder blieb plötzlich stehen und schrieb in eine Art Taschenbuch. Einmal bemerkte er, als er nach Hause gekommen, daß er dasselbe verloren. Michael, sagte er, laufe und suche meine Schriften, ich muß sie um jeden Preis wieder haben; sie fanden sich auch wirklich. Um halb 1 Uhr pflegte er nach Hause zum Essen zu kommen, nach Tisch ging er in sein Zimmer, ungefähr bis 3 Uhr, dann lief er wieder auf den Feldern herum bis vor Sonnenuntergang, denn nach demselben pflegte er nie mehr auszugehen. Um halb 8 Uhr war Nachtmahl, dann verfügte er sich in sein Zimmer, schrieb bis 10 Uhr, und legte sich dann zu Bette; zuweilen spielte Beethoven auch Clavier, doch stand dasselbe nicht in seinem Zimmer, sondern im Saale. Beethovens Wohn- und Schlafzimmer, das außer Michael Niemand betreten durfte, war das Eckzimmer gegen den Garten und Hof, wo gegenwärtig das Billard sich befindet.

Während der Zeit, daß Beethoven morgens spazieren ging, mußte Michael das Zimmer aufräumen. Da fand er mehreremale Geld auf der Erde liegen. Als er es Beethoven zurückgab, fragte ihn dieser, wo er es gefunden habe. Michael

mußte ihm nun den Platz zeigen, wo er es aufgelesen, worauf es ihm dieser zum Geschenk machte. Dies geschah so drei- bis viermal, dann aber fand Michael kein Geld mehr. Abends mußte Michael immer neben Beethoven sitzen und ihm die Antwort auf die Fragen, die dieser an ihn gestellt, aufschreiben. Meistens wurde er darüber ausgeforscht, was beim Mittags- und Abendtisch über ihn gesprochen worden. Eines Tages schickte die Frau des Gutsbesitzers Michael mit 5 fl. nach Stein, um daselbst Wein und einen Fisch zu kaufen.* Michael war unachtsam, verlor das Geld und kam nach 12 Uhr ganz bestürzt nach Gneixendorf zurück. Die Gutsbesitzerin fragte ihn allsogleich wo der Fisch sei, und jagte ihn, als er ihr den Verlust des Geldes anzeigte, alsogleich davon. Beethoven fragte, als er zu Tisch kam, alsogleich nach seinem Michael, die Gutsbesitzerin erzählte ihm den Vorfall. Da ward Beethoven furchtbar aufgebracht, gab der Gutsbesitzerin die 5 fl. und bestand voll Zorn darauf, daß Michael augenblicklich zurückkomme. Von dieser Zeit an ging er nicht mehr zu Tische, sondern ließ sich das Essen auf sein Zimmer bringen, wo ihm Michael auch das Frühstück bereiten mußte. Ueberhaupt hat nach der Aussage des Letzteren Beethoven auch schon vor diesem Auftritt mit seiner Schwägerin fast nie und auch mit seinem Bruder nur sehr wenig gesprochen. Noch erwähnte Michael, daß Beethoven ihn nach Wien mitnehmen wollte, was aber nach Ankunft einer Köchin, die, um Beethoven abzuholen, eintraf, wieder unterblieb.**

— — — — — Zwei ältere Bauern, die von dem gegenwärtigen Herrn Gutsbesitzer ebenfalls vernommen wurden, bestätigen die Aussage des Michael Krenn über Beethovens wunderliches Treiben auf den Feldern Gneixendorfs. Sie hielten ihn daher auch anfangs für verrückt und gingen ihm aus dem Wege;

* „Bei diesem an der Donau gelegenen Städtchen pflegen die Schiffe, die allwöchentlich Krebse und seltene Fische aus den obderennsischen Flüssen und Seen nach Wien führen, auf kurze Zeit anzulanden."

** Die Köchin Thekla (es war die vorletzte) ward eben hier von Gneixendorf mitgenommen.

später gewöhnten sie sich daran und pflegten ihn, als sie erfuhren, er sei der Bruder des Gutsbesitzers, auch höflich zu grüßen, was aber dieser, stets in Gedanken verloren, selten oder nie erwiderte.

Der eine dieser Bauern hatte auch, damals noch ein junger Mensch, ein kleines Abenteuer mit Beethoven zu bestehen. Er fuhr, wie er erzählt, gerade mit zwei jungen, noch wenig an den Zug gewöhnten Ochsen vom Ziegelofen gegen das Schloß zu. Da kam ihm Beethoven schreiend und mit den Händen herumschlagend und heftig gestikulirend entgegen. Der Bauer rief Beethoven zu: ‚A bißl stada!' (ein bischen stiller), worauf aber dieser keine Rücksicht nahm. Da wurden die Ochsen scheu und liefen über eine Gestätte (steiler Abhang) hinauf. Der Bauer brachte sie mit Mühe zum Stehen, kehrte sie um und lenkte sie den Abhang auf die Straße herab. Da kam Beethoven wieder vom Ziegelofen ebenfalls singend und mit den Händen agirend. Der Bauer rief ihm abermals zu, und wieder umsonst, und nun rannten dessen Ochsen mit erhobenen Schwänzen gegen das Schloß zu, wo einer der Schloßbewohner sie aufhielt. Als der Bauer endlich auch hinkam, und frug: ‚Wer ist denn der Mann, der meine Ochsen scheu gemacht hat?' sagte ihm der, der sie aufgefangen, es sei der Bruder des Gutsbesitzers. Der Bauer erwiderte: ‚Das ist mir ein sauberer Bruder!" — —

Der Einsender schließt:

„Vorstehende fragmentarische Notizen schienen mir der Veröffentlichung werth, nicht weil sie den bekannten Anekdotenkram über Beethoven um ein paar Histörchen vermehren, sondern um der Schlaglichter willen, die einige derselben auf den Charakter des großen Tonsetzers und seines Bruders werfen.*

Wie sehr zeugt das Benehmen des Letztern zu Lengenfeld und Langenlois von dem geringen Grad von Ehrerbietung, die

* Schon am 2. Oct. hatte Beethoven an Haslinger geschrieben: „Sie sehen schon, daß ich in Gneixendorf bin, der Name hat einige Aehnlichkeit mit einer brechenden Axe. Die Luft ist gesund. Ueber Sonstiges muß man das Memento mori machen."

er seinem herrlichen Bruder, der vielleicht auch ihm so wie seinen Bauern nichts weiter als ein Narr geschienen, zu zollen pflegte. Der Erbärmliche hätte ja in der Wohnung des Chirurgen, in der Amtskanzlei des Syndikus nur den Mund zu öffnen gebraucht, um dem größten Musiker des Jahrhunderts Demüthigung zu ersparen. Fürchtete der hochmüthige ‚Gutsbesitzer' von dem ‚Hirnbesitzer' in Schatten gestellt zu werden? —*

Höchst interessant aber scheint das Verhältniß Ludwig Beethovens zu seinem Famulus, Michael Krenn.

Vergleicht man, wie friedlich hier der große Geist mit einem zwar armen und ungebildeten, aber gutmüthigen, natürlich schlichten und redlich befundenen Landmann — das Geldstreuen ist bezeichnend — sich verträgt, mit den Explosionen, wie sie in der Residenz, hervorgerufen durch Beethovens Umgebungen, fort und fort stattgefunden, so liegt die Vermuthung nahe, daß diese Ausbrüche, so verhängnißvoll für Beethoven als Mensch und Künstler, wohl theilweise in seinen Eigenheiten und Schwächen gegründet, — oft aber auch sicherlich nichts anders als im Grunde *sehr ehrenvolle* Reaktionen gewesen sein mögen, mit denen sich sein ganz und gar auf mannhafte Geradheit, Natürlichkeit und Redlichkeit basirtes Wesen gegen jenes *Widerspiel dieser Eigenschaften* zur Wehre gesetzt, das man in Großstädten unter dem Collectivnamen: feine Welt und guter Ton begreift."

Diese Bemerkung ist wie wir wissen richtig genug, und es werden uns bald ein paar solcher „Explosionen" begegnen, die zudem für Beethoven selbst geradezu verhängnißvoll werden sollten.

* Diese Anspielung geht auf die bekannte Anekdote vom Neujahrstage 1823, wo Johann dem Bruder einen Glückwunsch mit der Unterschrift „Gutsbesitzer" gesendet und Beethoven die Karte alsbald umgedreht und darauf geschrieben hatte „L. van Beethoven, Hirnbesitzer."

XL. Aerztlicher Rückblick auf die Todeskrankheit.

Die Wiener Zeitschrift veröffentlichte im Jahre 1842 aus dem Nachlaß des Chirurgieprofessors Dr. Wawruch den nachstehenden „Aerztlichen Rückblick auf Ludwig van Beethovens letzte Lebensepoche.“ Durch welchen zufälligen Umstand dieser Arzt, den Beethoven nie zuvor gesehen, an sein Krankenlager gekommen war, werden wir weiter unten durch directe Berichte erfahren. Daß er ihn zudem falsch behandelte, indem er anstatt auf Unterleibsentzündung auf Lungenentzündung kurirte, hat der Darstellung allerdings eine gewisse falsche Tendenz gegeben. Gleichwohl ist der Bericht als im wesentlichen getreu von bedeutendem Werthe, und seine Irrthümer berichtigen sich leicht. Er ist nach seinem Datum kaum vier Wochen nach Beethovens Tod aufgezeichnet und lautet so:

„Wien am 20. Mai 1827.

Nach Mozart und Haydn sank nun auch der letzte Triumvir im Gebiete der Tonkunst Oesterreichs, allgemein und tief betrauert, dahin. Da ein Mann, dessen Muse die Welt hohe Achtung zollte, dessen Riesentalent und hoch gefeierter Name bis an die äußersten Grenzen der civilisirten Menschheit drang, der Geschichte seiner Kunst fortan angehört, so glaube ich mich hiermit einer heiligen Pflicht zu entledigen, wenn ich als der ihn behandelnde Arzt einige Merkwürdigkeiten aus seiner Krankheitsperiode aushebe, um sie seinen zahllosen Verehrern und Freunden darzulegen. Seltene Talente dieser Art sind gemeiniglich bis zum Hinscheiden an interessanten Momenten reich, die Niemand besser als der befreundete [?] Arzt zu sammeln vermag. Dieser kurze Aufsatz ist daher keine förmliche Krankheitsgeschichte (denn was könnte eine solche den Nichtkennern der Kunst Anziehendes bieten?), wohl aber eine ein-

fache Erzählung der Thatsachen in Bezug auf Beethovens muthvolles Dulden und fromme Ergebung, mit welcher er dem herannahenden Ende entgegenblickte.

Ludwig van Beethoven versicherte, von seiner frühesten Jugend an eine rüstige, dauerhafte, durch mancherlei erduldetes Ungemach abgehärtete Gesundheit besessen zu haben, welche selbst durch die angestrengtesten Lieblingsarbeiten, durch ein ausdauerndes tiefes Studium nicht im geringsten erschüttert zu werden vermochte. Von jeher sagte die einsame nächtliche Stille seiner glühenden Phantasie am freundlichsten zu. Er schrieb daher gewöhnlich bis um drei Uhr nach Mitternacht. Ein kurzer Schlaf von vier bis fünf Stunden reichte vollkommen hin, ihn zu erquicken. Nach genossenem Frühstück saß er wieder bis um zwei Uhr Nachmittags am Schreibpult.*

Doch mit dem Eintritte ins dreißigste Lebensjahr stellten sich Hämarrhoidalleiden mit einem lästigen Klingen und Sausen in beiden Ohren ein. Bald wurde er schwerhörig, und obwohl er oft monatelange ungetrübte Zwischenräume besaß, wuchs sein Uebel endlich zur völligen Taubheit an. Alle Versuche der Kunst blieben erfolglos. Beinahe um dieselbe Zeit empfand Beethoven, daß die Verdauung zu leiden anfing; gestörte Eßlust brachte Unverdaulichkeit, lästiges Aufstoßen, bald hartnäckige Verstopfung, bald oftmaliges Abweichen.

Nie gewohnt, an einen ärztlichen Rath ernstlich zu denken, fing er an, geistige Getränke zu lieben, um die abnehmende Eßlust zu wecken und der Schwäche des Magens durch starken Punsch und Gefrorenes im Uebermaß genossen, durch lange ermüdende Excursionen zu Fuße einigermaßen aufzuhelfen. Gerade diese Aenderung seiner Lebensweise hatte ihn vor etwa sieben Jahren an den Rand des Grabes geführt. Er bekam eine heftige Gedärmentzündung, die zwar der Kunst wich, jedoch

* Diese Notiz ist dahin zu berichtigen, daß im Gegentheil Beethovens Gewohnheit zeitlebens die war, mit dem ersten Sonnenstrahl aufzustehen und den Abend gar nicht eigentlich zu arbeiten. In der letzten Zeit hatten nur ganz drängende Verhältnisse ihn dazu geführt, zeitweise auch Nachts zu arbeiten, d. h. zu componiren.

in der Folge oftmalige Gedärmleiden und Kolikschmerzen veranlaßte, die auch zum Theile die spätere Entwicklung seiner tödtlichen Krankheit begünstigen mußten.*

Im Spätherbste des verflossenen Jahres (1826) entstand bei Beethoven der unwiderstehliche Drang, seiner wankenden Gesundheit wegen sich zur Erholung aufs Land zu begeben.** Da er seiner vollständigen Taubheit wegen jede Gesellschaft sorgfältig vermied, so war er unter den ungünstigsten Umständen Tage, ja Wochen lang sich selbst überlassen. Er schrieb oft mit seltener Ausdauer am Abhange eines Waldhügels an seinen Werken und lief dann nach beseitigter Arbeit, vom Nachdenken noch glühend und oft jeder Witterung trotzend, nicht selten selbst im rauhen Schneegestöber stundenlang in den unwirthbarsten Gegenden umher. Seine schon von Zeit zu Zeit ödematösen Füße fingen an zu schwellen, und da er (seiner Betheuerung nach) jede Lebensbequemlichkeit, jede gemächliche Erquickung entbehren mußte, so nahm sein Uebel schnell überhand.

Beängstigt durch die traurige Aussicht in die düstere Zukunft, im Erkrankungsfalle auf dem Lande hilflos zu sein, sehnte er sich nach Wien zurück und benützte nach seiner jovialen Aussage das elendeste Fuhrwerk des Teufels, einen Milchwagen, zur Heimkehr.***

* Daß die Kolik schon in der Jugend ein häufiges Leiden Beethovens war, sagt uns sein Bonner Jugendfreund Dr. Wegeler. Daß ferner nach anstrengender Tagesarbeit, von der er oft erst nach drei oder vier Uhr zu Tische kam, der Wein zunächst die Kräfte wiederbeleben mußte, ist nur begreiflich; von „Neigung zu geistigen Getränken" im eigentlichen Sinne kann keine Rede sein, und von „starkem Punsch" und „Gefrorenem" findet sich nirgend eine Spur. Wawruch will durch diese Angaben die spätere Ordinirung des Dr. Malfatti erklären, die jedoch einen ganz einfachen ärztlichen Grund und Zweck hatte.

** Bestimmender als dieser „unwiderstehliche Drang," der allerdings ebenfalls vorhanden war, das wissen wir, war hier die polizeiliche Ausweisung des Neffen gewesen.

*** Der eigentliche Grund der jähen Abreise war ein heftiger Zank mit seinem Bruder eben wegen der Erbeinsetzung Karls, und in Folge dessen war

Der December war rauh, naßkalt und frostig, Beethovens Bekleidung nichts weniger als der unfreundlichen Jahreszeit angemessen, und doch trieb ihn eine innere Unruhe, eine düstere Unglücksahnung fort. Er war bemüßigt, in einem Dorfwirthshause zu übernachten, worin er außer dem elenden Obdach nur ein ungeheiztes Zimmer ohne Winterfenster antraf. Gegen Mitternacht empfand er den ersten erschütternden Fieberfrost, einen trockenen, kurzen Husten von einem heftigen Durst und Seitenstechen begleitet. Mit dem Eintritte der Fieberhitze trank er ein paar Maas eiskalten Wassers und sehnte sich in seinem hilflosen Zustande nach dem ersten Lichtstrahl des Tages. Matt und krank ließ er sich auf den Leiterwagen laden und langte endlich kraftlos und erschöpft in Wien an.

Erst am dritten Tage wurde ich gerufen. Ich traf Beethoven mit den bedenklichen Symptomen einer Lungenentzündung behaftet an; sein Gesicht glühte, er spuckte Blut, die Respiration drohte mit Erstickungsgefahr und der schmerzliche Seitenstich gestattete nur eine quälende Rückenlage. Ein streng entzündungswidriges Heilverfahren schaffte bald die erwünschte Linderung; seine Natur siegte und befreite ihn durch eine glückliche Krise von der augenscheinlichen Todesgefahr, so daß er am fünften Tage sitzend im Stande war, mir sein bisher erlittenes Ungemach mit tiefer Rührung zu schildern. Am siebenten Tage fühlte er sich so erträglich wohl, daß er aufstehen, herumgehen, lesen und schreiben konnte.

Doch am achten Tage erschrack ich nicht wenig. Beim Morgenbesuche fand ich ihn verstört, am ganzen Körper gelbsüchtig; ein schreckbarer Brechdurchfall drohte ihn die verflossene Nacht zu tödten. Ein heftiger Zorn, ein tiefes Leiden über erlittenen Undank und unverdiente Kränkung veranlaßte die mächtige Explosion. Zitternd und bebend krümmte er sich vor Schmerzen, die in der Leber und in den Gedärmen wütheten,

es geschehen, daß der Bruder seinen geschlossenen Stadtwagen verweigert hatte. Das Weitere konnte Wawruch von Beethoven selbst gehört haben, doch kann keinenfalls wie weiter unten von einem „Leiterwagen" Rede sein.

und seine bisher nur mäßig aufgedunsenen Füße waren mächtig geschwollen.

Von diesem Zeitpunkte an entwickelte sich die Wassersucht; die Aussonderung wurde sparsamer, die Leber bot deutliche Spuren von harten Knoten, die Gelbsucht stieg. Ein liebevolles Zureden seiner Freunde besänftigte bald den drohenden Aufruhr und der Versöhnliche vergaß jede ihm angethane Schmach. Doch rückte die Krankheit mit Riesenschritten vorwärts. Schon in der dritten Woche stellten sich nächtliche Erstickungszufälle ein; das enorme Volum der Wasseransammlung forderte schnelle Hülfe und ich fand mich bemüßigt, den Bauchstich vorzuschlagen, um dadurch der plötzlichen Berstungsgefahr vorzubeugen. Nach ein paar Augenblicken ernsten Nachsinnens willigte Beethoven in die Operation ein, um so mehr, da der zur ärztlichen Berathschlagung erbetene Ritter von Staudenheim dasselbe Mittel als unerläßlich dringend empfahl. Der Primarwundarzt des allgemeinen Krankenhauses Mag. Chir. Hr. Seibert machte den Bauchstich mit der ihm gewöhnlichen Kunstfertigkeit, so daß Beethoven beim Erblicken des Wasserstromes mit einem freudigen Gefühle ausrief, der Operateur komme ihm wie Moses vor, der mit seinem Stabe auf den Felsen schlug und demselben Wasser entlockte. Die Erleichterung trat bald ein. Die Flüssigkeit betrug 25 Pfund, doch der Nachfluß gewiß fünfmal so viel.

Eine Unvorsichtigkeit, die den Wundverband des Nachts löste, vermuthlich um alles enthaltene Wasser schnell zu entfernen, hätte beinahe die Freude des Besserbefindens ganz verleidet. Eine heftige rothlaufartige Entzündung stellte sich ein und wies die ersten Brandspuren, doch das sorgfältigste Trockenhalten der Wundlippen setzte dem Uebel bald Schranken. Zum Glück waren die folgenden drei Operationen ohne die geringsten Anstände.

Beethoven wußte nur zu gut, daß die Paracentese nur ein Palliativmittel biete, und machte sich daher auf das erneuerte Steigen des Wassers gefaßt, um so mehr, da die regnerische kalte Winterzeit die Wiederkehr des Uebels begünstigen und

die Krankheitsursache, die in verjährten Leberleiden sowie in organischen Fehlern der Unterleibseingeweide ihren Sitz hatte, verstärken mußte.

Merkwürdig bleibt es, daß Beethoven selbst nach glücklich vollendeten Operationen selbst kein Medicament vertrug, wenn man leicht und sanft auflösende davon ausnimmt.* Die Eßlust nahm von Tag zu Tag ab und die Kraft mußte durch den oftmaligen großen Säfteverlust bedeutend schwinden. Daher kam Dr. Malfatti, der von nun an mich mit seinem Rathe unterstützte und als langjähriger Freund Beethovens vorherrschende Neigung für geistige Getränke zu würdigen verstand, auf den Einfall, Punschgefrorenes anzurathen. Ich muß eingestehen, daß die Verordnung wenigstens ein paar Tage trefflich wirkte. Beethoven fühlte sich durch das weingeisthaltige Gefrorene so mächtig erquickt, daß er gleich die erste Nacht ruhig durchschlief und mächtig zu schwitzen anfing. Er wurde munter und oft voll witziger Einfälle und träumte sogar, sein begonnenes Oratorium: „Saul und David" endigen zu können.**

Doch dauerte, was vorauszusehen war, seine Freude nicht lange. Er fing an, die Verordnung zu mißbrauchen und sprach dem Punsch wacker zu. Das geistige Getränk verursachte bald einen heftigen Andrang des Blutes nach dem Kopfe; er wurde soporös nnd röchelte, gleich einem im tiefen Rausche sich Befindenden, fing an irre zu reden, und einigemal gesellte sich ein entzündlicher Halsschmerz mit einer Heiserkeit, ja sogar Stimmlosigkeit dazu. Er wurde stürmischer, und als nun von der Verkühlung der Gedärme Kolik und Durchfall entstand, war es hoch an der Zeit ihm diese köstliche Labung zu entziehen.

* Weiter unten werden wir hören, daß Wawruch ein Uebermaß von flüssigen Medicamenten gegeben hatte, die den Magen des Kranken eben völlig verschlemmten.

** Nach endgültiger Beseitigung von Bernards „Sieg des Kreuzes" hatte er sich im Winter 1825/26 einem ihm schon lange befreundeten Dichter Chr. Kuffner wieder zugewandt, der ihm denn auch bereits im Sommer 1826 die erste Abtheilung des genannten Oratoriums übergeben hatte.

Unter so bewandten Umständen bei einer rasch zunehmenden Abmagerung und einem bedeutenden Sinken der Lebenskraft verfloß der Jänner, Februar und März. Beethoven prognosticirte in trüben Stunden des Selbstgefühls nach der vierten Paracentese seine herannahende Auflösung, und er irrte nicht. Kein Trost vermochte ihn mehr aufzurichten, und als ich ihm mit der herannahenden Frühlingswitterung Linderung seiner Leiden tröstend verhieß, entgegnete er mir lächelnd: ‚Mein Tagewerk ist vollbracht; wenn hier noch ein Arzt helfen könnte, his name shall be called wonderful!‘ — Diese betrübende Anspielung auf Händels „Messias“ ergriff mich so mächtig, daß ich in meinem Innern die Wahrheit des Ausspruches mit tiefer Rührung bestätigen mußte.*

Nun rückte der unglücksschwere Tag immer näher heran. Meine schöne und oft so schwere Berufspflicht als Arzt hieß mich, den befreundeten Dulder auf den verhängnißvollen Tag aufmerksam zu machen, damit er den Pflichten des Bürgers und der Religion Genüge leiste. Mit der zartesten Schonung schrieb ich die mahnenden Zeilen auf ein Blatt Papier (denn nur so machten wir von jeher uns einander verständlich.)** Beethoven las das Geschriebene mit einer beispiellosen Fassung langsam und sinnend, sein Gesicht glich dem eines Verklärten; er reichte mir herzlich und ernst die Hand und sagte: ‚Lassen Sie den Herrn Pfarrer rufen.‘ Nun wurde er still und nachdenkend und nickte mir sein: ‚Ich sehe Sie bald wieder,‘ freundlich zu. Bald darauf verrichtete Beethoven mit frommer Ergebung, die getrost in die Ewigkeit blickt, seine Andacht und wandte sich zu den ihn umgebenden Freunden mit den Worten: Plaudite amici, finita est comoedia!***

* Beethoven könnte hier, da er selbst nicht englisch sprach, höchstens auf die Stelle in dem betreffenden Bande von Händels Werken gewiesen haben, die ihm Stumpff geschickt und in denen er in dieser letzten Krankheit gern las. Doch bleibt die Sache immer zweifelhaft.

** Wie es mit dem „befreundet“ und dem „von jeher“ ist, wissen wir: er kannte ja Beethoven erst von dieser letzten Krankheit her.

*** Das Genauere über diese letzte Handlung werden wir weiter unten vernehmen.

Nach einigen Stunden verlor er die Besinnung, fing an komatös zu werden und zu röcheln. Am folgenden Morgen waren alle Symptome der herannahenden Auflösung da. Der 26. März war stürmisch, trüb, ein Schneegestöber mit Donner und Blitz erhob sich gegen die sechste Nachmittagsstunde. — Beethoven starb. — Würde ein römischer Augur aus dem zufälligen Aufruhr der Elemente nicht auf seine Apotheose geschlossen haben?"

XLI. Die letzten Lebenstage.

Es folge jetzt eine Reihe von Briefen, die bis auf einen — an Schott — sämmtlich an den damals in London lebenden Moscheles gerichtet und mir im Jahre 1867 von ihm selbst zur Verwerthung für die Beethovenbiographie übergeben, derweilen jedoch auch von seiner Frau in dem Buche „Aus Moscheles Leben" mitgetheilt worden sind. Der Anlaß derselben ist jene Sendung der Philharmonischen Gesellschaft in London „à conto des sich vorbereitenden Concertes" für den leidenden Meister, und ihr Inhalt erklärt sich aus ihnen wie aus dem Schlußbericht von Breuning durchaus von selbst. Zu bemerken ist nur, daß Rau Erzieher in dem Bankhause Eskeles war, das die Sendung vermittelt hatte.

1.

„Wien den 17. März 1827.

Lieber Freund,

Nach einer sehr bedeutenden Augenentzündung, die mich durch drei Wochen zwischen den vier Wänden meines Dormitoriums gefangen hielt, bin ich, Gottlob! wieder so weit hergestellt, daß ich — obschon mit Mühe und Anstrengung — die Feder wieder führen darf. Errathe, was du lesen kannst, und habe Nachsicht mit der Undeutlichkeit meiner Schrift.

Dein Schreiben, welches ich zugleich mit den für Beet-

hoven überschickten 100 Pfund empfing, setzte uns in ebenso großes Staunen als Bewunderung. Der große, in ganz Europa mit Recht verehrte, hochgepriesene Mann, der edelste, gutherzigste Mensch liegt in Wien in der größten Noth, auf seinem Krankenlager zwischen Leben und Tod! und dieß müssen wir von London aus erfahren; von dort eilt man, ihm sein Elend, seinen Kummer zu mildern, ihn mit Hochherzigkeit vor Verzweiflung zu retten.* Ich fuhr auf der Stelle zu ihm, um mich von seiner Lage zu überzeugen und ihm die bevorstehende Hülfe anzuzeigen. Es war herzzerreißend ihn zu sehen, wie er seine Hände faltete und sich beinahe in Thränen der Freude und des Dankes auflöste. Wie belohnend und beseligend wäre es für euch ihr großmüthigen Menschen gewesen, wenn ihr Zeugen dieser höchst rührenden Scene hättet sein können!

Ich fand den armen Beethoven in der traurigsten Lage, mehr einem Skelette als einem lebenden Wesen ähnlich. Die Wassersucht hat so sehr um sich gegriffen, daß er schon vier bis fünfmal abgezapft werden mußte. Er ist in ärztlicher Beziehung in den Händen des Dr. Malfatti, also gut versorgt. Malfatti gibt ihm wenige Hoffnung. Wie lange sein gegenwärtiger Zustand noch dauere oder ob er überhaupt gerettet werden kann, läßt sich nicht bestimmen. Indeß hat die Anzeige der eingetretenen Hülfe eine merkwürdige Veränderung zur Folge gehabt. Durch die freudige Gemüthsbewegung veranlaßt, sprang in der Nacht eine der vernarbten Punktionen auf und alles Wasser, das sich seit 14 Tagen [?] gesammelt hatte, floß von ihm. Als ich ihn des andern Tags besuchte, war er auffallend heiter, fühlte sich wunderbar erleichtert. Ich eilte zu Malfatti, ihn hiervon in Kenntniß zu setzen. Er hielt dieses Ereigniß für sehr beruhigend. Man wird ihm auf einige Zeit eine Hohlsonde appliciren, um diese Wunde offen zu

* Moscheles selbst hat beim Empfang auf diesen Brief geschrieben: „Ich habe jedoch viele Beweise, welche Theilnahme Beethovens gefahrvoller Zustand damals in Wien erregt hat und daß viele seiner Verehrer ihm mit Hilfe und Trost entgegen geeilt wären, wenn seine Zurückgezogenheit den Zutritt zu ihm oder seiner nächsten Umgebung nicht zu sehr erschwert hätte."

erhalten, und dem Andrange des Wassers freien Abfluß zu verschaffen. Gott gebe seinen Segen! —

Mit seiner häuslichen Umgebung und Bedienung, die in einer Köchin und einem Dienstmädchen besteht, ist Beethoven zufrieden. Sein Freund, unser bekannter, braver Schindler speiset täglich bei ihm und sorgt in dieser Beziehung sehr freundschaftlich und redlich für ihn. Schindler besorgt Beethovens Correspondenz und bestreitet so viel möglich seine Auslagen.

Hierbeiliegend empfängst Du, lieber Freund, eine von Beethoven ausgestellte Quittung über die ihm eingehändigten 1000 fl. Conv. M. Als ich ihm den Vorschlag machte, nur 500 fl. auf einmal zu übernehmen und den Rest von 500 fl. beim Herrn Baron von Eskeles in sicherer Verwahrung zu lassen, bis er ihrer bedürfe, gestand er mir offenherzig, daß er, als ihm die Unterstützung von 1000 fl. — gleichsam wie vom Himmel zufloß, er in der peinlichen Lage war, Geld aufnehmen zu müssen. Ich übergab ihm also seinem dringenden Wunsche gemäß die ganze Summe von 100 Pfund oder 1000 fl. C. M. Auf welche Art Beethoven der Philharmonischen Gesellschaft seinen Dank abzustatten gedenkt, wird er in einem eigenen Schreiben an Sie kund machen. Kannst Du Beethoven in der Folge nützlich sein und ich Dir hiezu meine Hand bieten, zähle auf meinen Eifer und meine Bereitwilligkeit. — Die ganze Familie Eskeles grüßt Dich, Deine Frau und Söhnlein eben so herzlich als ich

Dein aufrichtiger Freund

Rau.

2.

Wien den 28. März 1827.

Lieber Freund!

Beethoven ist nicht mehr; er verschied den 26. März Abends zwischen 5 und 6 Uhr unter dem herbsten Todeskampf und schrecklichen Leiden. Er war jedoch schon den Tag zuvor ohne alle Besinnung.*

* Dies ist nicht richtig, da in dem folgenden Briefe Schindler, der die meiste Zeit bei ihm war, ausdrücklich nur „beinahe stets in delirio" sagt.

Nun ein Wörtchen von seiner Verlassenschaft. Aus meinem letzten Schreiben hast Du ersehen, daß Beethoven nach seiner eigenen Aeußerung sich ohne Hülfe, ohne Geld, folglich in der größten Noth befinde. Allein bei der Inventur, bei welcher ich gegenwärtig war, fand man in einem alten, halbvermoderten Kasten sieben Stück Bankactien. Ob Beethoven sie absichtlich verheimlichte (denn er war sehr mißtrauisch und hoffte eine baldige Wiedergenesung), oder ob er es selbst nicht wußte, daß er sie besitze, ist ein Problem, das ich nicht zu lösen vermag.*

Die von der Philharmonischen Gesellschaft überschickten 1000 fl. Conv. M. fanden sich noch unberührt vor. Ich reklamirte sie Deiner Erklärung gemäß, mußte sie jedoch bis zur näheren Verfügung von der Philharmonischen Gesellschaft beim Magistrate deponiren. Daß die Leichenkosten aus diesem Gelde bestritten werden, konnte ich ohne Einwilligung von der Gesellschaft nicht zugestehen. Ich erlaube mir aber die Bitte, wenn von dort etwas erwirkt werden dürfte, daß es zu Gunsten der zwei armen Dienstleute, die den Kranken mit unendlicher Geduld, Liebe und Treue pflegten, geschehen möge, da ihrer im Testamente mit keinem Worte erwähnt wurde. Der Neffe von Beethoven ist Universalerbe.

Ueber das von der Philharmonischen Gesellschaft Beethoven zugedachte Geschenk wird Dir Herr Schindler seiner Zeit das Nähere mittheilen. Schreibe mir bald und bestimmt, was ich zu thun habe und sei von meiner Pünktlichkeit überzeugt.

Den 29. ds. wird Beethoven begraben. Es erging eine Einladung an alle Künstler, Kapellen und Theater. Zwanzig Virtuosen und Componisten werden die Leiche mit Fackeln begleiten; Herr Grillparzer hat einen äußerst rührenden Sermon verfertigt, den Herr Anschütz am Grabe sprechen wird. Ueberhaupt ist die Einleitung zu einer feierlichen, des Verstorbenen würdigen Beerdigung getroffen werden.

* Das Geld war bereits seit Jahren ausdrücklich für den Neffen bestimmt und daher für Beethoven selbst so gut wie unantastbar.

Die ganze Familie Eskeles grüßt Dich und die Deinigen, so wie ich von ganzem Herzen.

Dein Freund

Rau.

In Eile und mit anhaltenden Augenschmerzen.

3.

Wien den 4. April 1827.

Mein edler Freund!

Ich finde mich veranlaßt, abermals an Sie zu schreiben, um beiliegenden Brief an Sir Smart sicher zu wissen. Er enthält Beethovens letzten Dank an Smart, Stumpff und an die Philharmonische Gesellschaft, sowie an die ganze englische Nation, um welches er mich noch in den letzten Augenblicken seines Lebens innigst gebeten hat. Ich bitte Sie recht sehr, ihn demselben bald einzuhändigen. Herr Levisey von der englischen Gesellschaft hat die Güte gehabt, ihn gleich ins Englische zu übersetzen.

Also erst am 26. März um 3/4 auf 6 Uhr Nachmittags, während eines großen Gewitters, hauchte unser unsterblicher Freund seine große Seele aus. Vom 24. gegen Abend bis zum letzten Hauche war er beinahe stets in delirio. Allein doch vergaß er selbst in dem furchtbaren Kampfe zwischen Leben und Tod die Wohlthat der Philharmonischen Gesellschaft nicht, wenn er nur einen lichten Augenblick hatte, und pries die englische Nation, die ihm stets so viel Aufmerksamkeit bewies. Sein Leiden war unbeschreiblich groß, vorzüglich seit dem, daß die Wunde von selbst aufsprang und die Entleerung von Wasser so plötzlich erfolgte. Seine letzten Tage waren überaus merkwürdig, und sein großer Geist bereitete sich mit wahrhaft sokratischer Weisheit zum Tode. Ich werde auch wahrscheinlich dieß niederschreiben und öffentlich bekannt machen, denn es ist für seine Biographen von unschätzbarem Werth.

Das Leichenbegängniß war nur das eines großen Mannes. Bei 30,000 Menschen wogten auf der Glacis und in den

Straßen, wo der Zug gehen sollte. Kurz, dies läßt sich gar nicht beschreiben. Denken Sie an das Prater-Fest beim Congreß im Jahre 1814, und Sie haben eine Vorstellung davon. Acht Kapellmeister trugen die Enden des Leichentuches, darunter Eybler, Weigl, Gyrowetz, Hummel, Seyfried ꝛc. 36 Fackelträger, darunter Grillparzer, Castelli, Haslinger, Steiner ꝛc. Gestern war Mozarts Requiem in der Augustiner-Kirche für ihn. Die große Kirche faßte nicht alle Menschen, die sich hinein drängten. Lablache sang den Baß. Das Gremium der Kunsthändler veranlaßte diese Todtenfeier.

Sie haben den letzten Brief von Beethoven, den vom 18. März, und Schott in Mainz seine letzte Unterschrift. An mobilem Vermögen fanden sich sieben Bankaktien und einige hundert Gulden W. W. Und nun schreien und schreiben die Wiener laut und öffentlich, er bedurfte nicht die Hülfe einer fremden Nation ꝛc., bedenken aber nicht, daß Beethoven 56 Jahre alt und nervös, Ansprüche machen konnte, 70 Jahre alt zu werden. Wenn er nun jahrelang nicht arbeiten sollte, wie es ihm seine Aerzte sagten, so war er ja gezwungen eine Aktie nach der andern zu verkaufen, und wie viel Jahre konnte er denn von sieben Aktien leben, ohne in die größte Noth zu kommen! Kurz, lieber Freund! ich und Herr Hofrath von Breuning ersuchen Sie recht sehr, wenn sich diese abscheulichen Raisonnements bis nach England verbreiten, es den Manen Beethovens zu lieb zu thun und die Briefe, die Sie von Beethoven hierüber haben, in einem der gelesensten deutschen Blätter, z. B. Allgemeine Zeitung in Augsburg, öffentlich bekannt zu machen, welches die Philharmonische Gesellschaft auf ihre eigene Veranlassung thun könnte, damit man diese Scribler hier eines bessern belehre.

Die Philharmonische Gesellschaft hat die Ehre, diesen großen Mann von ihrem Gelde beerdigt zu haben, denn ohne dieses konnten wir es nicht anständig thun. Alles schrie: ‚Welche Schande für Oesterreich! Das soll man nicht umgehen lassen, Alles wird dazu beitragen,‘ allein es blieb beim Schreien. Der Musikverein beschloß den Tag nach der Beerdigung — — —

ihm ein Requiem halten zu lassen, und dieß ist alles. Wir aber vom Kärnthnerthor-Theater werden noch im Laufe des April eine große Akademie veranstalten, um ihm einen hübschen Leichenstein machen zu lassen. Noch muß ich Ihnen melden, daß der Todtengräber von Währing, wo er begraben liegt, gestern bei uns war und meldete, daß man ihm, mittelst eines Billets, welches er zeigte, 1000 fl. Conv. M. anbot, wenn er den Kopf von Beethoven an einem bestimmten Orte deponire. Die Polizei ist dieserhalb schon mit der Ausforschung beschäftigt.

Das Leichenbegängniß kostete etwas über 300 fl. C. M. — Freund Rau wird Ihnen schon darüber geschrieben haben. — Wollte die Philharmonische Gesellschaft das übrige Geld hier lassen und z. B. mir auch einen kleinen Theil davon schenken, so würde ich es als Legat von meinem Freunde Beethoven betrachten, denn ich erhalte wirklich nicht das allermindeste Andenken von ihm, sowie Niemand, denn der Tod überraschte ihn und uns, die wir um ihn waren.

Schreiben Sie mir doch nur einige Zeilen, ob Sie den Brief vom 22. Februar, 14. März und 18. März erhalten haben, und so auch Sir Smart.

Die Verwandten Beethovens haben sich gegen das Ende auf das niederträchtigste benommen; er war noch nicht ganz todt, so kam schon sein Bruder und wollte alles fortschleppen, selbst die 1000 fl. aus London, allein wir haben ihn gerade zur Thüre hinausgeworfen. Solche Scenen gingen am Sterbebette Beethovens vor.

Machen Sie doch die Philharmonische Gesellschaft auf die goldene Medaille von Ludwig XVIII. [für die Missa solennis] aufmerksam. Sie wiegt 50 Duk. und wäre das schönste Andenken an diesen großen Mann.

Also Gott befohlen! Ihr alter Freund

A. Schindler.

Hummel spielt morgen im Kärnthnerthor-Theater.

4.

Wien den 11. April 1827.

Mein edler Freund!

Sie werden erschrecken über die vielen und noch dazu dickleiben Briefe. Aber Bester! leset! und staunet! Um Ihre, unseres Freundes Beethoven und die Ehre der Philharmonischen Gesellschaft zu retten, blieb uns nichts übrig, als Ihnen alles genau und umständlich zu berichten. Schon in meinem letzten Briefe habe ich Ihnen gemeldet, daß man hier schreit und schreibt über die edle Handlung der Gesellschaft. Nun aber enthält die „Allgemeine Zeitung" einen Artikel, die jeden aufs höchste empören muß. Wir haben es für Pflicht gehalten, darauf zu antworten, und Hofrath Breuning übernahm es, diesen hier beiliegenden Artikel der Wahrheit gemäß abzufassen, und Pilat schickt ihn selbst noch heute dem Redakteur der Allgemeinen Zeitung.*

Ohne den Artikel der Allgemeinen Zeitung zu kennen, werden Sie beim Durchlesen unserer Antwort sogleich den Inhalt und den Zweck desselben errathen. Ihnen und Smart bleibt nun noch übrig, Ihre beiden Briefe ebenfalls in der Allgemeinen Zeitung bekannt zu machen, damit dieses Kanaillenvolk recht tüchtig gedemüthigt werde. Unser Aufsatz, meint Rau und Pilat, ist zu höflich; allein wir beide, Breuning und ich, dürfen keinem so die Wahrheit darüber sagen, als wir wünschen und man es der Welt schuldig wäre; denn ohnehin habe ich mir schon als Freund Beethovens und als Vertheidiger seiner Sache viele Feinde gemacht, allein es wäre niederträchtig von mir, daß ich stille schweigen sollte, wenn sein Andenken noch im Grabe beschimpft, und seine wohlmeinenden Freunde für ihr edles Bestreben sollten öffentlich angegriffen werden.

* Pilat, der bekannte Günstling Metternichs, war Redacteur des Oesterreichischen Beobachters. Die betreffenden Artikel selbst werden uns weiter unten begegnen.

Ich schrieb Ihnen schon letzthin, daß die Philharmonische Gesellschaft in ihrem Namen sich durch die Bekanntmachung Ihrer und Smarts Briefe in die Schranken stellen sollte; und so jetzt ist es nicht nur mein, sondern unser Aller Wunsch. Die Philharmonische Gesellschaft soll sagen, daß man gut in London wisse, daß Beethoven nach seiner ersten Akademie im Kärnthnerthor=Theater vor zwei [3] Jahren nach Abschlag aller Unkosten, wozu auch die 1000 fl. kommen, welche er der Administration für das Theater bezahlen mußte, nur 300 fl. W. W. übrig blieben, denn kein einziger der Abonnenten bezahlte ihm für seine Loge nur einen Heller, und nicht einmal der Hof ließ sich in dieser Akademie sehen, obwohl Beethoven unter meiner Begleitung alle Glieder des kaiserlichen Hauses gefällig einlud, die alle versprachen zu kommen und am Ende nicht nur nicht erschienen, sondern auch nicht einen Groschen ihm überschickten, welches doch bei dem allergewöhnlichsten Beneficianten nicht zu geschehen pflegt. Bei seinem zweiten Concerte im selben Monate im Redoutensaal mußte die Administration, die es für ihre Rechnung unternahm, bei 300 fl. Conv. M. darauf bezahlen, und ich hatte die größte Mühe, Beethoven abzuhalten, daß er nicht dieses Deficit von denen ihm von der Administration für dieses Concert garantirten 500 fl. Conv. M. bezahlte, indem es ihn aufs tiefste schmerzte, daß die Administration durch ihn sollte einen Schaden leiden.

Bei der Subscription für seine letzte große Messe wollte hier Niemand weder der Hof subscribiren. Und andere unzählige Niederträchtigkeiten und Erniedrigungen, die der arme Mann erfahren mußte. Dieß alles sollte jetzt bekannt gemacht werden, weil jetzt die beste Veranlassung dazu ist. Ganz Wien wußte es, daß Beethoven schon zwei, dann drei Monate krank liege, und Niemand bekümmerte sich weder um sein Befinden, noch um seine ökonomischen Verhältnisse. Hätte er also nach solchen traurigen Erfahrungen hier noch Hülfe suchen sollen? Und bei Gott! hätte die Philharmonische Gesellschaft durch ihr edles Geschenk nicht den Impuls gegeben und die Wiener aufgeregt, Beethoven wäre gestorben und so begraben worden,

wie Haydn, hinter dessen Bahre ungefähr fünfzehn Menschen gingen.*

Mit der Akademie, die der gesammte Körper unseres Theaters für das Grabmonument geben will, sieht es so aus. Der Normatag nach Ostern ist in diese Woche verlegt worden, folglich keine mehr in diesem Monat. Das Concert am Mittage zu geben, räth Weigl nicht, so wie er auch vorschlägt, diesen Plan erst im nächsten Herbste auszuführen. Allein bis dahin ist der wenige Eifer ganz erkaltet, und Niemand denkt mehr daran, etwas dafür zu thun.

Auch über die ärztliche Behandlung muß ich Ihnen etwas sagen. Gleich am Anfange der Krankheit ließ Beethoven seine früheren Aerzte bitten, sich seiner anzunehmen. Dr. Braunhofer ließ sich entschuldigen, daß ihm der Weg bis zu ihm zu weit sei und Dr. Staudenheim kam endlich nach dreitägigem Bitten, aber er blieb aus und kam nicht zum zweitenmale.** Er mußte sich daher einem Professor des allgemeinen Krankenhauses anvertrauen, den er noch auf eine höchst sonderbare Art erhielt. Nämlich der Kaffeesieder Gehringer auf dem Kohlenmarkte hatte einen kranken Dienstboten, den er gerne diesem Professoren auf seine Klinik übergeben wollte, er schrieb deßhalb diesem Professor Wawruch, daß er ihn aufnehmen möchte, und ersuchte ihn zugleich, zu Beethoven zu gehen, der einen Arzt bedarf, und nur zu sagen, er schicke ihn hin. Nach längerer Zeit konnte ich erst erforschen, daß der liebenswürdige Neffe Karl van Beethoven, während er eines Tages dort Billard spielte, dem Kaffeesieder diesen Auftrag ertheilte. Der Professor kannte weder Beethoven noch seine Natur und behandelte ihn daher ganz schulmäßig, ließ ihn die ersten vier Wochen nur allein 72 Flaschen Medicin nehmen, manchen Tag drei verschiedene,

* Haydn's Tod und Begräbniß fiel in die Tage der zweiten Occupation Wiens durch Napoleon, daher die Aufmerksamkeit auf den großen Meister nicht so wie sonst gerichtet war. Doch ist Schindlers Angabe sicher übertrieben.

** Dies ist nicht richtig. Staudenheim kam auf diese erste Aufforderung überhaupt nicht.

so daß Beethoven schon in den ersten Tagen des Jänners mehr todt als lebend war. Endlich konnte ich diesem Unheile nicht länger zusehen, und ging ohne weiteres zu Dr. Malfatti, der ehemals sein Freund war. Dieser ließ sich lange Zeit bitten und Beethoven selbst bat ihn bei dem ersten Consilio um Gottes willen sich seiner anzunehmen. Allein Malfatti wendete ein, er könne dieß aus Rücksicht für den andern Arzt nicht thun und kam die Woche ein, höchstens zweimal zum Consilio, bis in den letzten acht Tagen er erst täglich kam. Kurz, zu Ihnen kann und darf ich es sagen, Beethoven ist als Opfer der abscheulichsten Niederträchtigkeit und Unwissenheit wenigstens zehn Jahre zu früh ins Grab gegangen. Doch die nähere Aufklärung über alles dieses bleibt einer späteren Zeit vorbehalten.*

Hummel ist am 9. wieder nach Weimar zurückgereist. Er hatte seine Frau und seinen Schüler, Herrn Hiller aus Frankfurt mit hier. Letzterer grüßt Sie recht sehr, eben so auch Hummel. Die Auslagen für die Leiche sind denn jetzt beinahe beendigt und betragen bei 330 fl. Conv. M. Ich hätte Ihnen noch sehr, sehr viel zu sagen, allein ich muß schließen. Freund Lewinger grüßt Sie Beide herzlich, er ist so gütig, diesen Brief durch Rothschild zu expediren. Auch Rau grüßt Sie. Schreiben Sie uns nur recht bald. An Herrn Stumpff alles erdenkliche Schöne, und melden Sie ihm, daß es Beethovens Wille war, ihm eines seiner neuesten Werke zu dediciren. Dieß soll auch von mir geschehen, wenn wir nur einiges finden, was ganz ist. Uebrigens ein herzliches Lebewohl! von

Ihrem alten Freunde

A. Schindler.

Der Aufsatz aus der Allg. Zeitung folgt hier auch bei.

* Dieser aus der begreiflichen schmerzlichen Erregtheit des jungen Mannes hervorgehende Vorwurf ist schwerlich begründet: Beethovens ganzer Organismus war, wie wir oben sahen, bereits seit längerer Zeit unheilbar unterwühlt.

5.

Der nachfolgende Brief Schindlers erschien in der Cäcilia vom Mai 1827. Er sollte statt eines Nekrologs dienen. Denn die Verleger des Blattes waren auch Verleger der Großen Messe, der Neunten Symphonie, der Quartette Op. 127 und 131, und vor allem wegen der Messe ist hier Schindler hauptsächlich auf den letzten Act des klaren Bewußtseins bei unserem Meister, die Spende des Abendmahls zurückgekommen. Er schreibt also von Wien am 12. April 1827:

„Gerne schon hätte ich mir die Freiheit genommen, Ihnen im Namen unseres verewigten Beethoven, der mich noch auf dem Sterbebette damit beauftragte, das hier beiliegende Document zu übermachen; allein der Geschäfte gab es so viele nach dem Hinscheiden meines Freundes, daß früher an dieses gar nicht gedacht werden konnte. — Leider war es nicht möglich, dieses Document legalisiren zu lassen: in diesem Falle hätte die Unterschrift Beethovens vor Gericht geschehen müssen; und dieß war denn doch die größte Unmöglichkeit. Indessen ersuchte Beethoven Herrn Hofrath von Breuning und mich, selbes als Zeugen mitzufertigen, weil wir beide zugegen waren. Und so, glauben wir, wird es auch seine erforderlichen Dienste thun. — Bemerken muß ich Ihnen aber noch, daß Sie in diesem Documente die letzte Unterschrift dieses unsterblichen Mannes besitzen; denn dieß war sein letzter Federzug.*

Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen zugleich etwas aus den letzten Stunden seines Bewußtseins (nämlich am 24. März von früh bis gegen 1 Uhr Nachmittags) zu melden, da es

* Hofrath von Breuning, der Bonner Jugendfreund des Meisters, wird uns noch ganz zuletzt auch persönlich begegnen. Das „Document“ war die Bestätigung des Eigenthumsrechtes von Op. 131, bei dem damaligen verlegerischen „Raubschützenwesen“ eine nur zu wichtige Sache. Doch wenn dort Schindler dieses Quartett „sein letztes“ nennt, so irrt er. Es war nach demselben noch jenes Op. 135 entstanden, dessen Adagio Beethovens Schwanengesang ist.

gerade für Sie, meine Herren, von nicht geringem Interesse sein dürfte.

Nachdem ich am Morgen des 24. März zu ihm kam, fand ich sein ganzes Gesicht zerstört und ihn so schwach, daß er sich, mit größter Anstrengung, nur mit höchstens zwei bis drei Worten verständlich machen konnte. Gleich darauf kam der Ordinarius [Professor Dr. Wawruch], der, nachdem er ihn einige Augenblicke beobachtete, zu mir sagte: Beethoven gehe mit schnellen Schritten der Auflösung nahe! Da wir nun die Sache mit seinem Testamente schon tags vorher, so gut es immer ging, beendigt hatten, so blieb uns nur noch Ein sehnlicher Wunsch übrig, ihn mit dem Himmel auszusöhnen, um auch der Welt zugleich zu zeigen, daß er als wahrer Christ sein Leben beendigte. Der Professor Ordinarius schrieb ihm also auf und bat ihn im Namen aller seiner Freunde, sich mit den heiligen Sterbsacramenten versehen zu lassen, worauf er ganz ruhig und gefaßt antwortete: „Ich will's!' — Der Arzt ging fort und überließ mir, dieß zu besorgen. Beethoven sagte mir dann: ‚Ich bitte Sie nur noch um das, an Schott zu schreiben und ihm das Document zu schicken. Er wird's brauchen. Und schreiben Sie ihm in meinem Namen, denn ich bin zu schwach: ich laß ihn recht sehr bitten um den versprochenen Wein. — Auch nach England schreiben Sie, wenn Sie heute noch Zeit haben.'

Der Pfarrer kam gegen 12 Uhr und die Function ging mit der größten Auferbauung vorüber; — und nun erst schien er an sein letztes Ende selbst zu glauben, denn kaum war der Geistliche draußen, als er mir und dem jungen Herrn von Breuning [Sohn des Hofraths] sagte: ‚Plaudite amici, comœdia finita est! [Klatscht Beifall, ihr Freunde, das Schauspiel ist zu Ende!] — Habe ich's nicht immer gesagt, daß es so kommen wird?' — Darauf bat er mich nochmals, nicht an Schott zu vergessen und auch der Philharmonischen Gesellschaft nochmals in seinem Namen für das große Geschenk zu danken mit dem Beisatze, daß die Gesellschaft ihm seine letzten Lebenstage erheitert habe und daß er noch am Rande des Grabes der Ge-

sellschaft und der ganzen englischen Nation danken werde. Gott wolle sie segnen! u. dgl.

In diesem Augenblicke trat der Kanzleidiener des Herrn Hofrath von Breuning mit dem Kistchen Wein und dem Tranke, von Ihnen geschickt, ins Zimmer. Dieß war gegen $^3/_4$ auf 1 Uhr. Ich stellte ihm die zwei Bouteillen Rüdesheimer und die andern zwei Bouteillen mit dem Tranke auf den Tisch zu seinem Bette. Er sah sie an und sagte: ‚Schade! — Schade! — — zu spät!!' — Dieß waren seine allerletzten Worte. Gleich darauf verfiel er in solche Agonie, daß er keinen Laut mehr hervorbringen konnte.

Gegen Abend verlor er das Bewußtsein und fing an zu phantasiren. Dieß dauerte fort bis den 25. abends, wo schon sichtbare Spuren des Todes sich zeigten. Dennoch endete er erst den 26. um $^3/_4$ auf 6 Uhr abends.

Dieser Todeskampf war furchtbar anzusehen, denn seine Natur überhaupt, vorzüglich seine Brust, war riesenhaft. Von Ihrem Rüdesheimer Wein genoß er noch löffelweise bis zu seinem Verscheiden. So theile ich Ihnen mit Wenigem die drei letzten Lebenstage unseres unvergeßlichen Freundes mit."

XLII. Der letzte Augenblick.

Wir besaßen bisher keinerlei Nachricht über den allerletzten Augenblick Beethovens, als daß der Componist Anselm Hüttenbrenner ihm „die Augen zugedrückt." Es ist ein Verdienst des emsigen Beethovenforschers A. W. Thayer, daß er diesen trefflichen Mann, der auf die erste Nachricht von Beethovens tödtlicher Krankheit hin von seinem Geburtsort Gratz nach Wien geeilt war, um den theuren Meister noch einmal zu sehen, veranlaßt hat, diese letzte Begegnung mitzutheilen. Hüttenbrenner war ursprünglich für das Kloster bestimmt, aber dann aus Neigung zur Musik übergegangen und dürfte sich

insofern ebenfalls einen Schüler Beethovens nennen, als der Meister in früheren Zeiten manchmal Compositionen von ihm durchgesehen hatte. Nach Hüttenbrenners Tode theilte nun die Gratzer „Tagespost" vom 23. Oktober 1868 Folgendes mit:

„Wir erhalten vom Herrn Hauptmann Peter Hüttenbrenner, dem Sohne des berühmten Tondichters Anselm Hüttenbrenner, folgende Mittheilung: ‚Unter den Manuscripten meines Vaters habe ich einen höchst interessanten Fund gemacht. Es ist dieß ein Brief an den Consul der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Alexander W. Thayer, betreffend die letzten Lebensmomente van Beethovens.

Dieser Brief ist in Abschrift vorhanden und ich glaube, obwohl in demselben gesagt ist, daß van Beethovens Sterbemomente nur dem besagten Consul mitgetheilt worden, keine Indiscretion mehr zu begehen, wenn ich nach dem Tode meines Vaters den wirklichen Sachverhalt, der in der musikalischen Welt so verschiedenartig geschildert wird, nunmehr der Oeffentlichkeit übergebe. Der Brief lautet:

Hallerschloß zu Gratz am 20. August 1860.

Euer Wohlgeboren!

Sehr lieber und geehrter Freund!

Ihr werthes Schreiben aus Wien vom 17. Juli d. J. hat mich sehr erfreut. Obschon mir das Correspondiren nicht mehr so leicht von statten geht, wie vor 30 Jahren, und ich mich ungerne an traurige Begebenheiten erinnere, in die ich einst mitverflochten war, so will ich doch Ihrem Wunsche nachkommen und über Beethovens letzte Momente als Augenzeuge so viel zu Papier bringen, als mir nach 33 Jahren in noch ziemlich deutlicher Erinnerung verblieben ist. Oft wollte ich über diesen Gegenstand einen Aufsatz in irgend ein Blatt liefern, kam aber nie zur Ausführung dieses Vorhabens, weil ich mir selbst so viel als möglich ausweiche und höchst ungern von mir und meinen Erlebnissen eine Erwähnung mache.

Als ich am 26. März 1827 gegen 3 Uhr Nachmittags in Beethovens Schlafzimmer trat, fand ich da den Herrn Hofrath

Breuning, dessen Sohn und die Frau van Beethoven, Gattin des Johann van Beethoven, Gutsbesitzers und Apothekers aus Linz, dann meinen Freund Josef Teltscher, Porträtmaler.

Ich glaube, daß auch Herr Professor Schindler anwesend war. Genannte Herren verließen nach einer Weile den mit dem Tode ringenden Tondichter und hegten wenig Hoffnung, ihn bei ihrer Wiederkehr noch lebend anzutreffen.*

In den letzten Lebensaugenblicken Beethovens war außer der Frau van Beethoven und mir — Niemand im Sterbezimmer anwesend. Nachdem Beethoven von 3 Uhr Nachmittag an, da ich zu ihm kam, bis nach 5 Uhr röchelnd im Todeskampfe bewußtlos dagelegen war, fuhr ein von einem heftigen Donnerschlage begleiteter Blitz hernieder und erleuchtete grell das Sterbezimmer (vor Beethovens Wohnhause lag Schnee). Nach diesem unerwarteten Naturereignisse, das mich gewaltig frappirte, öffnete Beethoven die Augen, erhob die rechte Hand und blickte starr mit geballter Faust mehrere Sekunden lang in die Höhe mit sehr ernster, drohender Miene, als wollte er sagen: „Ich trotze euch, ihr feindlichen Mächte! Weichet von mir! Gott ist mit mir!' Auch hatte es den Anschein, als wollte er wie ein kühner Feldherr seinen zagenden Truppen zurufen: ‚Muth, Soldaten! Vorwärts! Vertrauet auf mich! Der Sieg ist uns gewiß!'

Als er die erhobene Hand wieder aufs Bett niedersinken ließ, schlossen sich seine Augen zur Hälfte. Meine rechte Hand lag unter seinem Haupte; meine Linke ruhte auf seiner Brust. Kein Athemzug, kein Herzschlag mehr! Des großen Tonmeisters Genius entfloh aus dieser Trugwelt ins Reich der Wahrheit. Ich drückte dem Entschlafenen die halbgeöffneten Augen zu, küßte dieselben, dann auch Stirne, Mund und Hände. Frau van Beethoven schnitt auf mein Ersuchen eine Haarlocke vom Haupte des Dahingeschiedenen und übergab sie mir zum heiligen Angedenken an Beethovens letzte Stunde.

* Schindler und Breuning gingen zum Währinger Friedhof, um eine Grabstätte für den bereits aufgegebenen Freund zu wählen.

Darauf eilte ich tief bewegt in die Stadt, theilte dem Herrn Tobias Haslinger die Nachricht von Beethovens Tode mit und kehrte nach einigen Stunden in meine Heimat Steiermark zurück.

Beethovens Persönlichkeit war mehr abstoßend als anziehend, doch der hohe Geist, der in seinen wunderherrlichen Tonschöpfungen weht, macht auf das Gemüth jedes höher gebildeten Musikfreundes einen gewaltigen, unwiderstehlichen, magischen Eindruck. Man muß Beethoven hochachten, lieben und bewundern!

Es ist nicht wahr, daß ich Beethoven gebeten haben solle, sich mit den Sterbsacramenten versehen zu lassen; wohl aber veranlaßte ich auf Ersuchen der Gattin des verstorbenen Musikverlegers Herrn Tobias Haslinger, daß Beethoven von Jenger und von der Gutsbesitzerin Frau van Beethoven auf die zarteste Weise gebeten wurde, sich durch den Genuß des h. Abendmahles zu stärken. Daß Beethoven zu mir (der ich bei dem Ausspenden der Sterbsacramente am 24. März 1827 Vormittag gar nicht zugegen war) die Worte: ‚Plaudite amici! Comœdia finita est!' gesprochen haben solle, ist eine reine Erfindung. Auch zu Anderen hat Beethoven sicherlich keine solche, seinem biederen Charakter zuwiderlaufende Aeußerung gethan. Wohl aber erzählte mir Frau van Beethoven am Todestage ihres Schwagers, daß er nach dem Empfange der Sterbsacramente zum Pfarrer gesprochen habe: ‚Geistlicher Herr! Ich danke Ihnen! Sie haben mir Trost gebracht!'*

Das muß ich übrigens dem Herrn Johann van Beethoven und seiner Gattin, sowie dem Herrn Professor Schindler nachrühmen, daß sie gegen mich sehr freundlich und gefällig waren.

In der Anhoffnung, Sie geehrtester Freund! vor Ihrer Rückreise nach Amerika noch einmal in Gratz zu sehen und zu

* Das Organ, durch welches die Bitten aller dieser Freunde ausgeführt wurde, war wie wir sahen, sein ordinirender Arzt Dr. Wawruch, der ursprünglich Theologe gewesen war. Daß Beethoven die Worte „Plaudite amici" wirklich gesagt, vernahmen wir wiederholt oben. Nur sind sie nicht entfernt, wie Hüttenbrenner annimmt, auf jenen Act des letzten Bewußtseins zu beziehen, der ja im Gegentheil „in der größten Auferbauung" vor sich ging.

umarmen, verbleibe ich mit vorzüglicher Hochachtung Ihr treu ergebenster Freund

Anselm Hüttenbrenner m. p.

Nachschrift. Wollen Sie nun, verehrter Freund! sich mit dem begnügen, was ich Ihnen — und nur Ihnen — über Beethoven in diesem Briefe mittheile. Es sind wahrscheinlich die letzten Zeilen, die ich in musikalischer Beziehung schreibe."

XLIII. Die Bestattung.

Ueber das Leichenbegängniß Beethovens brachten die Briefe von Rau und Schindler bereits einige Nachricht. Es erscheint aber erwünscht, dasselbe nach seinen Hauptzügen genau kennen zu lernen, weil man hierin doch eine Art von Maßstab für die persönliche Schätzung besitzt, die Beethoven bei der Menge in seiner zweiten Vaterstadt Wien genoß, und da kommt uns ein bisher unbeachteter Correspondenzbericht entgegen, der als „Außerordentliche Nachricht aus Wien" in der von Th. Hell (Winkler) und dem Freischützdichter F. Kind in Dresden herausgegebenen „Abendzeitung" vom April 1827 steht. Derselbe lautet:

„Der geniale Beethoven ist nicht mehr. Am 26. März abends nach halb 6 Uhr (als das um diese Jahreszeit ungewöhnliche Schauspiel eines Gewitters statt hatte) befreite sich sein großer Geist von den Fesseln des Staubes und flog seiner Heimat zu. Er litt in den letzten Tagen unaussprechlich (an der Wassersucht) und sehnte sich selbst nach Auflösung. Nichts über das, was er als Tondichter geleistet, sein Ruhm ertönt in der ganzen Welt und sein Name wird, so lange Töne hallen, neben jenem Mozarts genannt werden. Glänzt er schon jetzt als Einer der ersten Componisten (besonders was die Instrumentalcomposition anlangt), wie wird er erst strahlen, wenn die Zeit, der er voraus geeilet ist, seinen erhabenen Ideen und

seiner künstlichen Verflechtung nachgehinkt sein wird! Was jetzt von seinen letztern Werken noch als hyperkünstlich gilt, wird einst in ganzer Klarheit hervortreten, wenn die Musik auf jenem Standpunkte stehen wird, den dieser große Mann bereits erreicht hat. Hier nur Einiges über seinen Zustand, seine letzten Augenblicke und sein feierliches Leichenbegängniß, theils zur Berichtigung von Irrungen und theils um zu beweisen, wie Wien den großen Mann noch im Tode ehrte.

Daß Beethoven eine Unterstützung von hundert Pfund von Seite der Philharmonischen Gesellschaft zu London erhalten hat, ist wahr, daß aber Beethoven dieses Geschenk (wie jene edlen Männer vielleicht glauben mögen) nothwendig bedurfte, ist falsch. Beethoven genoß von Seite des kunstliebenden Erzherzogs Rudolph, Cardinals zu Olmütz, und der Herren Fürsten Kinsky und Lobkowitz eine stabile Pension von 3500 fl. W. W. bis zu seinem Tode. Rechnet man nun noch dazu, wie gern und wie theuer ihm seine Compositionen bezahlt wurden, deren er sehr viele schrieb, denn er war sehr fleißig, so wird man begreifen, daß er als einzelner Mensch (er war unverheirathet) nicht darben durfte. Dieß beweiset auch seine Verlassenschaft, in welcher sich 7 Bankactien und 2000 fl. in baarem Gelde vorfanden (zum Course beiläufig 20,000 fl. W. W.) *

Zu seinem Erben hat er seinen Neffen eingesetzt, der Militär ist. Auf die noch vorhandenen Originalpartituren schrieb er mit eigener Hand, daß er sie einem seiner Freunde hinter-

* Daß gleichwohl Beethovens Lage an Noth grenzte, wird uns eben der Schlußbericht aus der Allgemeinen Zeitung erweisen, und man erkennt auch hier wieder, wie sehr vonnöthen derselbe gegen das allgemeine Vorurtheil war. Auch die Honorirung der Werke, wenn sie gleich die bei anderen Componisten zum Theil überstieg, entsprach doch nicht entfernt weder ihrem Werthe noch Beethovens dabei aufgewendeter Zeit und Kraft. Es ist nothwendig, dieser Sache sich klar bewußt zu werden, denn bisher hat unsere Nation ihre wirklich großen Geister weder nach Werth und Würde zu ehren noch zu entschädigen gewußt. Das klingt hart und mag manchen Widerspruch erfahren, ist aber dennoch nur die einfache, historisch begründete Wahrheit. „Beethovens Leben“ bringt dafür bei unserm Mann die Beweise.

lasse, der besonders in seiner letzten Zeit (wo ihm seine Harthörigkeit den Umgang mit Menschen beschwerlich machte) mit Rath und That zur Hand ging. *

Am Tage vor seinem Tode hörte man ihn noch lächelnd ausrufen: ‚Plaudite amici, comœdia finita est!‘ — Sein Leichnam wurde secirt.

Als die Trauernachricht von dem Tode des großen Mannes erschollen war, vereinigten sich sogleich alle Freunde und Verehrer des Erblaßten, um ihn im Tode noch nach ihren Kräften zu ehren. — An deren Spitze standen die Herren Haslinger, Piringer, Aßmayer und Schindler. Einladekarten zum Leichenbegängnisse wurden gedruckt und ausgegeben. Haslinger fand eine Composition Beethovens auf vier Posaunen vor, welche der Verstorbene im Jahre 1818 [?] in Linz componirt hatte. Capellmeister Seyfried setzte dieselbe Melodie auch für Singstimmen und legte die Worte des Miserere darunter, so daß das Musikstück beim Trauerzuge abwechselnd geblasen und gesungen werden konnte. **

Grillparzer verfaßte eine Leichenrede auf den Verstorbenen, welche der Künstler Anschütz an der Leiche vortragen sollte. Baron von Schlechta und Castelli verfaßten Gedichte, welche beim Leichenbegängnisse ausgetheilt werden sollten. Professoren und Dilettanten aller Künste drängten sich zu, dem Hochverehrten die letzte Ehre zu erweisen.

Der Tag des Leichenbegängnisses erschien. Von Stadt und Vorstädten wallten die Leute in Strömen zu dem Hause am Glacis, wo der Verstorbene wohnte. Der Platz vor dem Hause und der große Hof desselben waren so vollgepfropft, daß diejenigen, welche die Trauerfeier verherrlichen sollten, nur mit der größten Mühe ins Haus kommen konnten, und also war auch die ganze Strecke vom Hause bis zur Kirche mit Menschen

* Von einer solchen Handlung ist sonst nirgend eine Spur vorhanden und daher auch nicht viel zu halten.

** Es waren sogenannte Equale, welche Beethoven bei einem Aufenthalte bei seinem Bruder in Linz im Jahre 1812 dem dortigen Domcapellmeister Glöggl für den Allerseelentag componirt hatte.

angefüllt, so daß man die herbeigeströmte Volksmenge gering auf 20,000 anschlagen kann. *

Während der Leichnam noch im Zimmer aufgestellt war, drängten sich die Leute hinauf, um den Verehrten noch einmal zu sehen, und mit Scheeren versehen, schnitten ihm viele seine grauen Haare ab. Man wußte sich nicht anders zu helfen, als den Sarg so schnell als möglich schließen und in den Hof tragen zu lassen. Hier unten balgte man sich um die ausgetheilten Gedichte.

Um halb 4 Uhr erschien die Geistlichkeit. 12 Sänger sangen erst am Sarge ein kurzes deutsches Lied von Anselm Weber und dann bewegte sich der Leichenzug.** Ihn eröffnete das Grundspital und die Lehrlinge des Musikvereins, dann folgte die Geistlichkeit, hinter dieser kamen 4 Posaunisten und 16 Sänger, welche wechselweise das Miserere nach Beethovens oben bemerkter Composition anstimmten. Dann folgte der Sarg, getragen von 6 [?] Sängern des Hofoperntheaters; die weißen Bänder, welche vom Sarge herabhingen, hielten 6 Kapellmeister, die Herren Eybler, Weigl, Hummel (eben hier anwesend), Seyfried, Kreutzer, Gyrowetz.***

Zu beiden Seiten des Sarges gingen in weiterer Reihe 36 Fackelträger, worunter sich die bekanntesten Künstler unserer Stadt befanden. Ich nenne davon hier nur die Sänger Lablache, David und Monelli, die Dichter Grillparzer, Bernard und Castelli, die Professoren Mayseder, Böhm und Merk. Hinter der Bahre schlossen sich viele Honoratioren als Begleiter an.

Der Zug bewegte sich so langsam durch die wogende Zu-

* Es ist hierbei zu erwähnen, einmal, daß der 29. März 1827 ein überaus schöner warmer Frühlingstag war und daß obendrein naturgemäß manches zu erwarten stand, was Auge und Ohr der Menge reizen konnte.

** Der Gesang war Schillers „Rasch tritt der Tod den Menschen an" und er wurde ausgeführt von 8 Operisten des Kärthnerthortheaters, die dann auch den Sarg trugen.

*** Es waren ihrer 8 Kapellmeister, die zwei fehlenden sind Gänsbacher und Würfel.

schauermenge, daß er den Weg vom Hause bis zur Kirche, beiläufig 500 Schritte, erst in $1\frac{1}{2}$ Stunden zurücklegen konnte. In der Kirche sangen die Sänger das Libera aus Mozarts Requiem gezogen und bloß für Vocalstimmen eingerichtet. * Dann wurde der Sarg in den Leichenwagen gelegt und auf den Kirchhof geführt, begleitet von wenigstens 200 Wagen. Auf dem Kirchhofe war das Gedränge wo möglich noch größer. Der Sarg wurde abgesetzt. Anschütz hielt eine Rede, welche alle Gemüther ergriff, dann wurde der Sarg in die Grube hinabgelassen und ihm von Herrn Hummel ein Lorbeerkranz nachgeworfen. Die einzelnen Blätter zweier anderer Lorbeerkränze wurden unter die Umstehenden vertheilt. Viele nahmen sich Erde von dem frischen Grabe, um dieselbe mit nach Hause zu bringen. Auf diese Art schloß ein Trauerfest, welches gewiß die ganze musikalische Welt mit uns theilt. — Nächster Tage werden in den ersten Kirchen feierliche Todtenämter für den Verblichenen abgehalten werden.

Man spricht von Concerten, deren Ertrag zur Errichtung eines Denkmals verwendet werden wird, und der Hofsilberarbeiter Kern wird eine Medaille auf Beethoven prägen. Er aber, der Große, wird leben für alle Zeit.

Wer, wie er, der Zeit ist vorgeeilt,
Den ereilt die Zeit zerstörend nicht." **

* Das Libera me (Befreie mich Herr vom ewigen Tode) war eine zum Gebrauche bei Aufführung des Mozart'schen Requiems von J. von Seyfried geschriebene Composition für vier Singstimmen, also nicht von Mozart selbst.

** Da dies Letztere der Schluß eines Gedichtes von Castelli auf Beethovens Leichenbegängniß ist, das ebenfalls in diesem Abendblatt mitgetheilt wird, so hat auch wohl er für den Verfasser des ganzen Berichtes zu gelten.

XLIV. Die Grabrede.

Nicht fehlen darf in einer Sammlung der zeitgenössischen Erinnerungen an Beethoven die mehrerwähnte Rede, welche Grillparzer auf seine Beerdigung dichtete und die der große Schauspieler Anschütz vor dem Friedhofthore zu Währing zu den versammelten Freunden gehalten hat. Ist sie doch mehr eine persönliche Erinnerung als ein volles Bild des Geistes und der Kunst unseres Meisters!

Grillparzer selbst erzählt, wie Schindler zwei Tage vor Beethovens Tode zu ihm gekommen sei und im Namen von Beethovens Freunden eine Rede von ihm verlangt habe. „Ich war um so mehr erschüttert, als ich kaum etwas von der Krankheit wußte [!],“ erzählt er, „suchte jedoch meine Gedanken zu ordnen, und des andern Morgens fing ich an, die Rede niederzuschreiben. Ich war in die zweite Hälfte gekommen, als Schindler wieder eintrat, um das Bestellte abzuholen, denn Beethoven sei eben gestorben. Da that es einen starken Fall in meinem Innern, die Thränen stürzten mir aus den Augen, und wie es mir auch bei sonstigen Arbeiten ging, wenn wirkliche Rührung mich übermannte: ich habe die Rede nicht in der Prägnanz vollenden können, in der sie begonnen war.“

Wir geben dieselbe, so wie sie in Grillparzers „Sämmtlichen Werken“ steht, denn so hat er sie gemeint. Sie lautet:

„Indem wir hier am Grabe dieses Verblichenen stehen, sind wir gleichsam die Repräsentanten einer ganzen Nation, des deutschen gesammten Volkes, trauernd über den Fall der einen hochgefeierten Hälfte dessen, was uns übrig blieb von dem dahingeschwundenen Glanz heimischer Kunst, vaterländischer Geistesblüthe. Noch lebt zwar — und möge er lange leben! — der Held des Sanges in deutscher Sprache und Zunge; aber der letzte Meister des tönenden Liedes, der Tonkunst holder Mund, der Erbe und Erweiterer von Händel und Bachs, von Haydn und Mozarts unsterblichem Ruhme hat ausgelebt,

und wir stehen weinend an den zerrissenen Saiten des verklungenen Spiels.

Des verklungenen Spiels! Laßt mich ihn so nennen! Denn ein Künstler war er, und was er war, war er nur durch die Kunst. Des Lebens Stacheln hatten tief ihn verwundet, und wie der Schiffbrüchige das Ufer umklammert, so floh er in deinen Arm, o du des Guten und Wahren gleich herrliche Schwester, des Leides Trösterin, von oben stammende Kunst! Fest hielt er an dir, und selbst als die Pforte geschlossen war, durch die du eingetreten bei ihm und sprachst zu ihm, als er blind geworden war für deine Züge, durch sein taubes Ohr, trug er noch immer dein Bild im Herzen, und als er starb, lag's noch auf seiner Brust.

Ein Künstler war er, und wer steht auf neben ihm? Wie der Behemoth die Meere durchstürmt, so durchflog er die Grenzen seiner Kunst. Vom Girren der Taube bis zum Rollen des Donners, von der spitzfindigsten Verwebung eigensinniger Kunstmittel bis zu dem furchtbaren Punkt, wo das Gebildete übergeht in die regellose Willkür streitender Naturgewalten, alles hatte er durchmessen, alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortsetzen, er wird anfangen müssen, denn sein Vorgänger hörte nur auf, wo die Kunst aufhört.*

Adelaide und Leonore! Feier der Helden von Vittoria und des Meßopfers demüthiges Lied! — Kinder ihr der drei- und vier-getheilten Stimmen! brausende Symphonie: „Freude schöner Götterfunken," du Schwanengesang! Muse des Lieds und des Saitenspiels: stellt euch rings um sein Grab und bestreut's mit Lorbeeren!**

* Daß dieses Wort des Poeten sich nicht bewahrheitet hat, ist unser Trost und unser Stolz zugleich. Denn heute steht „Bayreuth" vor uns da, und wer will sagen, daß in ihm nicht dieser Beethoven voll wiederaufgelebt! —

** Daß Grillparzer die Neunte Symphonie den „Schwanengesang" nennt, bezeugt wie fern auch er diesem künstlerischen Schaffen stand. Denn die mächtigen Quartette Opp. 127, 132 und 130 waren damals schon in Wien öffentlich aufgeführt und auch viel besprochen worden. Und es folgten dann noch das Cismollquartett Op. 131 und jenes Op. 135, das erst wirklich Beethovens Schwanengesang enthielt.

Ein Künstler war er, aber auch ein Mensch, Mensch in jedem, im höchsten Sinn. Weil er von der Welt sich abschloß, nannten sie ihn feindselig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weiß, der flieht nicht! Die feinsten Spitzen sind es, die am leichtesten sich abstumpfen und biegen oder brechen!

Das Uebermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus! Er floh die Welt, weil er in dem ganzen Bereich seines liebenden Gemüths keine Waffe fand, sich ihr zu widersetzen. Er entzog sich den Menschen, nachdem er ihnen alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein zweites Ich fand. Aber bis an sein Grab bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut der ganzen Welt.

So war er, so starb er, so wird er leben für alle Zeiten!

Ihr aber, die ihr unserem Geleite gefolgt bis hierher, gebietet eurem Schmerz! Nicht verloren habt ihr ihn, ihr habt ihn gewonnen. Kein Lebendiger tritt in die Hallen der Unsterblichkeit ein. Der Leib muß fallen, dann erst öffnen sich ihre Pforten. Den ihr betrauert, er steht von nun an unter den Großen aller Zeiten, unantastbar für immer. Drum kehrt nach Hause, betrübt, aber gefaßt! Und wenn euch je im Leben, wie der kommende Sturm, die Gewalt seiner Schöpfungen übermannt, wenn euer Entzücken dahinströmt in der Mitte eines jetzt noch ungeborenen Geschlechts, so erinnert euch dieser Stunde und denkt: wir waren dabei, als sie ihn begruben, und als er starb, haben wir geweint!“

XLV. Die Ehrenrettung.

Wir vernahmen ausführlich von der Bitte Beethovens nach London um Unterstützung in seiner trüben Lage auf dem letzten Krankenbette. Die Ursachen und den Anlaß dieses Schrittes hat in vollem Zusammenhange die Biographie selbst näher aufgedeckt. Es spielt dabei jene Entgegnung eine Rolle, die sein Freund Breuning in die Augsburger „Allgemeine Zeitung" vom Jahre 1827 geschrieben. Mit ihr, als einem würdigen Freundesgruß und einem letzten Ueberblick über das Wesen und Thun unseres Meisters selbst also schließen wir dieses sein Bild in der Anschauung seiner Zeitgenossen.

Am 4. April 1827 hatte nämlich jene Zeitung das Nachfolgende gebracht:

„Wien, 30. März. Gestern Abends erfolgte die feierliche Beisetzung der Leiche des tief betrauerten Beethoven unter außerordentlich großem Zuströmen des Volks. Die Herren Grillparzer, Castelli und das sämmtliche Personal der Hofbühne und des Operntheaters begleiteten den Zug in die Kirche und von da zur Ruhestätte, wohin zugleich eine unabsehbare Reihe von Wagen folgte. Das Publikum empfindet den Verlust dieses großen Tonsetzers auf das Lebhafteste, und es war nicht wenig befremdet, als man aus London erfuhr, daß Herr Moscheles, welcher doch selbst Gelegenheit hatte, zu erfahren, wie sehr die musikliebende Kaiserstadt Talente dieser Art zu unterstützen pflegt, sich erlaubt hatte, in London eine Collekte für den Verstorbenen zu veranstalten. Ein allgemeiner Unwille bemächtigte sich bei dieser Nachricht der Gemüther. Der Verstorbene bedurfte einer solchen Beisteuer nicht, und Niemand war befugt, einer die Künste aller Art unterstützenden Regierung und einem so kunstsinnigen Publikum auf diese Art zuvor zu eilen. Es bedurfte nur eines Wortes und Tausende wären Beethoven zugeströmt.

Allein man achtete ihn zu hoch und wußte überdieß, daß er Jahrgehalte von Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Rudolph und von mehreren Familien des hohen Adels genoß. Wahre Künstler Oesterreichs haben bei dem regen Sinne unserer Regierung und unseres Publikums für alles Gute und Schöne gewiß nicht nöthig, sich an die gerühmte brittische Großmuth zu wenden, welche erst neuerlich Maria von Weber durch Erfahrung kennen lernte. Beethoven selbst dachte am wenigsten daran."

Darauf entgegnete nun der Hofrath von Breuning in der würdigsten und ebenso wahrheitsgetreuen wie echten Freundesweise das Nachstehende, das eine wirkliche Ehrenrettung für unsern Meister bildet und zugleich ihn uns noch einmal nach seiner ganzen Art und Eigenthümlichkeit vorführt:

„Der in der Allgemeinen Zeitung vom 4. April l. J. Nr. 94 enthaltenen Nachricht von dem am 29. März mit der größten öffentlichen Theilnahme hier gefeierten Leichenbegängnisse des verewigten Beethoven, folgen über ein diesem großen Tondichter von der Philharmonischen Gesellschaft in London zugesendetes Geschenk Bemerkungen der Art, daß man dadurch zu dem Doppelschlusse gezwungen wird: entweder dem Verfasser derselben waren alle Verhältnisse der Sache ganz unbekannt, und dann hätte er darüber zu schreiben sich billig enthalten sollen, oder die Bemerkungen sollen absichtlich eine edle Handlung verunglimpfen, unter dem scheinbaren Schilde eines vaterländischen Sinnes, weil die edle Handlung im Auslande geschah.

Nichts verwundet das Gefühl besserer Menschen empfindlicher, als eine solche absichtliche Herabsetzung einer edlen Handlung, der einzigen Sühne für so vieles Gemeine und Niedrige, was die menschliche Natur nur zu oft im Leben entwürdigt.

Damit daher jenem Geschenke der Philharmonischen Gesellschaft an den verewigten Beethoven das gebührende Verdienst auch in dem öffentlichen Anerkenntnisse bleibe, folgt hier die treueste Herzählung der Thatsachen und Verhältnisse, wie die besten Freunde des Verewigten sie verbürgen und mit Documenten belegen können.

Beethoven hatte bei seinem großen musikalischen Genie und, wer ihn kannte, wird und muß hinzusetzen, bei seinem auch sonst großen und gebildeten Geiste und seltenen tiefen Gemüthe, von Jugend an eine wahre Unbeholfenheit in allem, was zur Besorgung ökonomischer und Rechnungsangelegenheiten gehört.

Sein häusliches Leben und eigenes Haushalten, in das er seit dem unglücklichen gänzlichen Verluste des für ihn edelsten Sinnes, des Gehörs, seit mehr als einem Decennium, sich bis zur Verborgenheit zurückgezogen hatte, war dadurch für ihn viel kostspieliger, als es für jeden andern gewesen sein würde, ungeachtet er dabei der meisten, fast überall gewöhnlichen Bequemlichkeiten, jedweder äußern Zierde aber ganz entbehrte.

Hierzu kamen die bedeutenden Kosten der mit liebendem Sinne übernommenen Erziehung seines vom Vater — seinem Bruder — verwaisten Neffen Karl, und manche Unglücksfälle, welche dem nur für seine Kunst Lebenden die frühern Früchte seiner Arbeiten wieder geraubt hatten.

So traf ihn unvermuthet seine letzte schwere und tödtliche Krankheit, zu einer Zeit, wo das Gesammtgeldersparniß seines Künstlerlebens und Wirkens in einem lediglich noch aus der Epoche des Congresses und den von mehreren Monarchen für die von ihm componirte Große Messe erhaltenen Geschenken herstammenden kleinen Capitale bestand, welches, obschon es durch den gestiegenen Kurs der öffentlichen Effekten beinahe auf das Doppelte seines ursprünglichen Werthes sich vermehrt hatte, dennoch, selbst seine auf 1360 fl. C. M. sich belaufenden Jahrgehalte mit eingerechnet, nicht hinreichend war, ihm einen von Sorgen und empfindlichen Beschränkungen seiner gewohnten Lebensweise befreiten Unterhalt auf zwei Jahre zu sichern.

Auf einmal von aller Thätigkeit seines schöpferischen Genies gewaltsam abgezogen und unter die schweren Leiden einer tödtenden Krankheit gebeugt, mußte ihn bei deren längerer Andauer eine bange Aussicht auf sein künftiges Schicksal überfallen; er sah mit Beunruhigung dem sich herannahenden Zeitpunkte entgegen, in welchem er gezwungen sein würde, jenes einzige sich errungene Ersparniß anzugreifen; und wer wird es



seinen Freunden verargen, wenn sie dadurch, daß sie die Ahnung einer Lebensgefahr so lange als immer möglich von ihm entfernt zu halten suchten und nur von dem Gebote einer langen Pflege zur völligen Genesung und Erholung seiner schwachen Kräfte sprachen, sogar dazu beitrugen, jene Unruhe zu vergrößern.

In dieser, nach den Einwirkungen seiner schweren Krankheit bald mehr, bald minder beweglichen Stimmung seines ohnehin Alles in das tiefste auffassenden Gemüthes erhielt er ein ebenso kostbares als erfreuliches Freundschaftsgeschenk von Herrn Stumpff in London mit der Sammlung von Händels sämmtlichen Werken, und je mehr er von Rührung über diesen Beweis einer aus der Ferne ihm gewidmeten Freundschaft ergriffen war, desto lebhafter erwachte in ihm die Erinnerung, daß eben von London aus ihm vor mehreren Jahren durch die dortige Philharmonische Gesellschaft das gleich ehrende als freundschaftliche Anerbieten zugekommen war, zu seinem Vortheile ein großes Concert veranstalten zu wollen, welches Beethoven damals auf das Dankbarste abgelehnt hatte.

Diese Erinnerung bewog ihn, unterm 8. Februar l. J. an Herrn Stumpff in London wörtlich Nachstehendes zu schreiben:

‚Leider! liege ich schon seit 3. Dec. an der Wassersucht darnieder. Sie können denken, in welche Lage mich dieses bringt. Ich lebe gewöhnlich nur von dem Ertrage meiner Geisteswerke, habe Alles für mich, für meinen Karl davon zu schaffen. Leider! seit 2½ Monaten war ich nicht im Stande, eine Note zu schreiben. Mein Gehalt beträgt so viel, daß ich davon den Wohnungszins bestreiten kann, dann bleiben noch einige Hundert Gulden übrig. Bedenken Sie, daß sich das Ende meiner Krankheit noch gar nicht bestimmen läßt, und es endlich nicht möglich sein wird, gleich mit vollen Segeln auf dem Pegasus durch die Lüfte zu segeln. Arzt, Chirurgus, Apotheker, Alles wird bezahlt werden müssen. — Ich erinnere mich recht wohl, daß die Philharmonische Gesellschaft vor mehreren Jahren ein Concert zu meinem Besten geben wollte. Es wäre für mich ein Glück, wenn sie jetzt diesen Vorsatz von Neuem

fassen wollte, ich würde vielleicht aus aller mir bevorstehenden Verlegenheit doch gerettet werden können. Ich schreibe deßwegen an Sir G. Smart [Musikhändler], und können Sie, werther Freund, etwas zu diesem Zwecke beitragen, so bitte ich Sie, sich mit ihm zu vereinigen; auch an Moscheles wird deßhalb geschrieben, und in Vereinigung aller meiner Freunde glaube ich, daß sich in dieser Sache doch etwas für mich wird thun lassen.'

Ohne alle andere Aufforderung als diese wenigen Zeilen, ohne alles Zögern und näheres Erkundigen, ohne selbst die Veranstaltung eines Concertes oder auch nur die Einleitung dazu abzuwarten, sendete die Philharmonische Gesellschaft in London hierauf dem verehrten großen Künstler unverweilt durch das Haus Rothschild ein einstweiliges Geschenk von 1000 fl. C. M. mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, ihm durch Veranstaltung eines großen Concertes noch einen bedeutenden Nachtrag zu widmen, und übergab zu diesem Behuf jene Summe in die Hände des Herrn Moscheles, welcher schon unterm 1. März l. J. einen seiner Freunde in Wien davon benachrichtigte.

Dieser echten Darstellung der einfachen Thatsache verdient noch beigesetzt zu werden, daß Herr Moscheles in diesem Benachrichtigungs- und Anweisungsschreiben die Bekanntmachung des Geschenkes sich ausdrücklich verbeten hat, indem Gutes Verborgenheit verlange. Die öffentliche Bekanntmachung desselben hier in Wien erfolgte bloß auf den deßfallsigen bestimmten Wunsch Beethovens selbst.

Vertrauend auf diesen reinen Hergang kann man kühn die Würdigung der in dem eingangs berührten Artikel aus Wien enthaltenen Bemerkungen dem unbefangenen öffentlichen Urtheile überlassen. Dasselbe wird den edlen Sinn und die edle Handlungsweise in der schnellen Geschenkgabe der Philharmonischen Gesellschaft in London, so wie die ehrenhafte, thätige Theilnahme des Herrn Moscheles gewiß nicht verkennen und dem letztern dafür volle Entschädigung gewähren, daß in jenen Bemerkungen sein freundschaftlicher Antheil durch die Bezeichnung

einer Beethovens und auch seiner unwürdigen Collekte zu beschmutzen versucht wird. Ueberhaupt kann man sich kaum erwehren, in dieser verdrehten Bezeichnung, in der falschen Berufung auf den öffentlichen, allgemeinen Unwillen bei der Nachricht von jener Collekte, da im Gegentheil der gerade, auch ausländisches Verdienst und noch mehr einheimisches Verdienst im Auslande, gern würdigende Sinn des Wiener Publikums die Kunde des edlen, aus England für unsern Beethoven gesendeten Geschenkes mit lebhafter Freude und Theilnahme aufgenommen hat, und endlich in dem scheinbaren Schilde vaterländischer Anhänglichkeit bloß Kunstgriffe zu erblicken, um von einer nähern Prüfung der Bemerkungen abzuleiten, parteiische Ansichten zu erwecken und dadurch desto sicherer den Zweck der Bemerkungen zu erreichen."

Niemand konnte den regen und hohen, und es muß hinzugefügt werden, auch werkthätigen Sinn der Regierung und unseres Publikums für alles Gute und Schöne mehr achten, als Beethoven selbst, den eben dieser rege und hohe Sinn hieher gezogen und stets allhier festgehalten hatte; Niemand konnte die ihm in seiner Künstlerlaufbahn zu Theil gewordenen Unterstützungen, und insbesondere die ihm von Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Rudolph, dann den fürstlichen Familien Kinsky und Lobkowitz in der spätern Zeit mit Huld und Großmuth bestimmten Jahrgehalte dankbarer verehren, als er; allein desto mehr war es seinem äußersten Zartgefühle, wodurch er während seiner letzten Krankheit sogar seine ältesten und besten Freunde in kränkende Unthätigkeit für seine bessere Pflege versetzte, unmöglich, seine ihn beunruhigenden Aussichten und Empfindungen hier laut oder bekannt werden zu lassen, und nur bei der aufgeregten Erinnerung an ein früher gemachtes freundschaftliches und ehrendes Anerbieten konnte er sich entschließen, gegen Kunstverwandte und in Beziehung auf eine Kunstproduktion davon zu reden.

Höchst ungerecht ist es endlich von dem Verfasser der Bemerkungen, wegen jenes hier herrschenden regen und hohen Sinnes für alles Gute und Schöne dem Auslande sogar die

Befugniß bestreiten zu wollen, auch von seiner Seite das hier wirkende Gute und Schöne zu erkennen, zu ehren und die besondere Achtung für dasselbe durch eine sorgsame schnelle Hilfe thätig zu beweisen; als ob es eine Anmaßung wäre, nicht abgewartet zu haben, was hier gethan worden sein würde, wenn die beunruhigenden Aussichten und Empfindungen Beethovens hier bekannt geworden wären.

Lasse man daher statt Verunglimpfung lieber jeder edlen Gesinnung und jeder edlen Handlung ihr gebührendes Verdienst.

Das Publikum Wiens hat seine edlen Gesinnungen zu oft und hochherzig schon durch Handlungen beurkundet, um durch eine im Auslande bethätigte edelmüthige Handlungsweise, wozu hier kein Anlaß gegeben war, in Schatten gestellt werden zu können, und dem Ruhme seiner edlen Gesinnungen wird weit mehr dadurch entsprochen werden, wenn auch der edlen ausländischen Handlung ungetheilter Beifall gezollt wird, als wenn sich dagegen hämische Stimmen des Tadels erheben."

Schlußwort.

So haben wir den großen Meister der Töne auch außerhalb seiner Kunst in den verschiedensten Darstellungen seines Wesens, ja in einer ganzen Reihe lebendiger Bilder seines Werdens und Seins an uns vorüberwandeln sehen.

Die kümmerlich bescheidenen Verhältnisse, in denen er Kindheit und Jugend verbrachte, — die sicher kühne Art, womit er aus ihnen zum Licht des Lebens wie der Kunst sich emporarbeitete, — die stolzen Triumphe seines virtuosen Leistens und die begeisternden Wirkungen seines schöpferischen Vermögens, — das herbe Schicksal, das ihn physisch traf, und die beengenden Fesseln, in die obendrein persönliche Eigenart ihn schlug, — der titanische Muth, mit dem er jedem Zwang

und Bedürfen trotzte, und doch wieder das unabweisbare Sehnen und zwingende Bedürfen des eigenen Herzens, — die Glorie endlich des Leidens und die volle Befriedung und Verklärung des inneren Seins, — alles sahen wir auch in diesen meist bloß leicht hingeworfenen Skizzen an uns vorüberziehen und fühlten uns von diesem äußerlich so wenig wechselnden und doch innerlich so stürmisch bewegten Dasein ergriffen und mit in den Strudel desselben hineingerissen.

Und ob hier gleich im Grunde nur selten viel mehr als der Saum des Gewandes berührt ward, das den eigentlichen Genius umschlossen hält, immer ging doch auch der außenstehenden Betrachtung wenigstens ein Strahl von jenem innern Lichte auf, an dem dieser Genius selbst sich stets aufs neue wärmte und nährte, ein Strahl seines tiefen Gemüthslebens und seiner wahrhaft hohen Menschenart, die jedermann „Bewunderung und Verehrung“ einflößte. Ja wenn in einzelnen glücklich erhaschten Momenten auch für solche fremdher nahende „Zeitgenossen“ der Schleier sich einmal lüftete und etwas von dem hehren Schwung dieser Phantasie und der erhabenen Welt- und Menschenanschauung dieses Geistes hervortrat, dann fühlten wir uns wie mit einem mächtigen Ruck sogar für einen Augenblick der schönsten Ahnung und Erinnerung in die hohe Sphäre dieser Kunst selbst emporgehoben, von der mit Recht ausgesagt werden kann, daß sie als eine andere Philosophie uns das Wesen der Welt selbst in seinem Innersten darstellt und deutet.

In der That, wenn je einem Künstler, so ward diesem Beethoven „der Menschheit Würde in die Hand gegeben“ und — von ihm bewahrt. Der heilige Ernst, mit dem er sie, die Kunst, erfaßte und nicht allein was die Welt Glück nennt ihr willig opferte, sondern sein ganzes Dasein an ihre Gewinnung setzte und seiner Aufgabe in Wahrheit „gar treu bis an das Grab“ blieb, — dieser Ernst hat auch ihm selbst die Palme gewährt, die am Ziel seines Strebens stand: er hat im vollsten Sinne *die Kunst in ihre Würde wiedereingesetzt*. Und wenn wir also selbst in diesen kleinen Skizzen jenem seltsam ernsten und sogar tragischen Verlauf eines Menschenlebens unser

Mitgefühl nicht versagen konnten und einen wahren Antheil an demselben gewannen, — lauter tönt uns doch aus dieser gesammten Künstlerexistenz und mit energischer Mahnung der Ruf entgegen: daß wir nun auch die Kunst nach dieser ihrer Würde bewahren und, jeder an seinem Theile, bewähren! Nur so sind wir selbst die Zeitgenossen dieses auch im Tode nicht gestorbenen, sondern stets lebendig fortwirkenden Künstlers und legen lebendiges Zeugniß von seinem Dasein ab.

Namen- und Sachregister.

